(Caroline)

Meier

Karoline,

Prinzessin zu Schaumburg-Lippe.

Karoline,

Prinzessin zu Schaumburg-Lippe.

Ein biographisches Denkmal

von

Ernst Meier,
ordentl. Professor der morgenländischen Sprachen an der Universität Tübingen.

Gotha,
bei Friedrich Andreas Perthes.
1865.

Einleitung.

Im Juli des Jahres 1846 las man in der Deutschen Allgemeinen Zeitung folgenden Artikel:

„Aus Thüringen, den 16. Juli. Am 1. Juli starb zu Rudolstadt die Prinzessin Karoline Luise zu Schaumburg-Lippe, eine Dame, durch seltene Eigenschaften ausgezeichnet und von einem bewunderswerten Streben beseelt, der Menschheit nützlich zu werden. Abgesehen davon, daß sie zur Förderung jeder guten Sache nach Kräften half, widmete sie ihr Leben seit länger als 30 Jahren der Erziehung. Sie verwendete in dieser Absicht nicht bloß ihr ganzes Vermögen, sondern sie folgte mit fördernder Aufmerksamkeit der Ausbildung ihrer Schützlinge und

war selbst thätig durch Lehre und Unterricht vom Morgen bis zum Abend. Sie war eine fürstliche Frau von echt deutscher Sinnesart, und diesen Sinn wollte sie verbreiten. Die Nachricht von ihrem Tode geht nicht allein Bückeburg und Rudolstadt an, wo sie lebte und wirkte, sie geht Deutschland an, das seine edlen Frauen zu allen Zeiten geachtet hat."

Man hätte erwarten dürfen, daß einer solchen Erscheinung mit ihrem großartigen Wollen und Wirken alsbald eine ausführliche Lebensbeschreibung zu Theil geworden wäre. Allein bis jetzt hat nur eine weibliche Hand (M. M.) eine kleine biographische Skizze (gedruckt im Janus 1847, III, 21) dem Andenken der seltenen Frau gewidmet, eine Skizze, die trotz mancher Unrichtigkeiten und Entstellungen im Ganzen kein unähnliches Bild von ihr entwirft, aber doch bei weitem nicht genügt, um eine so ungewöhnliche Erscheinung zu begreifen und zu würdigen.

Wenn ich selbst sofort nach dem Heimgange der hohen Frau den Entschluß faßte, derselben

ein biographisches Denkmal zu setzen und ein möglichst treues Gemälde — voll Licht und Schatten — von ihrem Wesen und Wirken zu entwerfen, so trieb mich einmal dazu die allgemeine Pflicht, das Edle und Große, das sie rastlos erstrebt und so vielfach verwirklicht hat, dem Gedächtnis der Nachwelt zu erhalten; außerdem aber auch die heilige Pflicht der Dankbarkeit. Denn ich hatte das Glück, mich der besonderen Huld und Theilnahme der edlen Frau seit meiner Jugend zu erfreuen; und gestehe gern, wie ich ihr das Glück meines Lebens, daß ich rein der Wißenschaft mich widmen durfte, zu verdanken habe.

Indes hielten mich verschiedene literarische Facharbeiten von der alsbaldigen Ausführung dieses Planes ab. Auch wollte ich selbst erst das Bild der selig Entschlafenen mir etwas in die Ferne treten laßen, um es objektiver und wahrheitsgetreuer auffaßen zu können.

Schließlich sei nur noch bemerkt, daß ich 20 Jahre lang, von 1826—46, beständig theils persönlich, theils brieflich aufs lebhafteste mit

meiner Gönnerin verkehrte und ihr unbedingtes Vertrauen genoß, so daß ich glaube, ein möglichst richtiges Bild von ihr geben zu können. Gegen 500 Briefe, die ich von ihr besitze, liefern außerdem dankbare Ergänzungen zu meinen übrigen Erinnerungen, die ich genau aufzuzeichnen bemüht war.

Daß hiebei die strengste Wahrheitsliebe meine Feder geleitet, bedarf keiner Versicherung. Die Selige kann der Schminke entbehren. Sie selbst war im Leben einer Unwahrheit nicht fähig, und so soll auch ihr Lebensbild wo möglich keinen falschen Zug enthalten. Man lerne sie ganz kennen, und man wird die etwaigen Mängel und Schwächen, die ihr anhafteten und die uns nur zeigen, daß sie kein überirdisches, sondern ein Wesen unserer Art war, ihr gern zu gute halten.

Tübingen, den 1. Juli 1865.

Ernst Meier.

Erster Abschnitt.

Wenn von edlen, hervorragenden Frauen nicht bloß unsers Jahrhunderts die Rede ist, so darf man sicher sagen: die fürstliche Frau, der diese Blätter gewidmet sind, gehörte zu den Besten ihres Geschlechtes überhaupt und war unter den Edlen der Edelsten Eine. Ohne alle Selbstsucht fand sie die Befriedigung ihres Lebens einzig darin, für Andere zu wirken, der Menschheit zu nützen, sich selbst zu bilden und zu veredeln, indem sie Andere zu bilden suchte. Ihr Inneres war erfüllt von jenem tiefem Drange, alles echt Menschliche, das ewig Wahre und Gute lebendig in sich aufzunehmen und in sich wirken zu laßen; daneben der praktische unwiderstehliche Trieb, ihre sittlichen Ideale ins Leben einzuführen, die Bedürfnisse Anderer zu sehen, Leiden zu lindern und die Unebenheiten der Gesellschaft auszugleichen: ein Trieb, von dessen Dasein nur allzu Viele gar keine Ahnung haben.

Gemeinen und gewöhnlichen Augen war sie bloß eine

sonderbare, wenn nicht gar lächerliche Erscheinung. Aber auch tieferblickende und edeldenkende Menschen erkannten nicht immer sogleich den großartigen Sinn, der ihre rastlose Thätigkeit beseelte. Ihre Lebensweise, ihre Ansichten über Welt, über Erziehung und Menschenwert, über Kunst u. dergl., ihr gerades, rückhaltloses Wesen: das Alles war — zumal in ihrer hohen Stellung — so sehr gegen die herrschenden Ansichten, daß Mancher beim ersten Zusammentreffen mit ihr daran sich stieß und namentlich mancher Eitle, mit dem sie immer schonungslos verfuhr, sich durch sie verletzt fühlte. Indes bei etwas längerer Bekanntschaft gieng gewiß das anfängliche kopfschüttelnde Staunen jedes Unbefangenen in anerkennende Hochachtung, ja in Bewunderung und Verehrung über.

Es lohnt sich daher wohl der Mühe, zurückzublicken auf die ersten Anfänge eines solchen Lebens, auf die Zeitumstände und Umgebungen, die es bilden halfen, sowie auf die Schicksale und Wandlungen, auf die Hemmungen und Trübungen, die ihm widerfuhren. Denn wie alle Menschen, die von Ideen erfüllt sind und dieselben zu verwirklichen streben, hat auch sie viel zu kämpfen und zu leiden gehabt. Aber mit dem Mute eines Helden hat sie ausgeharrt und ihr Leben selbst der guten Sache, für die sie wirkte, zum Opfer gebracht.

Die Prinzessin Karoline Luise, früher Gräfin und Edle Frau, zu Schaumburg-Lippe, war im Todesjahre

Friedrichs des Großen, 1786, am 29. November auf dem Schloße zu Bückeburg geboren.

Ihr Vater, Philipp Ernst, regierender Graf zu Schaumburg-Lippe (aus der jüngern Linie dieses Hauses zu Alverdissen), geboren den 5. Juli 1723, war durch den kinderlosen Tod seines Vetters, des großen Grafen Wilhelm (Friedrich Ernst) zu Schaumburg-Lippe, 1777, zur Regierung aller Besitzungen der Schaumburgischen Linie des Lippischen Hauses gekommen. Er war ein gerechter, aber strenger, heftiger und seiner Würde sich bewußter Herr. Wenn Jemand einen seiner Diener im Gespräch mit ihm „Herr" nannte, so soll er unwillig oft gesagt haben: „Hier ist Niemand Herr als ich." Er hatte das Unglück, die Kinder erster Ehe (mit Albertine, Prinzessin von Sachsen-Weimar) sämmtlich durch den Tod zu verlieren, den letzten seiner Söhne in einem Alter von bereits 21 Jahren. Dadurch sah sich der lang verwitwete Graf, obwohl schon in einem vorgerückteren Alter stehend, veranlaßt, eine zweite eheliche Verbindung einzugehen, und vermählte sich am 10. Oktober 1780 mit Juliane (Wilhelmine Luise), Tochter des Landgrafen Wilhelm zu Hessen-Philippsthal. Sie ist die Mutter der Prinzessin Karoline.

Aus dieser Ehe entsprangen überhaupt vier Kinder, von denen die älteste, eine Tochter, Eleonore, früh wieder starb (1781—1783), drei aber gedeihlich heranwuchsen, nämlich 1) eine Tochter: Wilhelmine Charlotte, geboren den 19. Mai 1782, vermählt 1814 mit dem königlich großbritannisch-hannoverschen

Staats- und Kabinetsminister, Grafen von Münster; 2) ein Sohn, Georg Wilhelm, durch den zu allgemeiner Freude das angestammte Herrscherhaus dem Lande erhalten wurde, der später regierende Fürst zu Schaumburg-Lippe, geboren den 20. December 1784, gestorben den 21. November 1860; 3) eine zweite Tochter, Karoline Luise, wie schon oben angegeben.

Die Gräfin Juliane (geboren den 8. Juni 1761 in den Niederlanden zu Zütpfen) war eine durch Geist, Einsicht und Entschloßenheit ausgezeichnete Frau. Die ungleiche Ehe — (sie war 19, der Graf 57 Jahr alt) — war nicht unglücklich. Hatte sie doch selbst schon früher ein solches Loos ahnend sich vorgestellt und sich damit vertraut gemacht. Als nämlich ihre Eltern von Philippsthal nach Kassel zogen, tauchte hier der Plan auf, sie mit einem französischen Prinzen zu vermählen. Da dieser jünger war, als sie, so sagte einst Jemand im Scherz zu ihr: der junge Prinz werde ihr wenigstens die Herrschaft im Hause nicht streitig machen, worauf sie erwiederte: „Ich möchte lieber von der Vernunft eines Alten, als von den Launen eines jungen Mannes abhängig sein.“ (Monsieur, j'aime mieux dependre de la raison d'un viellard, que des caprices d'un jeune homme.)

Ihre ganze Tüchtigkeit aber zeigte und bewährte sie am glänzendsten bei den erschütternden Stürmen und Schicksalschlägen, die in den letzten 12 Jahren ihres Lebens über sie hereinbrachen. Zunächst starb ihr Gemahl, der Graf Philipp Ernst, am 13. Februar 1787,

als ihre jüngste Tochter, unsere Karoline, noch nicht ganz drei Monate alt war.

Nun trat zwar die verwitwete Fürstin sofort die vormundschaftliche Regierung für ihren unmündigen, noch nicht dreijährigen Sohn an. Allein der damalige Landgraf von Hessen-Kassel Wilhelm IX. (seit 1803 als Kurfürst Wilhelm I., Wiedereinführer der Zöpfe u. s. w.) wollte den Grafen Georg Wilhelm unter dem nichtigen Vorwande, daß dessen Großmutter unebenbürtig gewesen, nicht als lehensfähig anerkennen, besetzte daher vier Tage nach dem Tode des Grafen Philipp Ernst mit vorher bereit gehaltenen Truppen das Land und ließ ein förmliches Besitznahme-Patent überall anschlagen.

Um diesen Gewaltstreich einigermaßen zu erklären, möge ein kurzer geschichtlicher Rückblick hier Platz finden.

Der uralte Schaumburgische Grafenstamm, dessen Holsteinische Linie schon 1459 ausgestorben war, erlosch mit dem Grafen Otto VI. im Jahre 1640. Der junge hoffnungsvolle, noch unvermählte Regent ward bei dem berüchtigten Gastmahl in Hildesheim nebst mehren Generalen und Führern der protestantischen Partei in Deutschland — wahrscheinlich durch einen französischen Mönch — vergiftet. Die Stammgüter wurden nun zersplittert und von Dänemark, Braunschweig-Lüneburg und Hessen-Kassel in Besitz genommen. Den kleinen Rest erhielt das durch viele Heiraten verwandte, uralte Haus Lippe, und zwar als Lehen von Hessel-Kassel, so daß die Gräfin Elisabet, die Mutter

Otto's VI., das Haus Schaumburg-Lippe begründete. Ihr folgte ihr Bruder Graf Philipp 1646. Diese Linie erlosch 1777 mit dem Grafen Wilhelm und es erbte das Land der Graf Philipp Ernst von Schaumburg-Lippe-Alverdissen*).

Der Landgraf von Hessen nahm, wie gesagt, nach dem Tode des Grafen Philipp Ernst das Land sofort in Besitz mit Ausnahme der kleinen Inselfeste Wilhelmstein im Steinhuder Meer, die durch nichts zur Uebergabe zu bewegen war. Der Ruhm dieser mutigen Haltung gebührt aber nicht sowohl dem altersschwachen Kommandanten der Festung, dem Hauptmann Rottberg, als vielmehr dem tapferen Lieutenant Windt, einem Zöglinge der berühmten Artillerieschule des Grafen Wilhelm, einem Mitschüler von Scharnhorst.

Die verwitwete Fürstin und Vormünderin flüchtete mit dem unmündigen Erbgrafen und ihren zwei Töchtern auf königlich preußisches Gebiet nach Minden und suchte dann Rat und Hülfe bei unterrichteten Männern und bei befreundeten größeren Höfen, und zwar nicht vergebens. Insbesondere nahmen sich Kaiser Joseph II., Georg III. von England, sowie Friedrich Wilhelm II. von Preußen entschieden des jungen Grafen an, und namentlich suchte Preußen bei diesem Erbstreite im Sinn des vom großen Friedrich noch gegründeten deutschen

---

*) Das Genauere über das Lehnsverhältnis zu Hessen-Kassel s. im Leben des Fürsten Georg Wilhelm im deutschen Regenten-Almanach vom Jahre 1829, S. 269 ff.

Fürstenbundes zu vermitteln. So erließ denn der Reichshofrat schon am 6. April ein Erkenntniß, „worin dem Landgrafen von Hessen ernstlich befohlen wurde, die von ihm angeschlagenen Patente sogleich wieder abnehmen zu lassen, Mannschaft und Geschütz zurückzuziehen, kurz Alles in den Stand zu setzen, wie es vor dem 17. Februar, dem Tage der Besetzung, gewesen, widrigenfalls die kreisausschreibenden Fürsten autorisirt werden sollten, solches zu bewerkstelligen."

Der Landgraf fand es hierauf geraten, das Land am 17. April wieder zu räumen und vollen Schadenersatz zu leisten. Sein erster militärischer Schritt, sich unter den Fürsten Deutschlands ein Ansehen zu verschaffen, war mislungen. Die Fürstin Juliane aber hatte die Freude, durch kluge Entschloßenheit ihrem Sohne das Erbe seiner Väter erhalten zu sehen.

Um für alle Fälle sicherer zu gehen, erbat sich indes die fürstliche Vormünderin den Reichsgrafen von Walmoden-Gimborn (kurhannoverschen Gesandten in Wien und nachher Feldmarschall) zum Mitvormund, und in dieser Stellung wurde derselbe durch kaiserliches Dekret vom 20. November 1787 auch bestätigt und förmlich dazu ernannt.

Nachdem nun so ein drohender Sturm von außen glücklich abgewandt war, brachen bald im Innern des Ländchens selbst bedenkliche Unruhen aus, wie hier nur kurz anzudeuten ist. Zunächst der Streit zwischen den Reformirten und Lutheranern, den besonders drei lutherische Geistliche, der talentvolle und gelehrte, aber

stolze und herrschsüchtige Konsistorialrath Froriep in Verbindung mit Rauschenbusch und Meyer, zu einer bedenklichen Höhe steigerten, indem sie von der Kanzel herab offnen Aufruhr gegen die Regierung predigten, als handle es sich von der Unterdrückung aller Glaubensfreiheit, während es sich in Wahrheit bloß darum handelte, daß Froriep von den Leichen der reformirten Gemeinde, die auf dem vereinigten Gottesacker begraben wurden, keine Leichengebühren zu fordern haben sollte und er diese ungerechte Forderung nicht aufgeben wollte. Er wurde daher mit seinen beiden Gesinnungsgenoßen, da sie in keiner Weise den bestehenden Gesetzen und dem Urtheilsspruch der Universität Rostock sich fügen wollten, des Landes verwiesen (1792).

Indes hatte in Frankreich seit 1789 die große Umwälzung ihren Anfang genommen und verbreitete durch ganz Europa eine fieberhafte Gährung und Erschütterung. Hier sei nur kurz erwähnt, daß, theils durch die Bewegung im Westen, theils durch die aufrühreriſchen Reden der genannten Geistlichen aufgeregt, mehre Aemter und Dörfer des Landes erklärten, keine Steuern mehr zahlen zu wollen, und die Regierung beim Reichskammergericht verklagten. Es kam zu einem Vergleich; aber mehre Dörfer, besonders Volksdorf und Kuksh agen, wollten auch jetzt und überhaupt keine Steuern mehr zahlen und griffen die Regierungskommission offen an. Darauf wurde ein Truppenkommando mit einer Kanone abgeschickt, um die Bauern auseinander zu treiben, wobei zwei Bauern fielen, den 16. März 1793. Das

war „der Kukshäger Krieg“. Die vormundschaftliche Regierung stellte endlich durch das Einrücken kurhannoverscher Truppen, die sie sich erbeten, die Ruhe und Ordnung im ganzen Lande bald wieder her. —

Schließlich mögen hier noch einige Züge Erwähnung finden, die das Bild der Fürstin Juliane uns näher bringen werden und die um so mehr hierher gehören, als wir in denselben das Urbild und Vorbild ihrer Tochter Karoline nicht verkennen können.

Zunächst widmete sie sich mit der größten Gewißenhaftigkeit und mit unermüdlichem Eifer den Regierungsgeschäften, indem sie die geistige wie die leibliche Wohlfahrt ihrer Unterthanen auf jede Weise zu fördern suchte. Ihr Andenken ist deshalb auch immer ein gesegnetes geblieben. Von manchen ihrer Einrichtungen, wie von der Anlage neuer Kunststraßen, von der geordneteren Kultur der Wälder, von der Begünstigung der Obstbaumzucht, von der Abschaffung der Strohdächer u. dergl., erkannte man den Nutzen freilich erst später.

Insbesondere richtete sie ihr Augenmerk auf die Verbeßerung des Schulwesens, indem sie theils neue Lehrstellen errichten ließ, theils die Lehrer beßer stellte, vor Allem aber durch die Gründung eines Seminars, in welchem die künftigen Volksschullehrer durch gediegene Männer für ihren Beruf herangebildet werden sollten. Sie wohnte oft, zur Ueberraschung der Lehrer wie der Schüler, den Unterrichtsstunden bei.

Auf ihre Veranlaßung schrieb ihr Leibarzt, der be-

kannte Dr. Faust, seinen Gesundheits-Katechismus, der fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden ist, und ließ ihn zu Hunderten von Exemplaren an die Schulen vertheilen. Ebenso schenkte sie den Schulen andere populäre und nützliche Schriften, wie das Noth- und Hülfsbüchlein von Becker, das Mildheimische Liederbuch u. dergl., wodurch in jeder Gemeinde der Grund zu einer kleinen Volksbibliothek gelegt wurde.

Juliane war eine große Freundin der Musik, spielte selbst sehr gut das Klavier und sang. Außerdem unterhielt sie eine vortreffliche Kapelle, in der ein Neubauer und der sogenannte Bückeburger Bach (einer der 11 Söhne des großen Sebastian Bach), mitwirkten und die durch wöchentliche Konzerte, zu denen jeder anständig gekleidete und gebildete Bürger freien Zutritt hatte, viel zur Erheiterung wie zur musikalischen Bildung der Bückeburger und Bückeburgerinnen beitrug.

Auch das Theater hatte sie gern und ließ bald ein französisches, bald ein deutsches Lustspiel von einem Liebhaberkreise aufführen, wobei sie selbst nicht selten eine Rolle übernahm.

In sehr freundlichem Andenken blieben die Kinderbälle, die sie gewöhnlich bei der Geburtstagsfeier ihrer Töchter gab und zu denen alle wohlgezogenen Kinder der Stadt geladen wurden. Ein wahres Bürgerfest aber war und blieb der Bürgerball, der zu Neujahr, am Tauftage ihres Sohnes, von der Bürgerschaft veranstaltet wurde und den der ganze Hof immer mit seiner Gegenwart beehrte. Da war denn mancher ehr-

same Bürgersmann so glücklich mit der Fürstin tanzen zu dürfen.

Mein Großvater mütterlicher Seits, Namens Steinmeyer, ein sehr geschickter Damast- und Drellweber in Bückeburg, arbeitete viel für die Fürstin und konnte die Leutseligkeit der hohen Frau nicht genug rühmen. Sie schoß ihm nicht bloß ein unverzinsliches Anlehen zur Erweiterung seiner Werkstatt vor, sondern besuchte ihn oft auch selbst und sah stundenlang dem kunstvollen Weben zu oder trieb allerlei Kurzweil mit seinen Kindern. Auf einem Bürgerballe jedoch hatte mein Großvater nicht den Mut, die Fürstin zum Tanze aufzufordern, drängte sich aber in ihre Nähe, so daß sie ihn bemerken mußte. Bald trat sie zu ihm hin mit den Worten: „Nun Steinmeyer, Er thut ja heute als kennte Er mich nicht; warum läßt Er mich denn da stehen und tanzt nicht mit mir?“ — worauf er sich denn natürlich nicht lange besann, der Landesmutter den Arm anzubieten und ein Menuet mit ihr zu wagen. Er hat dieß Geschichten oft und gern erzählt.

Noch als Regentin machte sie oft größere Spaziergänge zu Fuß, aber selten, ohne zugleich etwas Nützliches anzuordnen oder es selbst ins Werk zu setzen. An einem Sonnabend sah man sie einst mit zwei Mann Hülfe eine ganze Baumreihe anlegen.

„Auch die Schulkinder müßen ihre Erholung haben“, sagte sie öfters; „aber wenn man nur ihre Spiele auch auf das Nützliche richten könnte?“ Da ließ sie kleine Hacken, Schaufeln und Schubkarren machen, und

nach beendigten Schulstunden fuhren die Kinder damit auf den Harl — einer reizenden Waldhöhe bei Bückeburg —, und unter lauter Lust und Vergnügen war alsbald von den Kleinen ein langer breiter Weg angelegt, der noch jetzt unter dem Namen des Kinderwegs bekannt ist. Als Lohn für besonderen Fleiß durften ihre eigenen Kinder zuweilen an dieser Arbeit Theil nehmen.

Ihre Gesellschaften sollen immer sehr unterhaltend gewesen sein, indem sie Alles aufbot, es ihren Gästen behaglich zu machen. Da wurden Spiele veranstaltet, Rätsel und Charaden, Endreime und Rebus aufgegeben, aber Alles nur in der Absicht, pour mettre tout le monde à son aise; denn für sich und in engern Kreisen liebte sie eine andre Unterhaltung. „Gewöhnlich“, sagte ein witziger Kopf, „läßt sich die Fürstin mit den Personen in rebus ein, mit denen sie sich in Sachen nicht einlaßen kann.“

Ihre Kinder wurden höchst einfach nach der Anweisung des Dr. Faust erzogen, leicht in gestreifte oder an Sonn- und Festtagen in weiße Leinwand gekleidet, gegen Wind und Wetter abgehärtet, kalt gebadet und höchst frugal genährt. Milch und Brot war ihr Frühstück, Waßer ihr Getränk, und diese fast mehr als bürgerliche Einfachheit ist allen, besonders aber der Prinzessin Karoline, lebenslänglich geblieben. In welcher Weise sie sonst für die Erziehung ihrer Kinder sorgte, werden wir später noch genauer sehen. Um hier den Umriß ihres Lebens einstweilen abzuschließen, sei nur kurz be-

merkt, daß die edle Frau in der Blüte ihres Lebens, 38 Jahr alt, am 9. November 1799 dem Lande und ihren Kindern durch den Tod entrißen wurde. Ein heftiger Katarh, der allmälig in eine schmerzhafte Lungenentzündung überging, raffte sie hin.

In einem Aufsatze, den man von ihrer Hand geschrieben unter ihren Papieren fand, sagt sie unter Anderm:

„Die Regierung und Vormundschaftsführung hat mir viele Arbeit, Sorgen und Kummer gemacht. Mein Sohn wird dieß erwägen und mir verzeihen, was bei der besten Absicht beßer hätte sein können. Ich wünsche zum Baum*) in dem Begräbnis, was für meine Mutter bald erbaut werden muß, beigesetzt zu werden. Die Ueberschrift sei:

Hier ruhen zwei Freundinnen.

Man setze mich in einem einfachen Sarkophage bei, und will man mir eine Grabschrift geben, so sei es keine andere als die:

Sie wollte das Gute;

denn dieser Wahrheit bin ich mir bewußt." **)

---

*) So heißt ein Landschlößchen in einer schönen Gegend mitten im Schaumburger Walde. Das Mausoleum, welches Graf Wilhelm für sich, für seine Gemahlin und sein Töchterchen hatte bauen laßen, befindet sich nahe dabei.

**) Vgl. weiter über die Fürstin Juliane: Horstig, westphälisches Taschenbuch für das Jahr 1801, S. 13—74.

Die ersten Stürme, welche schon die Wiege der Prinzessin Karoline umtobten, zogen unbewußt und spurlos an ihr vorüber. Auch die späteren Unruhen, die Streitigkeiten ihrer Mutter mit den eignen Unterthanen, blieben ohne Einfluß auf das kindliche Gemüt, und noch weniger wurde dasselbe unstreitig von den welterschütternden Ereignissen in Frankreich berührt, so tief dieselben auch später in ihr Leben und Denken eingriffen.

Sie war ein zart organisirtes Kind, das sich körperlich und geistig etwas langsam entwickelte.

Fast drei Jahre alt, im Herbst 1789, wurden ihr vom Dr. Faust die rechten Blattern eingeimpft, sieben Jahre vor Jenners wichtiger Entdeckung der Kuhpocken-Impfung (1796). Im Sommer 1790 nahm sie ihre Mutter mit nach Philippsthal. Hier bekam sie im rechten Ohr ein heftiges Geschwür, das sich in der Folge öfters wiederholte, bald am rechten, bald am linken Ohr, und sie zeitweis schwerhörig machte: ein Uebel, das ihre geistige Entwicklung vielfach hemmte. Erst vom 14. bis 15. Jahre an wurden diese Abscesse seltener und auch die Taubheit, besonders auf dem einen Ohr, verlor sich allmälig immer mehr.

Eins der folgenreichsten Ereignisse in der Kindheit der Prinzessin Karoline ist ohne Zweifel dieß, daß sie in der Person der Fräulein Charlotte von Marthille, einer jungen gebildeten Dame aus Lothringen, die zugleich Ehrendame der Fürstin war, eine Erzieherin und mütterliche Freundin erhielt. Mit seltenem Takte,

mit der glücklichsten Mischung von Milde und Strenge hat das edle Fräulein ihre Aufgabe gelöst und blieb fortwährend die vertraute Freundin, Beraterin und Gesellschafterin der Prinzessin. Diese war ihr ebenfalls mit inniger Liebe zugethan. Sie überlebte aber ihre Schülerin um mehre Jahre und starb hochbetagt zu Bückeburg.

Einen interessanten Einblick in das Kindheits- und Jugendleben der Prinzessin bietet uns das Tagebuch der Fräulein von Marthille, das sie vom 30. November 1793 bis zum 30. März 1800 fortgeführt, also vom 7. bis zum 13. Lebensjahre, und das über das Betragen, den Fleiß und das ganze Verhalten ihres Pfleglings genaue und gewißenhafte Angaben enthält; denn es war zugleich zum Lesen für die Prinzessin so wie zur Mittheilung an die Fürstin bestimmt. Letztere hat ein paar Mal eigenhändig ihre Bemerkungen dem Tagebuche beigeschrieben.

Nach diesen Aufzeichnungen war die Erziehung der Prinzessin — oder vielmehr damals noch „Gräfin Lili“ — durchaus keine leichte Aufgabe, und wenn es in der oben angeführten biographischen Skizze von Fräulein M. M., S. 5 heißt: „sie war still, schüchtern, zart, verletzlich, aber von anschmiegendem Gemüt, treuem Gehorsam und verständigem Fleiß“, so nimmt sich das wirkliche Jugendbild der Gräfin etwas anders aus; denn von all den genannten guten Eigenschaften wird sehr oft auch das gerade Gegentheil an ihr getadelt.

Zunächst klagt die Erzieherin häufig, daß die Gräfin

Lili „wie ein Kind geweint“, weil es sie beim Spazierengehn — in ihrer vielleicht zu leichten Kleidung, in der sie nach der Abhärtungstheorie des Dr. Faust bei jedem Wetter an die Luft mußte — gefroren habe. Ein ander Mal weint sie schon vorher, wenn sie mit aufs Eis soll, wegen der Kälte. Dagegen wird sie auch gelobt, wenn sie trotz der nicht unbedeutenden Kälte sich einmal standhaft gezeigt und nicht geweint hat.

Eine zweite Klage, die durch das ganze Tagebuch hindurch geht, ist die, daß sie mit ihrer älteren Schwester, der Gräfin Wilhelmine, sich nicht vertragen könne, streitsüchtig und unartig gegen dieselbe sei und ihr nichts zu Gefallen thun möge. Auch sonst tadelt die Erzieherin sehr oft und ernstlich ihre Neigung, mit anderen, besonders älteren Personen zu disputiren, zu räsonniren, einen Ton anzunehmen, als sei sie beauftragt, Jedermann zu kommandiren und sich klüger zu dünken als Andere. Es heißt am 29. April 1794: »Elle n'est q'une petite fille, qui ne sait encore presque rien, et pourtant elle s'imagine souvent en savoir plus que sa sœur, que ses amies, et enfin que des personnes, qui sont bien plus instruites qu'elle. Quand elle a une fois dit une chose et qu'on lui dit, qu'elle s'est trompée, jamais elle ne veut en convenir. Cela est bien mal, etc.« — Noch zwei Jahre später gibt das Tagebuch ihr zu bedenken, wie schlecht es ihr anstehe »de faire le petit docteur«, Alles arrangiren und beßer wißen zu wollen als ihr Bruder, ihre Vettern (die

Prinzen Wilhelm und Ernst von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, die seit 1794 mit ihr erzogen wurden) und ihre Schwester, sich in Alles zu mischen, was sie nichts angehe u. s. w. Wegen ihres vorlauten Wesens, das alles Neue immer zuerst erzählen wollte, nannten ihre Vettern sie unter sich wohl: Demoiselle Gazette.

Einen langen Kampf hatte die Erzieherin auch mit der üblen Fertigkeit der Gräfin, tausend Grimassen zu machen und Gesichter zu schneiden: eine Fertigkeit, von der sie in heiterer Stimmung weit später noch unter guten Freunden wohl einmal eine Probe ablegte.

Statt des oben belobten „verständigen Fleißes" klagt das Tagebuch vielmehr außerordentlich oft über Trägheit und Unachtsamkeit beim Unterricht; statt des „treuen Gehorsams" findet sich nicht selten bestrafter Ungehorsam, und das „stille schüchterne" Wesen hat auch Tage wie den 16. August 1794, an dem es heißt: »Elle a été toute la journée comme une petite polissonne qui ne sait rien faire, que crier et courir, et le soir elle a été contrariante et grondeuse avec sa sœur.«

Ferner wird vielfach über ein grilliges und launiges Wesen geklagt, über unartige Begegnung gegen Andere, über Verletztheit bei jedem Tadel, der sie trifft; »à soupé elle a montré beaucoup d'humeur, parce que monsieur de Haake*) lui a dit, qu'elle parloit du nez« etc.

---

*) Erzieher des Erbgrafen Georg Wilhelm.

Andere, nicht stehende, sondern nur vereinzelt vorkommende Fehler und Unarten verdienen keine Erwähnung, da sie sich so ziemlich bei allen Kindern einfinden werden, und auch die hier aufgeführten weichen im Allgemeinen nicht von einer normalen Entwicklung ab. Sie zeigen nur, daß die Gräfin Karoline nicht still und blumenartig aufwuchs, daß ihre später zu Tage tretenden vortrefflichen Eigenschaften nicht etwa sämmtlich angeboren, sondern großentheils eine Frucht ernstens Ringens nach wahrer Selbstveredlung waren. Dabei ist übrigens nicht zu übersehen, daß die Erzieherin sie zu wiederholten Malen, trotz ihrer Trägheit und anderer Untugenden, ein gutes liebes Kind nennt, und daß verschiedene kleine Züge auf ihren späteren Charakter schon hindeuten. So erscheint sie im Allgemeinen schon als Kind sehr wahrheitsliebend. Nur zweimal findet sich in dem Tagebuche die Klage, daß sie „eine kleine Geschichte" gemacht, und zwar auf Kosten der strengen Wahrheit. Es war dieß aber auch ein Hauptaugenmerk, das die Mutter bei der Erziehung ihrer Kinder beobachtete und wobei sie einige Grundsätze befolgte, die hier aufgezeichnet zu werden verdienen. Sie erlaubte z. B. nicht, wie Prinzessin Karoline mir öfters anführte, daß die Kinder ihre Träume erzählten. Sie glaubte, daß ein solches Reproduciren der Traumbilder, besonders bei phantasiereichen Kindern, nur Anlaß zu Erdichtungen und Erfindungen gebe und der Wahrheitsliebe des Kindes Eintrag thue, indem es der kindischen Eitelkeit, die sich gern wichtig mache, Vorschub leiste.

Ferner nahm sie den Kindern bei etwaigen Unarten nie Versprechungen ab. Sie meinte, es sei als ziemlich sicher anzunehmen, daß die gewöhnlichen Unarten sich längere Zeit hindurch wiederholten. Der zarte Wahrheitssinn müße aber leiden, wenn man durch abgenommene Versprechen die Kinder veranlaße, bei etwaigen Rückfällen auch noch wortbrüchig zu werden.

Aus demselben Grunde war es den Dienstboten streng verboten, den Kindern Schmeicheleien zu sagen. Alle Schmeicheleien, sagte sie, sind immer halbe Unwahrheiten, die der Mensch gar zu leicht selbst glaubt und dadurch in die Gewohnheit kommt, sich selbst zu belügen.

Man wird diese und überhaupt alle Erziehungsgrundsätze der Fürstin sehr vernünftig finden. Um noch einen Zug hier anzufügen, so hielt sie viel darauf, daß die Kinder gegen Jedermann, besonders auch gegen die Dienstboten, höflich und anständig waren. Sie verlangte z. B., daß sie mit den Handwerkern, die für sie arbeiteten, immer einige Worte redeten. So erwartete Gräfin Lili eines Morgens den Schuhmacher. Fräulein von Marthille erinnert sie an das Gebot der Mutter. „Ach, was soll ich mit dem Mann reden?“ klagt bestürzt die etwa 6jährige Lili. „Ei“, bemerkt die Erzieherin, „da gibt es ja mancherlei; man kann nach seiner Familie, nach seinen Geschäften, nach seinem Vieh fragen.“ Da klopfts, der Meister tritt herein. „Guten Morgen, Herr Schuhmacher“, ruft das Kind dem Eintretenden hastig entgegen; „haben Sie auch

Gänse?" — Sie hat später noch oft diese Anrede hören müßen: „Guten Morgen, Herr Schuhmacher, haben Sie auch Gänse?"

Außer der Wahrheitsliebe zeigen sich früh auch schon bei der Gräfin Karoline Spuren von jener Herzensgüte und von jenem Wohlwollen gegen Andere, das später einen Grundzug ihres Wesens ausmachte. Als sie ihren fünften oder sechsten Geburtstag feierte und in der Freude ihres Herzens der Fräulein von Marthille um den Hals fiel, bemerkte ihr diese: „Nicht wahr, die Geburtstagsfeier ist doch ein schönes Fest?" worauf sie erwiederte: „Ja wohl, aber Weihnachten ist doch noch schöner; da freuen sich alle Kinder."

Im ähnlichen Sinn heißt es am 5. März 1794 im Tagebuche: »Ma petite Lili mérite qu'on cherche à lui faire plaisir, puisqu'elle cherche aussi à faire plaisir aux autres.«

Wenn sie auf Spaziergängen oftmals vorausgelaufen war, kam sie nicht selten zurück, um ihre geliebte Erzieherin zu warnen, sich doch da oder dort, wo es ihr gefährlich schien, in Acht zu nehmen, daß sie nicht falle.

Eine kleine Tasche für Nadeln, Zwirn u. dergl., welche die Mutter ihr einst zum Geburtstage gestickt hatte, trug sie den ganzen Abend während des Kinderballes an ihrem Herzen.

Endlich zeigt die Gräfin Lili schon als Kind — trotz ihrer zarten Organisation — sich als mutig und unerschrocken, wie sie denn auch in ihrem späteren Leben eigentlich keine Furcht kannte und immer Geistesgegen-

wart behielt, — eine gewiß seltene weibliche Tugend. Als ihr Lehrer Schmidt einst vor einer kleinen Gesellschaft von Knaben und Mädchen ein Pistol lud und einen der Knaben aufforderte, es abzuschießen, war keiner so keck. Da rief er die etwa siebenjährige Gräfin Lili herbei, die es ohne Anstand nahm und abfeuerte.

Ihre geistige Entwicklung aber war, wie schon bemerkt, eine langsame. Sie blieb sehr lange Kind und war als dreizehnjährig — zum Jammer ihrer Erzieherin — noch gar zu wenig vernünftig und hatte für ihr Alter noch gar zu viele kindische Einfälle und Gewohnheiten. Auch war sie kein eigentlich begabtes Kind, obwohl sie zur Musik und zum Zeichnen noch am meisten Anlage zeigte. Sie faßte nicht rasch und leicht, wie ihre Schwester; aber was sie einmal erfaßt und begriffen, das hielt sie auch fest und verwandelte es in ihr wirkliches Eigenthum. Ihre ersten Lehrer waren Schmidt und dann besonders der erste und zweite Prediger in Bückeburg, Horstig*) und Schütz, unter denen

*) Frorieps Nachfolger als Konsistorialrath, ein sehr erregbarer Mann. Er machte fast ohne alle Mittel eine Reise nach Frankreich und England mit seiner Frau und litt oft Hunger und Durst. Im Jahre 1804 ward er irrsinnig. Auf der Kanzel hielt er plötzlich inne und sprach dann geheimnisvoll: „Jetzt denkt euch, liebe Zuhörer, wenn alle Menschen in der Welt Ein Mensch und alle Bäume in der Welt Ein Baum wären und alle Aexte Eine Axt, und dieser Eine Mensch hackte mit dieser Einen Axt den Einen Baum um: — was müßte das für Späne geben!“ — Später genas er. — Seine Schwägerin,

besonders der Letztere, ein begabter, ausgezeichneter Lehrer, auch später noch ihr Unterricht ertheilte und immer im besten Andenken bei ihr geblieben ist.

Ihre eigentliche Bildung verdankt sie der Anregung späterer Lehrer, dem eigenen Nachdenken und einem sehr engen vertrauten Kreise; nicht aber ist sie eigentlich durch die Schule des Lebens, durch einen geselligen Weltverkehr gebildet worden. Ihre frühere Kränklichkeit und besonders ihre Harthörigkeit hinderte sie daran. So sehr ihr Inneres bei dieser Zurückgezogenheit gewinnen mußte, indem der Geist dadurch zum Nachdenken, zum Idealen geführt wurde, so lernte sie eben hierdurch doch auch die Menschen nur abstrakt, nur in einer geraden Linie betrachten. Sie unterschied, obwohl schon erwachsen, noch wie die Kinder nur gute und böse Menschen, und kannte die unendlichen Mittelstufen und Schattirungen nicht, wollte sie auch nicht kennen und nicht gelten laßen. Daher nicht selten eine gewiße Härte im Urtheil.

Im 15. Jahre las sie zuerst Goethe's Tasso. Ueber Antonio war sie ganz entrüstet. „Das ist ein abscheulicher Mensch", äußerte sie gegen ihre Erzieherin. „Daß so Einer nur ja nicht in meine Nähe kommt! O halten Sie ihn fern und warnen Sie mich!"

Fräulein Nina d'Aubigny von Engelbronner, Verfaßerin der lesenswerten „Briefe über den Gesang", eine treffliche Sängerin, war nicht ohne Einfluß auf die musikalische Ausbildung der Gräfin Lili.

Nicht günstig für die geistige Entwicklung war auch das unstete Wanderleben, zu dem die Gräfin in ihrer Jugend verurtheilt war. Sie konnte eigentlich nirgends festen Fuß faßen, nirgends dauernde Verbindungen anknüpfen, weshalb sie auch so wenig vertraute Jugendfreundinnen sich erwarb. Sie bekam ferner nicht das für Kinder so nötige Gefühl der Stätigkeit und Anſäßigkeit, des innigen Zusammenhangs mit den uns umgebenden Dingen und Menschen; und wenn die üblen Folgen eines solchen Lebens, nämlich Zerrißenheit des Gemütes, Zerstreutheit und Flatterhaftigkeit, nicht allzu stark bei ihr hervortraten, so verdankt sie das zum Theil der treuen Sorge ihrer Erzieherin, zum Theil auch bewahrte sie wohl ihre Kränklichkeit davor.

Den Verlust ihrer Mutter im 13. Lebensjahre suchte die treffliche Erzieherin — so viel das überhaupt möglich ist — durch verdoppelten Eifer und durch die gewissenhafteste Fürsorge ihr zu ersetzen. Aber gerade um diese Zeit mehren sich die Klagen über Unfleiß, über Unverträglichkeit und über ein noch gar zu kindisches Wesen.

Nach dem Tode der Fürstin († 9. November 1799), wo der Erbgraf kaum 15 Jahr alt war, übernahm Graf Walmoden die Vormundschaft und Regentschaft allein. Um jedoch die Erziehung seiner Pflegebefohlenen beßer überwachen zu können, ließ er die drei Kinder zu sich nach Hannover kommen, von wo er selbst seiner dortigen Geschäfte wegen sich nicht wohl länger entfernen konnte.

Der Graf Georg Wilhelm, der von 1789—1794 die Salzmann'sche Anstalt in Schnepfenthal besucht hatte, bereitete sich jetzt zur Universität vor und ging im Jahr 1802 in Begleitung des Obersten von Haake, des Oberforstmeisters von Marthille und des Dr. Wilken, des später rühmlichst bekannten Orientalisten und Geschichtsschreibers der Kreuzzüge, nach Leipzig. Seine beiden Schwestern blieben indessen in Hannover unter der unmittelbaren Leitung der Fräulein von Marthille. Sie hatten ihre eigene Haushaltung, indem eine ganz vortreffliche Witwe aus Bückeburg, die Amtmännin Barkhausen, die beständig der Gräfin nah befreundet blieb, das Hauswesen besorgte.

In diese Zeit fällt die Konfirmation der Gräfin Karoline. Man hatte gewünscht, daß dieser feierliche Akt in der Vaterstadt Bückeburg vollzogen würde; weil hier aber die Masern herrschten, so nahm man ihn im Schloß zu Hagenburg vor, am 25. April 1802. Der reformirte Hofprediger Cathell, der von Bückeburg dahin beschieden worden, hielt bei dieser Gelegenheit dieselbe Rede, die er einige Jahre früher bei der Konfirmation der älteren Schwester gehalten, und schloß, dieselbe etwas abkürzend, in folgender Weise:

„Im Uebrigen beziehe ich mich, lieber Gott, auf dasjenige, was ich bei der Konfirmation der Gräfin Wilhelmine Dir vorzutragen die Ehre gehabt habe." — —

Indes wurde der Aufenthalt zu Hannover alsbald durch politische Ereignisse gewaltsam abgebrochen.

Als England nämlich 1803 die Räumung von Malta verweigerte und dem französischen Staate von Neuem den Krieg erklärte, ließ Napoleon sofort durch Mortier Hannover besetzen. Das Land konnte keinen Widerstand leisten, der hannoversche General Graf Walmoden schloß mit Mortier am 3. Juni 1803 die Konvention zu Suhlingen, worauf alsdann bei Ortlenburg an der Elbe die Kapitulation des hannoverschen Heeres und der daselbst abgeschloßene Vertrag (am 5. Juli 1803) erfolgte. Danach wurde das hannoversche Heer aufgelöst, nachdem man die Festungen, Waffen, Kriegsvorräte u. s. w. den Franzosen ausgeliefert und zu Kriegssteuern sich verpflichtet hatte.

Der Graf Walmoden, aus seinem Wirkungskreise verdrängt, begab sich jetzt eine Zeitlang auf seine Güter im Mecklenburgischen, die beiden Gräfinnen aber nach Bückeburg, wo alsdann auch der Vormund im Januar 1804 seinen bleibenden Aufenthalt nahm, um sich ausschließlich den vormundschaftlichen Regierungsgeschäften zu widmen.

Im Herbst desselben Jahres gieng er mit den beiden Gräfinnen nach Braunschweig und blieb daselbst mit ihnen bis zum Ende des Jahres, worauf sie nach Bückeburg zurückkehrten.

Im Anfange des Jahres 1806 traten die Gräfinnen mit ihrem Bruder eine Reise nach der Schweiz und Italien an. Indes die gewaltigen Ereignisse dieses Jahres, die große Umwälzung, welche durch die Stiftung des Rheinbundes in Deutschland vorgieng, machte es

notwendig, daß sie schleunig von ihrem Vormunde nach Bückeburg zurückgerufen wurden.

Obwohl der junge Graf durch die Verwendung seines Vormunds bereits am 10. Juli 1806 vom Kaiser für volljährig erklärt worden war (einer der letzten Akte des am 6. August verendenden deutschen Kaiserreichs), so überließ er doch dem Grafen Walmoden die Verwaltung des Landes, bis nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt (Oktober 1806) Napoleon in Berlin einzog, Hessen-Kassel entwaffnete und der Bestand der norddeutschen Länder überhaupt gefährdet schien. Denn der französische Kaiser gieng bekanntlich längst mit dem Plane um, einen größeren französischen Staat in Norddeutschland zu gründen. Schaumburg-Lippe aber war von eroberten Gebieten, die später dem westphälischen Königreiche zugetheilt wurden, ganz umgeben, so daß seine Existenz ebenfalls im höchsten Grade bedroht war. Isolirt zu bleiben, war eine politische Unmöglichkeit, und schon überzog das zügellose Heer des Königs von Holland das neutrale Land.

Während dieser allgemeinen Unsicherheit der Lage begab sich Graf Walmoden mit den beiden Gräfinnen auf eine Zeitlang nach Hamburg. Auch den Familienschatz flüchtete man dorthin, indes der Erbgraf seinen Beitritt zum Rheinbunde, der nach langen vergeblichen Unterhandlungen endlich in dem Vertrage zu Warschau vom 18. April 1807 erfolgte, selbst betrieb. In Folge dieses Beitritts erhielt der Graf Georg Wilhelm den

Fürstentitel und trat im Mai desselben Jahres die Regierung an.

Mit welchen Gefühlen die damals 20jährige Gräfin Karoline diesen Vorgängen folgte, hat sie später zum öftern ausgesprochen. Sie war eine zu gute Patriotin und mit jeder Ader zu sehr deutsch, um nicht das Niederdrückende und Schmachvolle eines von Frankreich abhängigen Rheinbundes bitter und schmerzlich zu empfinden. Sie wie ihre Schwester sollten damals auch den Titel „Prinzessin“ annehmen; allein sie verschmähten den durch Napoleons Gnade ertheilten Titel; sie wollten lieber „alte Gräfinnen“, als „junge Prinzessinnen“ sein. Erst seit 1831 entschloß sich Gräfin Karoline und zwar nur auf dringendes Zureden ihrer Freunde und Verwandten in H., sich den ihr längst gebührenden Titel „Prinzessin“ gefallen zu laßen, um eine unangenehme Namensverwechslung zu vermeiden.

Für Napoleon hat sich ihr Herz und Kopf auch später niemals begeistern, oder auch nur lebhaft interessiren können. Sein militärisches und staatsmännisches Genie könne sie, wie sie wohl äußerte, nicht beurtheilen. Aber das sei klar, daß alles wahrhaft Menschliche seinem eisernen Egoismus unzugänglich, die Menschen für ihn nur Mittel und überhaupt nichts ihm heilig gewesen sei. Als Sieger roh, anmaßend, ohne Würde, habe er durch und durch den eitlen Emporkömmling verraten und in der Welt eine gewaltige Schauspielerrolle gespielt. —

Aus der Zeit des Hamburger Aufenthaltes findet sich ein kurzes, aber wertvolles Zeugnis über die Gräfin Karoline von Perthes, mit dem sie später stets in freundschaftlichem Verkehre blieb. Es heißt nämlich in Friedrich Perthes' Leben von Clemens Perthes, 1. Bd. (1848), S. 176:

„Von Zeit zu Zeit sehen wir bei uns oder bei Madame Siveking Walmoden und die Lippe-Bückeburger jungen Gräfinnen, zwei sehr interessante Mädchen, die jüngste (unsere Karoline) wirklich bezaubernd."

Sie war außerdem nach dem allgemeinen Urtheil, damals zur Jungfrau herangeblüht, von hoher, seltener Schönheit, und diese ließ selbst in späteren Tagen, wo die Fülle und Frische der Jugend längst geschwunden war, sich immer noch wiedererkennen. „Das reiche braune Haar, die sanftgewölbte Stirn, die zartgezeichneten Brauen, die langen Wimpern, die klaren und geistigen Augen, vor Allem die unvergleichliche Reinheit und Zartheit ihres Profils, die hohe und schlanke, im edelsten Ebenmaaße gebaute und mit anmutreicher Würde getragene Gestalt mag jetzt noch mit mildem Segensgruße manchem innern Anschaun vorüberwallen." (M.)

Man wird es der holden Jungfrau nicht verargen, daß sie in diesen Jahren auch gern sich putzte und gern tanzte, ohne daß die Bewunderung, welche ihre Erscheinung überall hervorrief, sie je verblendet und bethört hätte. Die Grundrichtung ihrer Seele war zu entschieden dem Wahren, Guten und Schönen, dem

Ernsten und Gehaltvollen zugewandt, als daß sie hätte in Eitelkeit versinken können. Dabei aber war sie sehr kindlich heiter und lebenslustig.

Seit dem Regierungsantritt ihres Bruders (1807) lebte sie mit ihrer Schwester beständig in Bückeburg, machte aber von hier aus öfters kleine Reisen in ein Bad, an befreundete Höfe, zu Musikfesten wie nach Frankenhausen, Erfurt u. a. Ueber einen Besuch in Erfurt (im Jahr 1811) erhielt ich selbst noch 1836 eine mündliche Notiz, die hier mitzutheilen ist.

Als ich nämlich im Herbst 1836 mit meinem Freunde Wegner von Jena nach Bückeburg wanderte, kam etwa zwei Stunden hinter Erfurt ein Mann zu uns, in dem wir bald einen Prediger erkannten. Er zeigte uns freundlich den Weg, und als er hörte, daß wir Schaumburger aus Bückeburg seien, sagte er ganz erheitert: „Da will ich Ihnen etwas erzählen. Mein Vater, Diakonus in Erfurt, erhielt 1811 einen Brief aus Bückeburg und wurde gebeten, für einen Baron von Bolz nebst Fräulein Schwestern eine Wohnung auf einige Zeit zu miethen, da sie einem großen Musikfeste in Erfurt beiwohnen wollten, was er denn natürlich auch gern that. Sie kamen an und wohnten ganz in unserer Nähe, so daß wir sie täglich zu sehen und zu sprechen bekamen und bald sehr vertraut und befreundet wurden, mein Vater mit dem Herrn Baron, meine Schwestern mit seinen Schwestern und ich mit einem Knaben meines Alters von ungefähr zwölf Jahren damals. — Sie blieben sechs Tage, schrieben einige Worte in die

Stammbücher meiner Schwestern und es that uns Allen Leid, als sie abreisten. Aber Sie können sich nicht denken, wie groß unser Schrecken war, als wir aus einem zurückgelaßenen Briefe erfahen, daß in dem Herrn Baron — der Fürst von Bückeburg steckte und daß seine Schwestern Prinzessinnen waren. Meine Schwestern besonders waren bestürzt, weil sie mit den vornehmen Damen wie mit andern Menschen umgegangen waren. — Später erhielt mein Vater (Lossius) noch zwei Briefe von dem Fürsten, dem er seine Bilderbibel übersandte, und sprach oft und gern von dieser Geschichte."

Die Prinzessin Karoline, der ich brieflich diese Begegnung mittheilte, erinnerte sich sehr wohl des ganzen Vorgangs und hatte überhaupt eine große Freude an solchen kleinen Scenen, wo sie unerkannt unter Fremden sich bewegen konnte und die Menschen offen und rückhaltslos sich gegen sie äußerten und benahmen. Auf ihren Spaziergängen und Fußtouren begegnete ihr öfters etwas Derartiges, indem sie sich gern mit Menschen aus allen Ständen unterhielt, mit Bauern, Handwerkern, Kindern, und ihr Anzug, der bis zu ihrem Weggange von Bückeburg höchst einfach, ja alterthümlich war, sie nicht verriet. Ueber solche Scenen, wo sie unerkannt geblieben war, konnte sie recht herzlich lachen und pflegte sie dann später noch oft mit sichtlichem Behagen zu erzählen. So war sie z. B. eines Sonntagmorgens mit dem Fräulein von Marthille aufs Land gegangen und kehrte in einer Dorfkirche ein, um die

Predigt anzuhören. Hier ergötzte es sie nun höchlich, daß ihre Nachbaren und Nachbarinnen, so wie sie ankamen, ihr und ihrer Begleiterin einen gelinden Rippenstoß versetzten und ihnen, wie sie erstaunt aufsahen, einen Gruß zunickten. Es ist dieß nämlich schaumburgische Landessitte, seine nächsten Nachbaren in der Kirche immer zu begrüßen. Sehen sie nicht auf, so macht der Ankommende durch eine Berührung mit der Hand oder mit dem Hute sich bemerklich, um grüßen zu können.

Ein anderes Mal war sie mit ihrem Bruder in einer Dorfkirche und saß oben in einem besonderen Kirchstuhle. Sie gab durch Zeichen zu verstehen, daß kein Gesangbuch da sei. Eh sie sichs versah, kam eins herein geflogen, das ein Bauer von unten ihnen zuwarf.

Später traf sie einmal mit einem Officier in Norderney zusammen, der, als er erfuhr, daß sie eine Bückeburgerin sei, sehr vorlaut über den dortigen Hof sich äußerte. „Ja, die göttliche Ida (die Gemahlin des Fürsten), das ist eine Dame, die wird ihre Schwägerin, die zwar auch nicht übel sein soll, bald ausstechen“ u. dergl. Als er später erfuhr, wer die Dame sei, mit der er geredet, war er in der tödtlichsten Verlegenheit, während die Prinzessin über den Vorfall sich sehr amüsirte.

Sehr peinlich berührte es sie und empörte sie im Innersten, so oft schaumburgische Truppen dem französischen Kaiser zur Verfügung gestellt werden mußten.

Sogleich im Sommer 1807 mußte das Ländchen 150 Mann stellen; bald noch einmal 80, die später nach Spanien beordert wurden.

Im Frühling 1809 wurde der schaumburgische Antheil der Rheinbunds-Armee auf 280 Mann erhöht und im Anfang des folgenden Jahres nach Spanien kommandirt. Nur 34 Mann nebst 2 Officieren sind davon zurückgekommen.

Im Februar 1812 mußte wiederum das ganze Kontingent zu dem Kriege gegen Rußland gestellt werden. Dazu noch die bedeutenden Kriegssteuern, Einquartierungen u. dergl., so daß das sonst reiche Ländchen schwer zu leiden hatte.

„Wer dieß Alles miterlebt hat", sagte sie später wohl, „der wird begreifen, wie ich keine Freundin der Franzosen sein kann. Nein, als Nationalfeinde haße ich sie; denn sie haben uns noch nie etwas Gutes gebracht, weder in Sitte und Religion, noch in der Literatur, noch in unserm Staatsleben, und ich unterschreibe das Wort des Herrn von Haake, daß man eigentlich jeden Franzosen, der über den Rhein komme, gleich todtschlagen solle."

Nach diesen Aeußerungen einer stark deutschen Gesinnung wird man es begreiflich finden, daß sie wie ihre Schwester sich nie entschließen konnte, am Hofe Jerome's in Kassel zu erscheinen, so angelegentlich sie auch oftmals dorthin eingeladen wurden. Es gehörte aber in jener Zeit, wo Napoleons Herrschaft noch ungebrochen bestand, einiger Mut dazu.

Mit welcher Begeisterung sie dagegen das Morgenrot der aufdämmernden Befreiung Deutschlands begrüßte, läßt sich denken. Als endlich der entscheidende Krieg glücklich begann, hätte sie, wie sie mir einmal sagte, oft gewünscht, ein Mann zu sein, um gegen den allgemeinen Feind mit ins Feld ziehen zu können. Sie wirkte dagegen daheim so viel sie vermochte, nahm sehr thätigen Antheil an dem Frauenverein in Bückeburg, der den Lazareten der verbündeten Heere nach Anweisung des Dr. Faust große Vorräte von Wundfäden, Binden, Verbandstücken aller Art übersandte, und machte ihrem mutvollen Herzen in einigen kräftigen Kriegsliedern Luft, die sie in den Jahren 1813—1814 komponirte. Außer einigen Jägerliedern befinden sich auch darunter: „Der gute Kamerad“ von Uhland, und Arndts: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Diese Lieder sind nicht im Druck erschienen, verdienten aber wohl, veröffentlicht zu werden.

Sie hat auch sonst noch Manches in Musik gesetzt, was aber nur der engste Kreis ihrer Vertrauten wußte. Noch in Rudolstadt komponirte sie das Lied von Flemming: „Ein getreues Herz zu wißen“, weil die gewöhnliche Melodie ihr nicht zusagte. Ebenso: „Gottvertrauen“ von Ida von Großmann:

> Gottes Liebe wacht!
> Herz, beklemmt dich Kummer,
> Auge, fehlt dir Schlummer
> In der bangen Nacht,
> Gottes Liebe wacht! u. s. w.

Außerdem hat sie mehrfach Recitative und kleine Arien in Opern eingelegt, wo sie meinte, daß Lücken ergänzt werden könnten. Das Beste aber sind unstreitig die fünf Kriegslieder. Danach ist zu berichtigen, wenn Fräulein M. S. 23 ihres Aufsatzes sagt: die Prinzessin Karoline habe nie etwas komponirt. —

Nachdem bei dem ersten Pariser Friedensschluße der große Kongreß in Wien verabredet worden, begab sich der Fürst von Schaumburg-Lippe im Oktober 1814 zur Vertretung seiner Interessen dorthin, begleitet von seinen beiden Schwestern, von denen die ältere am 7. November 1814, wie schon erwähnt, mit dem Grafen von Münster, erstem hannoverschen Gesandten am Kongresse, sich vermählte.

Die Prinzessin Karoline gedachte später an diesen Wiener Aufenthalt immer mit sichtlicher Befriedigung und hatte überhaupt eine Vorliebe für Oestreich. Es wurde ihr viel Aufmerksamkeit in den höchsten Kreisen geschenkt und sie selbst soll damals, obwohl schon 28 Jahre alt, durch ihre noch immer ausgezeichnete Schönheit und Anmut allgemeine Bewunderung erregt haben. Eine treue hochgeschätzte Freundin, mit der sie auch später in Verbindung blieb, fand sie hier an der Fürstin von Fürstenburg (geborne Prinzessin von Thurn und Taxis), Obersthofmeisterin des kaiserlichen Hauses. Sie besuchte sie im Jahr 1818 auf ihrer Reise nach der Schweiz und Italien und verlebte schöne Tage bei ihr in Schwaben.

Von gelehrten Bekanntschaften, die sie in Wien

machte, ist besonders der Orientalist Hammer-Purgstall zu nennen, mit dem sie später bei verschiedenen Anläßen brieflich verkehrte. Mit anderen Gelehrten, die sie damals ebenfalls kennen lernte, wie Gentz, Friedrich von Schlegel u. s. w. kam sie in kein näheres Verhältnis.

Bei den glänzenden Vergnügungen und Festen, für die Metternich, um die Kongreßmitglieder bei guter Laune zu erhalten, Millionen vergeudete, finden wir die Prinzessin Karoline zugleich mit ernsten Studien beschäftigt. Ein alter Kastillaner gibt ihr Unterricht im Spanischen, und bei ihrem Eifer ist sie bald so weit, die Guerras civiles de Granada und die Silva de Romances viejos geläufig zu lesen. Später wurde der unvergleichliche Don Quixote von Cervantes ein Lieblingsbuch von ihr.

Nach Beendigung des Kongresses kehrte sie von Wien über Nürnberg und Rudolstadt, wo sie ihre alten fürstlichen Freundinnen besuchte, nach Bückeburg zurück. Ihr Bruder vermählte sich im folgenden Jahre im Juni 1816 mit der Prinzessin Ida, Schwester des regierenden Fürsten zu Waldeck und Pyrmont. Und die schöne, viel gefeierte Prinzessin Karoline — wie kommt's, daß diese kein Mann heimgeführt? So wird wohl Mancher fragen, und diese Frage werde ich im nächsten Abschnitt zu beantworten suchen.

Zweiter Abschnitt.

Ueber die Entwicklung der Prinzessin Karoline von ihrem 15. bis 25. Jahre fehlen leider ausführliche, gleichzeitige Berichte, Briefe und reichhaltigere Notizen. Sie tritt als blühende Jungfrau plötzlich ins Leben mit einer geistigen Frische, Reife und Bedeutsamkeit, die man früher bei ihr nicht geahnt hatte, und war nach dem Urtheile Aller eine höchst liebenswürdige, seltene Erscheinung. Zugleich aber wird bestätigt, daß sie von ihrem 25. Jahre an (seit 1811) viel ernster und in sich gekehrter geworden sei.

Um diese Zeit kam sie nämlich zu dem festen Entschluße, daß sie unverheiratet bleiben wolle. Verschiedene sogenannte gute Partien hatte sie ausgeschlagen, weil sie bereits eine andere Jugendneigung hegte. Bei der allgemeinen Unsicherheit alles Besitzes in Deutschland konnte aber diese gewünschte Verbindung mit einem Verwandten (Prinz Wilhelm von H.-Ph.), der zugleich mit ihr erzogen war, um so weniger voll=

zogen werden, als das beiderseitige Vermögen zu einer freien Existenz nicht hinreichte. Sie mußte hier dieselbe Härte des Schicksals empfinden, die sonst in bürgerlichen Ständen so oft glückliche Liebe unterbricht und bricht. Aber der Geliebte, der sich später in dänischen Diensten mit einer dänischen Prinzessin vermählte, blieb ihr fortwährend bis zu seinem Tode (1834) treuer Freund und Bruder.

Sie hatte Einmal geliebt, Einmal und für immer. Deshalb wurden alle nachfolgenden Anträge, so glänzend sie auch waren, stets mit mildem Ernst zurückgewiesen, indem ihr Herz dabei sich unbetheiligt fühlte. Eine Heirat aber ohne Neigung, ohne Liebe, das hielt sie für einen Frevel gegen die Natur.

„Es ist nicht meine Schuld", sagte sie mir einmal, „daß ich nicht geheiratet habe; die Verhältnisse ließen es nicht zu, und ich sehe das immer für ein Unglück an, wenn Jemand, Mann oder Frau, die Ehe als das Band der Vollkommenheit (der sittlichen Vollendung) nicht eingehen **kann**. Aber ich habe dieß Uebel, so viel ich gekonnt, unschädlich zu machen und zum Guten zu wenden gesucht. Außerdem hätte ich ja Euch nicht kennen gelernt und nicht unter meine Zuchtrute bekommen, wenn ich mich verheiratet hätte, und das wäre doch Schade gewesen, nicht wahr?"

Nachdem sie so dem ehelichen Glück und dem Familienleben entsagt hatte, scheint sie nicht lange darüber geschwankt und gezweifelt zu haben, was sie nunmehr als ihre Lebensaufgabe, als ihre Bestimmung anzu-

sehen und zu ergreifen habe. Sie war bald entschloßen, Lehrerin zu werden und fremde unbemittelte Kinder, da sie keine eigenen habe, zu unterrichten, zu rechten Menschen zu bilden und dazu ihr Vermögen zu verwenden. Fräulein von Marthille gab mir über diesen wichtigen Zeitpunkt am 16. März 1847 folgende Notiz:

»Plus tard elle a paru renoncer à se marier et m'a assuré plusieurs fois qu'elle s'étoit choisi pour vocation de se vouer à l'instruction de la jeunesse, à sa propre instruction, et Vous savez si elle a bien rempli ce but. Après le mariage du Prince son frère (1816) je l'ai engagée à s'établir en ville, dans son propre ménage. Elle m'a presque toujours répondu, qu'elle aimoit mieux employer son argent à aider de jeunes dans leurs études, que d'acheter des pommes de terre, ce qui vouloit dire les dépenses que cause un ménage.«

Zu dem hohen Berufe der Menschenerziehung, wie sie wohl fühlte, bedurfte es einer ernsten und gründlichen Vorbereitung, und obwohl sie bis dahin beständig sich fortgebildet und Unterricht in Sprachen, Künsten u. s. w. genommen, so hielt sie es doch für nötig, gleichsam einen ganz neuen Grund zu legen und namentlich etwas Lateinisch und Griechisch zu treiben, um die Grammatik und Etymologie der romanischen Sprachen sicherer als bisher verstehen und erklären zu können.

Sie nahm deshalb bei Habicht, Professor am Gym-

nasium zu Bückeburg, Unterricht im Griechischen, während der Subkonrektor Benzler sie im Lateinischen und in der Geschichte unterwies: zwei Fächer, welche später der Prorektor Meyer übernahm.

In diese Zeit fällt auch ihre Bekanntschaft mit den Schriften Fichte's, nicht mit den rein philosophischen Werken des scharfsinnigen Denkers (denn die wären ihr wohl immer ein unverständliches Rätsel geblieben), sondern mit dessen populären Vorträgen, wie über die Bestimmung des Gelehrten, 1794; über das Wesen des Gelehrten, 1806; die Anweisung zum seligen Leben; die Reden an die deutsche Nation. Diese Schriften, die mit dem philosophischen Systeme Fichte's eigentlich wenig oder gar nichts zu thun haben, enthalten in allgemein verständlicher, oft begeisterter, hinreißender Rede eine Fülle von großen und erhebenden Gedanken und haben praktisch eine viel bedeutendere Wirkung gehabt, als die streng wißenschaftlichen Werke desselben. Für die Prinzessin Karoline waren sie eine wahre Fundgrube, in der sie unabläßig forschte und in die sie auch später ihre gereifteren Schüler einzuführen suchte. Das sittliche Pathos Fichte's, seine echt deutsche Gesinnung, sein Streben, seine Ideen praktisch zu machen, „die Menschheit zu beßern und zu bekehren", das Alles entsprach ganz ihrer Sinnesart, und so war der Name Fichte's für sie ein wahrer Leitstern auf der neuen Lebensbahn, die sie eingeschlagen.

In das Exemplar der Reden an die deutsche Na-

tion, das sie mir schenkte, schrieb sie, wie sie das gern that, einige Hauptsätze Fichte's ein, nämlich:

„Alle Schmerzen sollen uns anregen, Mittel zu suchen, ihre Ursache zu entdecken und zu entfernen; daher sollen wir sie tief empfinden."

„Selbst das Schweben in höheren Kreisen des Denkens spricht nicht los von der allgemeinen Verbindlichkeit, seine Zeit zu verstehen. Alles Höhere muß eingreifen wollen in die unmittelbare Gegenwart; und wer wahrhaftig in jenem lebt, lebt zugleich auch in der letztern; lebte er nicht auch in dieser, so wäre dieß der Beweis, daß er auch in jenem (dem Höheren) nicht lebte, sondern in ihm nur träumte."

Aus früherer Zeit, wie sie mir sagte, hatte ein Aufsatz von Garve über Unentschloßenheit einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf sie gemacht. Uebrigens las sie nicht viel und besonders nicht Vielerlei; was sie aber las, das suchte sie jedesmal in ihr geistiges Eigenthum zu verwandeln und ging nicht eher weiter als bis sie es völlig erfaßt hatte. „Klarheit und Wahrheit" war eine ihrer frühesten Lebensmaximen.

Einer ihrer Lehrer, der Prorektor Meyer, schrieb mir am 7. Februar 1847 (drei Wochen vor seinem Tode, der schon am 28. Februar erfolgte), einige Bemerkungen über die Prinzessin, die hier mitgetheilt zu werden verdienen:

„Schon früh und stets hörte ich von der Liebens-

würdigkeit, von der Herablaßung, dem wohlthätigen Sinne der Edlen viel reden, wie sie denn Alle, die derselben sich nahen durften, bezauberte und von diesen Allen innigst und hoch verehrt wurde.

„Zuerst sprach gegen mich ihr unbedingtes Lob mein Kollege, der Professor Habicht, aus, als ich im Jahr 1813 am Gymnasium angestellt wurde. Er schon äußerte den Wunsch, daß ich ihr als Lehrer nahe treten möchte, welches Glück mir aber nicht so bald zu Theil werden sollte. Denn als dritter Lehrer wurde mit mir der Subkonrektor Benzler angestellt, dessen Schwestern, mit der Prinzessin Karoline befreundet, ihren Bruder als Lehrer in der Geschichte und im Latein bei derselben empfohlen hatten, wie der Professor Habicht dieselbe im Griechischen unterrichtete. Da leuchtete nun der edle zarte Sinn der ihren Lehrern so dankbar ergebenen Prinzessin deutlich hervor, als Benzler im Oktober 1817 hoffnungslos erkrankte und derselbe bis zu seinem Tode im Mai 1818 diesen ihr so angenehmen Unterricht aufgeben mußte. Ihr Zartsinn ließ nicht zu, daß sie eher mir den Unterricht in den eben genannten Fächern übertrug, als nach dem Tode Benzlers, obgleich sie oft sich gegen Habicht ausgesprochen hatte, wie gern sie den Unterricht bei mir fortsetze, den ihr Benzler nicht mehr geben könne.

„Im Mai 1818 begann ich nun wöchentlich mehre Stunden zu der Prinzessin zu gehen, um sie im Latein — das sollte aber Niemand erfahren, daß sie

Griechisch und Latein lernte — und in der Geschichte zu unterrichten. Dieß waren nun stets erhebende, ermutigende, tröstende, erquickende Stunden nach den mühevoll im Gymnasium verlebten für mich; denn nie kehrte ich aus denselben zurück, ohne ein ermunterndes Wort vernommen zu haben, wie Sie ja das aus eigner Erfahrung wißen.

„Mein Unterricht begann mit dem Latein, und bald bemerkte ich, wie es ihr hohe Freude mache, mit Gründlichkeit in das Wesen der Sprache nicht nur einzudringen, sondern auch mit dem Gelernten stets eine praktische Tendenz zu verbinden. Denn zu gern ließ sie sich über die Methode des Unterrichts ein, wo dann gründliche Tiefe ihr über Alles ging, welches sie denn immer in die Worte faßte: non multa, sed multum. Alles, was auf Grammatik, auf Etymologie, auf die Syntax insbesondere Bezug nahm, war ihr anfangs das Angenehmste, und sie wußte dem trocknen Studium immer eine angenehme Seite abzugewinnen, indem sie es praktisch anzuwenden wußte.

„Wenn nun in den gelesenen Autoren oder im Laufe der Rede irgend eine historisch wichtige Person vorkam, so wurde daran der geschichtliche Unterricht geknüpft, und mit wahrer Begeisterung faßte sie die Charakterzüge der Heroen der Vor- und Mitwelt auf, ohne jedoch ihre Fehler zu übersehen. Auch dieser Unterricht wurde ihr besonders dadurch lieb, daß er ihr praktisches Wirken unterstützte. Die Edle bereitete sich nämlich — damals nur wenigen

Freundinnen Unterricht gebend, vor, diesen Unterricht der Jugend zu ertheilen und dadurch wohlthätig auf dieselbe, namentlich aber für ärmere Schüler zu wirken. Es war ja ihr schönstes, ihr einziges Glück, wohl zu thun und auf eine zweckmäßige Weise diese Wohlthaten zu spenden — und deswegen näherte sie sich auch so gern Lehrern, Predigern und Aerzten, weil durch diese die edlen Zwecke gefördert werden konnten, die sie stets vor Augen hatte. Nicht nur die Hütten der Armut besuchte sie, um Segen zu spenden, sondern auch Kranken nahte sie so gern, um Trost und Beruhigung nicht nur, sondern auch Erquickung für den schmachtenden, lechzenden Kranken zu bringen. Sie selbst erfuhren das mit mir, als 1833 die Grippe uns Alle fast tödtlich darniederwarf und die Edle uns mit ihrem Besuche mehrmals erfreute.

„Ganz vorzüglich aber spendete sie ihre Wohlthaten an arme Schüler, die ihr Hoffnung machten, dereinst tüchtige, brauchbare Männer zu werden. Da scheute die Unvergleichliche kein Opfer, um die Bildung zu fördern. Sie selbst stand als Lehrerin und leitende Freundin Allen zur Seite, die das Glück hatten, ihr sich nahen zu dürfen. Nie ermüdete sie in solchen Fällen im Gutesspenden, und wer ihr Wohlwollen besaß, durfte auf sie ganz rechnen, wenn er durch Fleiß und sittliches Betragen sich desselben würdig bewies. Dann setzte sie ihr ganzes Vertrauen unwandelbar auf ihn und wußte ihn stets zu vertheidigen,

wenn auch kleine Fehler gerügt werden mußten. Mit dieser liebevollen Nachsicht gegen Bewährte verband sie jedoch auch einen strengen Ernst gegen solche, die durch Nachläßigkeit und gesetzwidriges Betragen sich ihres Wohlwollens unwürdig machten. Sittenreinheit ging ihr über Alles, und das Geringste, was diese in Zweifel bei ihren Schützlingen ziehen konnte, hatte Verscherzung ihrer Gunst auf längere Zeit zur Folge. Jemanden ganz aufzugeben, war ihr nicht möglich, und durch diese Konsequenz hat sie recht viele Jünglinge auf die rechte Bahn geführt und ihr Lebensglück begründet."

Die Prinzessin Karoline machte damals mit solchem Ernst diese Vorstudien, daß sie oft ganz erschöpft zusammensank und Fräulein von Marthille sie wiederholt bat, sich doch zu schonen. Allein sie versetzte stets, das gehe nun einmal nicht, sie müße sich nützlich machen, und was sie treibe, das wolle sie auch recht treiben.

„Ein unnütz Leben ist ein früher Tod."

Indes vor jeder gelehrten Einseitigkeit, wie sie namentlich bei studirenden Frauen so leicht sich einschleicht, bewahrte die Prinzessin ihr praktischer Sinn, ihr Streben, fürs Leben zu lernen und nur Lebendiges in sich aufzunehmen, so daß man sagen muß: obwohl sie viel wußte, viele schöne Kenntnisse hatte, so war sie doch nichts weniger als eine gelehrte Dame und wollte das auch nicht sein. Außerdem riß sie häufig von

ihren Studien sich los und unternahm kleinere und größere Reisen, um Welt und Menschen zu sehen, an der schönen Natur sich zu erfreuen und durch die Anschauung vollendeter Kunstwerke sich geistig zu erfrischen. Diese schöne Empfänglichkeit für jede wahre Lebensfreude hat sie sich bis an ihr Ende zu erhalten gewußt.

So besuchte sie im Jahre 1818 die Insel Rügen und zeichnete dort viel nach der Natur; im Sommer und Herbst 1819 machte sie in Gesellschaft der Fürstin von Fürstenberg, mit der sie während des Kongreßes in Wien befreundet geworden war, eine Reise durch die Schweiz, die sie bis an den Comer-See und bis Mailand ausdehnte: eine Reise, von der sie immer mit Entzücken sprach. Brieflich äußerte sie später darüber: „Chur und das ganze Rheinthal ist recht schön. Ich bin zu Pferde über den Splügen, durch die Via mala, Isola bis Chiavenna gereist; zu Schiff nach Como, zu Wagen nach Mailand." — 1820 treffen wir sie wieder in Rudolstadt, wo sie bei ihren edlen Freundinnen gar zu gern verweilte, wohl nicht ahnend, daß sie dort einmal ihren Lebenslauf beschließen werde. Auch Weimar und Gotha besuchte sie von da aus. Im nächsten Jahr (1821) begrüßte sie mit ihren Geschwistern den König Georg IV. in Hannover. Außerdem traf sie öfters mit ihrer Base und Freundin, der Herzogin von Clarence zusammen und besuchte sie später im Jahr 1836 noch einmal als Königin-Witwe in England. Ferner finden sich in

ihren Zeichenbüchern hübsche Skizzen aus Ems, wohin sie 1822, und aus Wangerooge, wohin sie 1824 einen Ausflug unternommen hatte. Von da an werden die Reisen immer seltener, ihr Wirkungskreis daheim aber von Jahr zu Jahr ausgedehnter und erfolgreicher.

Ihre ersten glücklichen Unterrichtsversuche stellte sie mit einigen Freundinnen an, denen sie Stunden im Singen, im Klavierspielen, im Französischen und im Englischen gab. Bald aber sehen wir einen großartigen Singverein oder vielmehr eine Singschule unter ihrer Leitung ins Leben treten.

Singen, meinte sie, solle eigentlich ein Jeder lernen, weil ja Jedermann eine Stimme habe, wenn es auch der Eine weiter darin brächte, als der Andere. So wurde denn durch ihre Verwendung, indem sie einen Musiklehrer anstellte und besoldete, zunächst der Singunterricht öffentlich am Gymnasium ertheilt und in die allgemeinen Unterrichtszweige mit aufgenommen. Es fand sich dazu eine sehr passende Persönlichkeit, der Musikdirektor Joseph Schmidt, der sich dieser Angelegenheit mit dem lebendigsten Interesse widmete.

Nach einer kurzen musikalischen Vorschule, in welcher die Schüler mit dem Notenlesen, den Tonarten u. s. w. bekannt wurden, gieng man alsbald zur Einübung größerer, ernster Oratorien über. In zwei Abtheilungen, indem man wöchentlich in zwei Stunden den Baß und Tenor, in zwei andern Stunden Alt und Sopran abgesondert vornahm, übte man die Gesangstücke sorgfältig ein und hielt dann am Ende

der Woche im Zimmer der Prinzessin Karoline eine Gesammtprobe für alle vier Stimmen. Zu diesen Proben sangen dann immer auch mehre junge Damen mit. Die Solo's wurden außerdem von den beßern Sängern theils in Privatstunden bei dem Musikdirektor Schmidt, theils bei der Prinzessin selbst eingeübt.

Mit welch unermüdlichem Eifer die Prinzessin diese Singproben betrieb, wie sie mit größter Hingebung Solo-Sänger zu bilden suchte, Singstimmen eigenhändig oft bei Nacht noch abschrieb und sonst kein Opfer an Zeit und Geld scheute, damit ein großes Gesangstück würdig und schön zur Aufführung komme, das wird wohl Allen, die an jenen Sing-Uebungen Theil nahmen, im frischen, unvergeßlichen Andenken geblieben sein.

Je nach der Größe der Oratorien — denn nur diese ernstere Gattung des Gesangs wurde vorgenommen — fand jährlich oder halbjährlich eine öffentliche Aufführung statt und zwar gewöhnlich in der Kirche. Händels klassische Stücke wurden am meisten gesungen und oft wiederholt; so besonders der Messias, Sampson, Jephta, Judas Makkabäus u. a. Außerdem die Schöpfung und die vier Jahreszeiten von Haydn; der Tod Jesu von Graun; Christus am Oelberg von Beethoven; das Requiem von Mozart; die letzten Dinge von Spohr u. s. w. Wenn die Solo-Partien, wie das kaum anders sein konnte, hie und da auch Manches zu wünschen übrig ließen, so wurden dagegen die Chöre nach dem einstimmigen Ur-

theile aller, auch fremder Zuhörer, immer mit seltener Pünktlichkeit und musterhaftem Ausdruck vorgetragen.

Nach einer solchen gelungenen Aufführung sah man dann im Gesicht der Prinzessin einen Ausdruck von kindlichem Glück, von innerer Befriedigung, die ihr um so mehr zu gönnen war, als sie jedesmal sich unsägliche Mühe gab und sich fast krank arbeitete, bevor ein Stück zur Aufführung für reif erachtet wurde.

Die freiwilligen Eintrittsgelder der Zuhörer floßen in eine Kasse, ebenfalls eine Stiftung der Prinzessin, aus der arme oder von Unfällen betroffene Schullehrer unterstützt wurden.

Jener Singverein gewann aber für die Prinzessin wie für die Sänger bald noch eine andere Bedeutung. Bei den Singproben beobachtete sie nämlich zuerst diejenigen jungen Leute, welche durch gute Zeugnisse ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten; denn nach jedem halbjährigen Examen ließ sie sich von dem Direktor des Gymnasiums über die Schüler, welche durch Talent, Fleiß und ein sittliches Betragen sich jedesmal ausgezeichnet hatten, einen Bericht erstatten. Bewährten sich diese Schüler eine längere Zeit hindurch und hatte sie durch eigene Beobachtungen und Gespräche mit denselben während der Singstunden eine günstige Meinung von ihnen bekommen, so beschied sie dieselben, wenn sie Willens war, sich ihrer anzunehmen, gewöhnlich in früher Morgenstunde zu sich, prüfte ihr Wißen, ihre Anlagen, ihre Neigungen, erforschte ihre Familienverhältnisse, ihre pekuniäre Lage

und ihre Pläne für die Zukunft. Hatte sie nun so eine genaue Kenntnis erlangt, wo und wie sie mit Nutzen helfend und fördernd einschreiten konnte, dann gewährte sie Hülfe und Rat.

Andere Schützlinge lernte sie natürlich auch auf andere Weise kennen; aber nicht wenige verdanken es dem Singverein, daß die Prinzessin sich ihrer angenommen.

Neben den ernsten, mehr kirchlichen Oratorien, die in dem großen Singverein ausschließlich gesungen wurden, hat sie auch die weltliche Musik, die Oper, nicht vernachläßigt; aber sie ließ derartiges mehr in kleineren Kreisen und in den Privatstunden singen. Jede Stunde aber begann mit Stimm-Uebungen, Aushalten der Töne, Scalasingen u. dergl.

Im Allgemeinen liebte sie in der Musik nicht das Sentimentale, sondern das Kräftige, Klare, Klassische, Gediegene, und hörte lieber ein patriotisches oder ein Kriegslied, als ein Liebeslied. In der weltlichen Musik war deshalb der einzige Mozart ihr Liebling. Mit Beethoven ging es ihr wie mit Jean Paul: sie fühlte sich nur von Einzelheiten dieser Meister angezogen. Wegen des durchsichtigen deklamatorischen Stiles liebte sie auch die italienische Schule, besonders die ältern Meister wie Cimarosa („Heimliche Ehe"), Cherubini („Der Waßerträger"), bis auf Rossini („Barbier von Sevilla", „Der Türke in Italien" u. A.) Indes war sie hierin durchaus nicht einseitig und nicht ausschließlich und hatte auch

unter den übrigen Meistern manche Lieblinge wie „Joseph in Aegypten“ von Méhul, „Die Schweizerfamilie“ von Weigel, „Das unterbrochene Opferfest“ von Spohr, den „Freischütz“ von Weber u. A. Außerdem ließ sie fast keine neue Erscheinung in der Musik ungeprüft vorübergehen und erkannte das Gute darin gern an. Ihren Schülern aber bot sie lieber das Bewährte und anerkannt Vollendete, das sie nie müde wurde, einzuüben und so lange fortzuüben, bis es auch möglichst vollkommen von ihnen vorgetragen werden konnte.

Fast alle ihre Schüler, die nur einigermaßen Talent zur Musik besaßen, mußten auch einen Lehrkursus im Generalbaß, als der Grammatik der Musik, durchmachen und den öffentlichen Unterricht besuchen, den der Musikdirektor Schmidt am Gymnasium darüber ertheilte.

Wie im Singen, so gab die Prinzessin auch im Klavierspielen nicht wenigen Schülern und Schülerinnen selbst Unterricht. Ebenso im Französischen, wodurch denn ihre Zeit — zumal sie auch einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel führte — von Morgens früh bis zum Abend hin vollkommen ausgefüllt war. Dabei besaß sie aber die seltene Gabe, daß sie z. B. Briefe schreiben, zeichnen, sticken oder auch lesen konnte, während ein Schüler am Klavier saß und spielte, ohne daß ihr ein Fehler im Takt, ein falscher Akkord oder sonst irgend ein Versehen entging.

Große Künstler in der Musik sind allerdings aus

dieser Schule nicht hervorgegangen; aber Hunderte haben für ihr Leben, für die Gemütsbildung und das höhere Verständnis der Musik unendlich viel unter ihrer Anleitung gewonnen. Indes haben einige ihrer Schüler auch als Musiker und Sänger später eine Stellung im Leben erhalten.

So z. B. Mewert, der Sohn eines Bauern aus Müsingen, einem Dorfe bei Bückeburg. Die Prinzessin wurde zufällig im Anfang der Zwanziger Jahre auf ihn aufmerksam, indem er zu seiner musikalischen Unterhaltung sich selbst, ohne alle Anweisung, eine Geige gemacht hatte und darauf spielte. Sie ließ ihm dann musikalischen Unterricht auf der Geige, später auch auf der Klarinette, auf dem Klavier und im Singen ertheilen, daneben aber auch zu seiner allgemeinen Ausbildung das Gymnasium besuchen, worauf er 1830 eine Anstellung in Ypern bekam und dort auch als Baßsänger vielen Beifall erntete, aber schon nach zwei Jahren an einem nicht gehörig beachteten Neßelfieber starb.

Die Prinzessin schrieb darüber: „Mewert ist am 5. Juli 1832 in Ypern gestorben. Er war sehr gut und rechtlich, und mit Recht konnte man hoffen, daß meine zehnjährige Aufsicht und Erziehung ihn zum tüchtigen Menschen gebildet."

Es wird nicht unpassend sein, hier den Lebenslauf von noch einigen andern ihrer Zöglinge, der sie sich in ganz vorzüglichem Sinne angenommen, kurz zu erwähnen, um so mehr, als sie diese, die sich sämmt-

lich ausgezeichnet haben, gewißermaßen als ihre Geisteskinder zu betrachten pflegte, als Apostel, die einmal in ihrem Sinne zum Wohle der Menschheit wirken sollten.

Hier ist als einer ihrer ältesten Schüler Friedrich Stüver zu nennen. Geboren den 15. August 1799, zeigte er von früher Kindheit an die größte Lust und Anlage zum Zeichnen und Malen. Alle Papierschnipsel, deren er habhaft werden konnte, alle Wände, Bretter, flache Steine u. s. w. wurden mit Zeichnungen angefüllt. Indes mußte er, dem Willen seiner Eltern nachgebend, sich dem Schulfache widmen und trat, 16 Jahre alt, in das Lehrer-Seminar zu Bückeburg. Hier war er sehr fleißig und suchte sich fortwährend nebenher auch noch im Zeichnen auszubilden. Da er Klavier spielte und sang, so war dieß ein Anknüpfungspunkt, daß die Prinzessin sich erbot, ihm weiteren Unterricht in beiden Fächern zu ertheilen. Seine Leidenschaft fürs Zeichnen und Malen entdeckte er aber nicht, da er von Natur sehr schüchtern und zurückhaltend war. Und so wurde er im 21. Jahre zum Schullehrer in Habichhorst ernannt und mußte diese Stelle auf den sehnlichen Wunsch seiner Eltern, aber mit dem größten innern Widerstreben antreten.

Drei Jahre versah er sein Schulamt; dann aber fühlte er sich in diesem Berufe, zu dem er außerdem kein Geschick zu haben glaubte, so wenig befriedigt und empfand dagegen ein solches Heimweh nach der Kunst, daß er sich ein Herz faßte und der Prinzessin Karo-

line offen seinen Seelenzustand und seine äußere Lage entdeckte. Sie gieng sofort darauf ein, schickte ihn zunächst auf ein halbes Jahr nach Hannover, dann auf die Akademie nach Dresden, wo er durch angestrengten Fleiß in zwei Jahren sich so vervollkommnete, daß er bei seiner Rückkehr nach Bückeburg sogleich zahlreiche Schüler und Schülerinnen fand und namentlich auch auf dem Schloße den fürstlichen Kindern sowie der Prinzessin Karoline selbst Unterricht ertheilen durfte. — Im April 1828 verheiratete er sich, und da im folgenden Jahre der bisherige Zeichenlehrer, Professor Strack, starb, so erhielt Stüver diese Stelle am Gymnasium und an der Töchterschule.

Leider war seiner Künstlerlaufbahn kein weites Ziel gesteckt. Er starb am 31. November 1841, betrauert von Allen, die den bescheidenen, anspruchlosen Mann näher kannten. Am vollendetsten sind unter seinen zahlreichen Zeichnungen unstreitig die landschaftlichen Blätter, auf denen der Baumschlag der verschiedenen Baumarten mit dem Bleistift so höchst charakteristisch und künstlerisch schön von ihm dargestellt worden. Außerdem hat er mehre vortreffliche Landschaften in Tusche und Sepia und gute Porträte geliefert. —

Ein Mitschüler und Freund von Stüver war Heinrich Schoof, geboren den 20. März 1805 zu Heeßen, einem schaumburg-lippischen Dorfe (nahe bei dem Bade Eilsen gelegen), woselbst sein Vater Schullehrer war. Nach seiner Konfirmation bezog er im Frühling 1818 das Gymnasium zu Bückeburg. Die

Prinzessin, die sich schon damals für die Bildung und Erziehung junger Leute aufs lebhafteste interessirte, ganz besonders aber für solche, die sich dem Lehrfache widmen wollten, nahm sich bald nachher des strebsamen Jünglings an, ließ ihm mancherlei Privatunterricht ertheilen und gab ihm selbst mit seinem Freunde Heermann täglich eine Stunde, indem sie bald Französisch und Englisch bei ihr lasen, bald zeichneten, bald auch ernste deutsche Bücher vorlasen und besprachen.

Als Schoof sich für das Studium der Theologie entschied, leitete hauptsächlich der Rat der Prinzessin, die ihm die Mittel dazu gab, seinen Studiengang und war von entschiedenem Einfluß auf seine Ausbildung wie auf seinen künftigen Lebensgang. Von 1826 bis 1829 studirte er in Göttingen.

Sie schrieb an ihn während dieser Zeit unter andern:

„Ihr Bestreben, in der Ausbildung immer weiter zu schreiten, um selbst desto glücklicher zu werden, möge der Himmel segnen, auf daß daraus für Sie und Ihre Umgebung dereinst Nutzen und Ersprießliches erwachse. Ich werde daran aufrichtigen Theil nehmen und glaube, daß Sie auf dem rechten Wege sind, die Erfahrungen dieser Welt zur innern Aufklärung zu benutzen, wenn Sie stets handeln, wie es Ihre Grundsätze aussprechen, ohne welche mir kein Glück möglich scheint. Auch kann man an der steten Verfeinerung fortbilden in jeder Lage des Lebens. Hören Sie nur niemals auf, darum bitte ich Sie dringend.“

An einer andern Stelle heißt es: „Es freut mich, daß Sie sich ein wenig mehr an das Leben in G. (Göttingen) und an den Vortrag der Professoren gewöhnt haben; aber ich hoffe und wünsche, daß Sie sich nicht so sehr gewöhnen, daß Sie das Mangelhafte des Vortrags gar nicht mehr fühlen oder gar in der Folge dereinst es selbst nicht beßer machen, sondern nur in so fern sich gewöhnen, um im Auffaßen nicht ferner gestört zu werden. Achten Sie übrigens immer recht darauf, wie man es nicht machen soll; so lernt man auch etwas Nützliches.

„Daß Sie Fichte bei dem ersten Male zu lesen nicht ganz verstehen, möge Sie doch nicht abschrecken, ihn öfter zu lesen. Das erste Mal verstand ich sehr wenig; fand aber demungeachtet viel Schönes, und nun finde ich ihn jedesmal schöner, je mehr ich die Bücher lese.“

Später schreibt sie:

„Es freut mich, daß Sie mit Ihren Lehrern und besonders mit L. zufrieden sind; noch mehr aber freut es mich, daß Sie glauben mit der Anwendung Ihrer Zeit in diesen zwei Jahren zufrieden sein zu dürfen. Es ist ein guter Begleiter durchs Leben, wenn man sich wenigstens über die Zeit des Einsammelns keine Vorwürfe zu machen hat. Und Jener ist recht zu bedauern, welcher da, wo es Licht werden soll, so dunkle Schatten hineingebracht hat, daß sie weder Jahre noch Bemühungen jemals wieder auslöschen.

„Leben Sie wohl! Bleiben Sie gesund und fleißig wie bisher und suchen Sie in allen Dingen den Geist und nicht den bloßen Buchstaben zu faßen, damit Sie nachher im Leben nicht, bloß Maschine zu sein, ertragen können.“

In den Ferien schickte sie ihn wie überhaupt ihre Zöglinge gern auf Reisen, und so besuchte Schoof während dieser Zeit die Hansestädte, den Rhein bis Straßburg, den Thüringer Wald und den Harz.

Zu Michaelis 1829 verließ er Göttingen und machte in Bückeburg sein Examen. Wenige Wochen später übernahm er die Erziehung der Prinzen Viktor und Alexander, Söhne des Landgrafen von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, welcher damals abwechselnd seinen Aufenthalt im Schloß Augustenau bei Herleshausen oder in Barchfeld nahm, beide Orte in einer reizenden Gegend des Werrathales, nahe bei Eisenach gelegen. Hier erwarb sich Schoof die hohe Zufriedenheit und Anerkennung seiner Herrschaften, sowie die innigste Zuneigung seiner Zöglinge. Es war daher von beiden Seiten eine recht schmerzliche Trennung, als er nach beinah fünf Jahren 1834 nach Bückeburg zurückberufen wurde, um als Gehülfe des altersschwachen Konsistorialrats Funk angestellt zu werden. Im April 1834 wurde er in der lutherischen Stadtkirche zu Bückeburg ordinirt und hielt zugleich seine Antrittspredigt. Als noch in demselben Jahre der Konsistorialrat Funk starb, wurde Schoof zum Vikar der Oberpfarre ernannt und blieb das bis zu seinem Ende.

Daneben wurde er 1836 auch Direktor der höheren Töchterschule und des Schullehrer-Seminars.

Im November 1835 verheiratete er sich mit Henriette Elise von l'Estocq, Tochter des verstorbenen Hessischen Hauptmanns von l'Estocq, Erzieherin der Prinzessinnen von Hessen-Philippsthal-Barchfeld und Hofdame der Frau Landgräfin, bei der er sie hatte kennen lernen. Sie war ebenfalls eine frühere Zöglingin der Prinzessin Karoline.

Mitten im segensreichsten Wirken wurde Schoof am 27. Oktober 1844 durch ein bösartiges Nervenfieber seiner Gemeinde und Familie entrißen. Die Trauer über seinen Tod war eine tiefe und allgemeine; denn er war gleich ausgezeichnet als Kanzelredner, als Lehrer und als Mensch, so daß alle Schichten der Gesellschaft das schmerzliche Gefühl eines unersetzlichen Verlustes durchdrang.

Die Prinzessin Karoline, tief erschüttert über diesen neuen Todesfall, suchte auf die rührendste Weise die Witwe mit ihren zwei Söhnen zu trösten, und fügte dann die kräftigen, ermutigenden Worte hinzu: „Erziehe Deine Knaben zu Deinem Troste und zur Ehre ihres Vaters!"

Zu den Schützlingen der Prinzessin Karoline gehörte, wie schon vorher bemerkt, auch Georg Heermann. Er war geboren den 22. Februar 1807 in dem Lippischen Städtchen Blomberg. Seinen Vater,

der hier Amtmann war, verlor er in seinem fünften Jahre, worauf die Mutter ihn im zwölften Jahre das Gymnasium zu Bückeburg besuchen ließ. Vier Jahre später, um 1823, wurde hier die Prinzessin Karoline in der Singstunde auf ihn aufmerksam und erbot sich, da er große Freude an der Musik hatte, ihn weiter darin zu unterrichten. Von der Zeit an erfreute er sich nach und nach zunehmend der Gunst und Unterstützung der Prinzessin und verdankt es ihrem Einfluße wohl besonders, daß manche Schlacken seines heftigen Charakters allmälig abgestreift wurden.

Als er im Begriff stand, die Universität zu beziehen, um Theologie zu studiren, befiel ihn eine hartnäckige Hautkrankheit, die ihn zwei Jahre lang von seinen Studien abhielt und hauptsächlich wohl dazu beitrug, daß er das Studium der Theologie mit dem der Medicin vertauschte. Vermittelst eines Stipendiums und einer Unterstützung von Seiten des Fürsten und der Prinzessin konnte er jetzt in Göttingen seinen lieb gewonnenen Studien leben, bis er im Jahre 1831 wegen ausgebrochener Unruhen die Stadt verlaßen mußte. Die Prinzessin veranlaßte ihn während dieser Zeit zu einer Reise nach Hamburg, um das dortige Krankenhaus kennen zu lernen. Dann begab er sich nach Würzburg, wo er promovirte, bestand in Detmold das vorgeschriebene Landesexamen und begann in Meinberg, einem kleinen Badeorte, seine ärztliche Praxis.

Dieß letztere geschah freilich gegen den Wunsch und Willen der Prinzessin, die ihrem Schützlinge zu seiner

eignen Ausbildung gern einen weiteren, wo möglich einen akademischen Wirkungskreis verschafft hätte. Die hieraus hervorgegangene Verstimmung, wie sie bei Heermanns leidenschaftlichem Charakter zu verschiedenen Malen schon zum offenen Ausbruch gekommen und das freundliche Verhältnis zur Prinzessin getrübt hatte, hob sich jedoch dießmal bald wieder, indem Heermann selbst mit seiner Stellung durchaus nicht zufrieden war. Die Prinzessin verschaffte ihm darauf eine Anstellung als Assistenzarzt an der Irrenanstalt zu Siegburg, in welcher Stellung er anderthalb Jahre verblieb. Im Sommer 1834 gieng er alsdann, dem Wunsche der Prinzessin gemäß, auf zwei Monate nach Heidelberg; dann auf ein Halbjahr nach Paris, habilitirte sich hierauf zu Ostern 1835 als Privatdocent in der medicinischen Fakultät zu Heidelberg, und gewann in dieser Stellung sowohl als Lehrer wie namentlich auch als praktischer Arzt in kurzer Zeit einen glänzenden Wirkungskreis.

Zu Ostern 1840 folgte er einem Rufe nach Tübingen als Lehrer und Vorstand der innern medicinischen Klinik. Doch hier, wo er am Ziel seiner Wünsche zu stehen schien, entwickelte sich in ihm ein tödtliches Hals- und Brustübel, so daß er schon den Winter 1841—1842 in Italien zubringen mußte. Im Juni 1842 kam er soweit hergestellt zurück, daß er den Sommer hindurch und bis Weihnachten sein Amt beinah unausgesetzt versehen konnte. Dann aber traten neue Unterbrechungen ein; er ging Ende Juni zum zweiten Male nach Italien und starb hier nach unsäglichen Leiden am

24. Juli 1844 in Rom, drei Monate vor seinem Freunde Schoof. —

Als praktischer Arzt besaß Heermann jenen durchdringenden tiefen Blick, der sich nicht erwerben und erlernen läßt. Dazu die allgemein menschliche Bildung, die gefälligen Formen des Umgangs, die warme Theilnahme am Wohl und Weh der Menschen — kurz, es waren alle Eigenschaften eines ausgezeichneten praktischen Arztes in ihm vereinigt.

Geschrieben hat er nur eine größere Abhandlung über das Auge und eine kleinere über die Träume der Blinden. Bei seinen Schülern aber lebt er noch in dankbarer Erinnerung fort.

Es wird am passendsten sein, sowohl zur Charakteristik der Prinzessin Karoline, als auch Heermanns hier eine Auswahl der Briefe folgen zu laßen, die sie seit seinem Abgange zur Universität an ihn geschrieben.

Das stürmisch erregte Gemüt des jungen Mannes, das ihn besonders im Anfang seiner akademischen Studien nicht immer klar, richtig und gerecht sehen ließ und nicht frei war von einem gewißen Geniefieber, das auch gegen die Prinzessin nicht immer so offen sich zeigte, wie sie es erwartete, und das endlich aus Eifersüchtelei auf ein anderes, wie er meinte, mehr begünstigtes Pflegekind der Prinzessin zu sehr gehäßigen Verdächtigungen gegen dasselbe sich hinreißen ließ, —

machte seiner hohen Gönnerin viel Kummer und Sorge. Die vorliegenden Briefe enthalten darüber wichtige, rührende Zeugnisse, die uns einen tiefen Blick in das Innerste ihres edlen Herzens thun laßen. Aber auch wer Heermann kannte, wird hieraus ersehen, daß die spätere Klarheit, Würde und Ruhe seines Wesens keine angeborene, sondern eine errungene und deshalb doppelt schätzenswerte war.

Bückeburg, Abends 9 ½ Uhr am 30. April 1828.

Ihre beiden Briefe wurden mir heute morgen beide zugleich, und zwar zwischen 9 und 10 Uhr gebracht, um die Zeit, wo Sie sonst hier zeichneten, und nun Deppe und E. Windt dort sitzen, während K. Langerfeldt und Lorent mit mir lesen. Ich freute mich so sehr, daß ich ordentlich beklommen wurde und Herzklopfen bekam, und mußte eine Stunde warten, ehe ich allein war. Ich danke Ihnen, daß Sie mir sogleich Nachrichten von sich und Ihrem Gefährten gegeben. Am Morgen Ihrer Abreise bin ich unaufhörlich aufgewacht und von 4 Uhr an wach geblieben. Meine besten Wünsche und Gebete begleiteten Sie — wie Sie denken können, und so betrübte mich der starke Regen gegen 10 Uhr, der mich für Sie beide besorgen ließ. Traf er Sie nicht? Sie erwähnen ihn nicht.

Daß Sie nachher wieder Sonnenschein und so gute Gelegenheit gefunden, freut mich sehr, und ganz ungemein lieb ist es mir, daß Sie sogleich Ihren Wirt abgefunden und für K. Meier eine andre Wohnung

besorgten. Es würde mich sehr geängstet und betrübt haben, einen von beiden so düster umgeben und so unwöhnlich und nach der Beschreibung — ungesund beobdacht zu wißen.

Brachten Sie noch Alles den ersten Abend zu Stande? Ich vermute es.

Es freut mich, daß das Glück Ihnen wieder so günstig gewesen. So gern laß ich es mir als Ahnung der Zukunft gelten. —

Ich strebe nach — Faßung, welche mir die ersten Tage oft versagte. Nun, es wird ja kommen, und wenn wir uns wiedersehen, hoffe ich zu Gott — beßer zu sein, — in meiner Ueberzeugung klarer —, in meinem Ihnen bekannten Streben treuer.

Leben Sie wohl! und stets innerlich zufrieden mit dem eifrigen Bestreben, mit Rechtschaffenheit Ihre höhere Bestimmung zu suchen und zu erringen als das Beste, was ich Ihnen zu wünschen weiß. Gott beschütze Sie, wo ich Sie nicht halten kann! Daß ich übrigens mit Ihnen bin, wißen Sie, und nie aufhöre zu streben, das Beßere festzuhalten.

K. z. S.-L.

Am 5. Mai 1828, Abends.

Ihren Brief vom 30. d. April diesen Mittag zu erhalten, freute mich sehr, — und nun waren in dem ganzen Briefe statt ausführlicher Nachrichten von Ihnen — beinah nichts als Entschuldigungen! — das war betrübt. Ach nein; es ist so auch gut, weil Sie es gut

meinten. Aber ein wenig mehr von Ihrer Gesundheit, Ihren Beschäftigungen, Ihren Gedanken — hatte ich gehofft.

Wie ist es möglich, daß die Physiologie nicht gelesen wird? Ich dachte, die müßte immer gelesen werden.

Wißen Sie denn genug Physik, um Chemie schon zu hören? Welches sind die andern Collegia? Ich habe sie nicht mehr so gegenwärtig. Sind Sie mit den Vorträgen zufrieden? Mathematik hören Sie auch wohl noch einmal, nicht wahr?

Am 7ten.

F. Schmidt hat die Besorgung der Bestellung übernommen. Seit Sie nicht mehr hier sind, lesen wir jetzt viel zusammen; er spricht sich mehr aus und ich hoffe, es soll ihn ruhiger machen, besonders da wir auf seinen Wunsch Fichte wieder von vorn anfangen. — — Ich finde mich wieder mehr, und die Art von Angst, welche ich oft empfunden, weicht am Besten der ernsten Beschäftigung. Ich hoffe, Sie sind nun wohl und ruhiger. Ach! Daß ich das nicht erlangen konnte, so lange Sie hier waren.

Nachmittags.

O sagen Sie mir nicht, daß Ihre glücklichste Zeit vorüber ist! Wenn Sie erst wirken können, werden Sie gewiß erst eine beßere Befriedigung finden. Sie hatten zu wenig zu thun diesen Winter, und haben mehr in Ihren Empfindungen gelebt als — wie ich fürchte — Ihnen gut war. Gern hätte ich das be-

schränkt, wußte es aber nicht auszuführen. Möchten Sie nun nur stets so befriedigt sein, um sich nicht unglücklich zu fühlen und nur stets die Sehnsucht nach Vervollkommnung lebhaft in sich rege erhalten. Dann gehe es Ihnen so gut, als ich es Ihnen wünsche, und dann geht es Ihnen sehr gut. —

Tröstliches soll ich Ihnen sagen? Soll ich sagen, daß ich dieselbe bleibe? Das wißen Sie ja; oder wißen Sie es nicht? Ich dächte doch, Sie könnten es denken; und soll ich sagen: Daß, wenn auch das Mannigfaltige sich ändert, die Seele treu bleibt — wie ich glaube und nicht anders begreifen kann? Das sind ja Dinge, die ein Schüler von Fichte wißen muß und die ich nicht mehr zu wiederholen nötig habe. Nicht wahr? Das Mannigfaltige nur verändert sich und wird stets mehr zur Einheit, wenn es gut wird. Ach ja, danach wollen wir immer mehr streben, dann kommen wir immer näher und durch die Ferne nicht auseinander. Was irdisch ist, mag dann verschwinden, und Thekla's Geisterstimme sage Ihnen stets wie fühlt und denkt

K. z. S.-L.

Bückeburg, den 1. Juli 1828.

Gestern konnte ich nicht fortschreiben, so thue ich es heute und muß mich besinnen, wo ich wohl anfange, da ich so viel zu sagen habe und erst vor Kurzem ein Brief abgieng. Andere Briefe müßen nun noch warten, bis ich dieses habe berichtigen können. Also am besten, ich fange mit einem früheren Briefe und Ereignisse an.

Sie sagen, nachdem Sie meinen ersten Brief erhalten haben: „Gut, daß Sie Herzklopfen beim Empfange des Briefes erhielten, und ein Beßeres als Jenes." — Welches dieses „Jenes" sein soll, weiß ich nicht recht; vermute aber, Sie glauben ich habe diese Bewegung gefühlt, als Sie mir gesagt, was Sie mir fast ein Jahr verschwiegen. — Nein, das war es nicht. Ach, wenn es nur das gewesen wäre! Es war eher ein Zusammenpressen und Stillestehen als ein Klopfen. — Ich hatte gewähnt, Jemand gefunden zu haben, der mir ganz und Alles vertraute, dem ich wieder ganz vertrauen konnte. — Der betäubende Schrecken, zu finden, daß ich mich schon so lange darin selbst getäuscht, und die Ueberzeugung, daß es nicht so war, stand mir so lebhaft vor Augen, daß ich verstummte. Erst den folgenden Tag konnte ich reden. Schon das allein hätte mich nicht ruhig schlafen laßen, und als ich nun gar noch den folgenden Tag erfuhr, wie ein mir theures edles Herz verkannt wurde — und wie schrecklich —, da war ich allein — recht betrübt, und Ruhe fand ich nicht. — Ich glaube, zu sehr mit sich beschäftigt, haben Sie es wenig bemerkt; auch war es so wohl beßer. Gereizt, wie Sie es waren, und heftig aufgeregt bei jedem Worte, was ich sagte, konnte ich und mochte ich es nicht sagen, wie mir zu Mute war.

Ich hielt Ihre Heftigkeit für Reue — wollte nicht streng sein und war darum am Ende wohl zu nachgebend. Hat es Sie irre geführt? Verzeihen Sie mir!

Ich meinte es gut mit Ihnen und wollte — vielleicht zur Unzeit — schonen; war auch wohl selbst zu angst, ein Gut ganz zu verlieren, welches ich mir, egoistisch und freudig-stolz, erworben zu haben hoffte und glaubte. — Nun, verloren ist es ja nicht! Nur nicht so, wie ich es früher gemeint. — Das war gut zu meiner Belehrung und eine Erinnerung zur Demut. — O gewiß, es war gut! sonst wäre es nicht so gekommen; aber nur thut es weh, das Eine — das Verkennen! Aus Ihrem Briefe ahnt mir, es dauert noch! Doch nein! so sehr es mich drückt, kein Wort davon. Gott und die Zeit möge das ausgleichen. Ich will nichts dazu weiter sagen und eingreifen. Aber — aber — der Plagegeist meines ganzen Leben war — ich fürchte — auch hier im Spiel! — Ich weiß nicht, ob Sie ihn noch kennen oder erraten. — — —

So wie ich Vieles von Ihnen die letzten Wochen nicht verstand und wir eher ferner als näher kamen, so verstehe ich Manches in dem Briefe nicht. Ich fühle, Sie sind mit Träumen beschäftigt, nicht glücklich, und wir hätten klarer werden müßen, wenn ich Ihnen sagte: Sie wären unvernünftig, und es nicht glauben wollten. Nur Vernunft führt zur Weisheit und zum innern höheren Glück. Ich hoffe, durch die Wißenschaften geleitet, finden Sie bald ihre Spur und — Ruhe, welche Sie — trotz Ihrer Versicherung — nicht haben. Ich glaube es nicht. — Die Ruhe ist die Ruhe des Gewitters vor dem Sturme. Ich bin besorgt für Sie und weiß nichts zu thun. Möge Gott

Sie beschützen, daß das Unwetter nichts verwüste und nur — reinige!

Am 3. Juni.

Also meine Ahnung wahr! Ihr Brief, aufgeregt wie keiner noch. Und Sie allein — ohne Freund! — Gott gebe Ihnen Licht nach dieser Nacht! — Möchten Sie jetzt sanft ruhen und heiter erwachen. Morgen mehr! heute kann ich nicht. Gestern konnte ich den Brief gar nicht beantworten.

Am 4. Juni.

Soll ich Ihnen sagen, wie tief mich Ihre Zeilen betrübt haben; obgleich ich, trotz dem, daß Sie von Offenheit reden, doch Manches nicht verstehe. — Doch nein! Sie selbst scheinen so traurig, daß ich lieber von mir nicht reden will. Nur das: Könnte ich mir vorwerfen, nicht Ihr Bestes gewollt zu haben, — auch falls ich irrte und nicht das Rechte einschlug, um Sie zu beruhigen und zum Licht und zur Vernunft zu bringen — ich wäre noch viel, viel trauriger. — Jetzt erst ahne ich, was Sie mit dem Ausdruck: Vermeßenheit — meinten. Aber, was ich darauf antworten soll, weiß ich eben so wenig.

Am 6. Juni Abends.

Zwei Blättchen lege ich bei, die mögen die Antwort geben statt meiner. Oder habe ich doch, doch zu sehr gefehlt und muß Vorwürfe machen, daß ich durchaus hätte verlangen müßen, was ich wünschte. — Versucht

habe ich Allerlei. Nichts wollte mir gelingen, weder das Eine, noch das Andere. Gewiß habe ich nicht das Rechte versucht; hätte ich mich nur vielleicht noch fester zusammen genommen! Ach ja, dann hätten Sie gewiß die Wahrheit erkannt, die doch so nahe liegt. — —

Ich hoffe übrigens, daß es kein Wahn ist, „erzeugt im Gehirne der Thoren", — daß ein höheres himmlisches Band uns verbindet. Wer zur Verbeßerung und Veredlung aufstrebt, darf ja wohl an Seelen-Verwandtschaft denken, und wie kann Der allein sein oder sich allein wißen! Da ist wieder der mir unverständliche Satz. — Sie sagten mir einst selbst: Der Ort thut nichts zur Sache. Ich sagte: Der Name soll auch nichts dazu thun. Schmerzlich fühlte ich, wie die letzten Wochen uns auseinander brachten, indes Sie mit Heftigkeit an sich reißen wollten. — Ja ich bitte, dämpfen Sie Ihr auffahrendes heftiges Wesen und Ihre Leidenschaftlichkeit durch Selbsterkenntnis und Ueberwindung. Mark Aurel und die ersten Bücher von Fichte: Wesen und Bestimmung des Gelehrten, sind gar nicht zu streng philosophisch für diesen Zweck, den Geist daran zu erfrischen und zu ordnen. Mir haben diese Bücher oft zur Ruhe verholfen und mich getröstet, wenn ich wirklich allein war, was ich meist immer gewesen bin. —

Wenn Sie in Ihrem vorletzten Briefe von der Erfüllung meiner süßesten Wünsche hier auf Erden reden, so weiß ich wieder nicht, was Sie damit meinen, sowie mit dem, was darauf folgt. Ich kann nur darauf

antworten: daß ich für mich — eigentlich gar keine Wünsche habe, als Faßung und Ruhe in der Lage, in welche ich durch die Vorsehung versetzt worden bin, um für Sie und meine anderen Pflegekinder etwas thun zu können, so lange ich da bin. Ich wüßte in der That keinen Wunsch für mich, der nicht darauf nur Bezug hätte. Was Sie sich denken, begreife ich nicht, so wenig als was mich betreffen könnte, wobei ich Ihren Wunsch und Ihre Bitte erfüllen soll und Sie dann zufrieden — gehen wollen? Ich lese, lese hin und her, wieder und wieder — meine Gedanken erraten die Bedeutung jener Zeilen nicht. Und mich quält dabei Ihr geängsteter Zustand. Ich glaube, es war nur ein Ihnen selbst unverständlicher, ängstlicher Traum; oder können Sie es deutlicher erklären? Warum auch das Recht verloren: offen zu sein? Nur Offenheit kann — wie mir scheint — das Vergangene mildern. Aber wirkliche Offenheit, nicht eingebildete — mit lauter Ausflüchten versehene. Diese gilt bei mir gar nichts. Wäre sie immer da gewesen, wir beide brauchten nicht zu zweifeln. — — Morgen mehr. Leben Sie wohl! Es ist 12 Uhr.

Am 7ten früh.

Guten Morgen! Möchten Sie ruhig geschlafen haben. Erst habe ich bitterlich geweint und dann — ruhig und fest geschlafen — in der Hoffnung, daß auch Ihnen ein beßeres Erwachen werden wird, als Ihre Träume Sie glauben laßen. Ich denke, es ge-

hört mit zu Ihrer Erziehung, damit das verzogene, launige Kind ganz heraus komme, mußte etwas Sie unsanft aufschütteln, und so habe ich mich in der letzten Zeit Ihres Hierseins damit selbst beruhigt. Ob ich unrecht gedacht und gethan, mögen Andere entscheiden. Ich selbst war von so verschiedenen Empfindungen ergriffen und abwechselnd erregt, daß ich nicht recht wagte, das Eine oder das Andere als das bestimmt Rechte und zum Ziel Führende durchzusetzen. Auch glaube ich es noch, daß Sie mich schriftlich eher verstehen werden, als mündlich damals; denn Sie haben Zeit zum Nachdenken und es tritt eigentlich weniger Störendes dazwischen. — — Gott leite Sie und möge es geben, daß ich die Wahrheit eingesehen. Glauben Sie, daß das Gleichgültigkeit sei? O gewiß, man kann im Uebermaaß der Empfindung — läßt man sich gehen — recht selbstsüchtig werden, — und dann — — — — —

Ihre Mutter sagt mir, daß Sie den Nachmittag nur Kaffee trinken. Wißen Sie, daß das die Verdauungswerkzeuge sehr schwächt? — Auch ist das dumme Rauchen noch nicht abgeschafft! Also habe ich nicht einmal den Trost für das lange Verschweigen, daß eine so alberne Gewohnheit nun wirklich überwunden sei! Und ich wiederhole es mit mehr Ueberzeugung als je: alle solche Gewohnheiten, diese besonders, machen egoistisch und blind für Vieles. — —

Nun auf Sie und Ihre Stimmung zu kommen, und warum ich es Ihnen nicht gesagt hätte, daß Sie zu heftig wären? — Habe ich es Ihnen denn nicht

oft genug gesagt, daß Sie unvernünftig wären, daß Sie sophistische Ansichten hätten, daß Sie Unrecht hätten? Wir wollten lesen und uns beschäftigen, um ruhig zu werden. Hörten Sie auch meine Bitten und Ermahnungen? Sie wollten nicht faßen, was Ihnen lästig und unangenehm, weil das verzogene Kind gewohnt war, nur sich selbst zu hören. Wie — beinah bitter war Ihr Vorwurf, als ich die letzten Tage vermeiden wollte, allein mit Ihnen zu sein, weil ihr aufgeregter Zustand Sie zu keiner vernünftigen Auffaßung kommen ließ. So leid es mir war, mußte ich den Tag Ihrer Abreise herbeiwünschen; denn Ihre Ueberspannung mußte notwendig in den Wißenschaften, dem ruhigen Besinnen und Eingehen in die Tiefen ihres Wesens herabgestimmt werden und Sie so wieder billiger, beßer und glücklicher machen. —

Die Ueberzeugung, daß Sie nicht offen gegen mich gewesen, hatte mich — ich muß es nun wohl sagen — so schmerzlich berührt wie wenig im Leben. Ich war mehre Tage — mutlos und krank vor Verwunderung und Schrecken. — Nun waren Sie traurig. Ich dachte diese Verstimmung sei Reue, und statt dessen muß ich glauben — — daß — — nun ich muß Ihnen doch die Wahrheit jetzt sagen — (damals — damals hätte es ja nichts geholfen) — daß — meine Geißel, wie mir es schien, Sie ergriffen und verblendet, — die schreckliche Eifersucht! — — Ich kann irren; aber leider bestätigen Ihre Briefe in mir den Glauben, daß Sie, selbst sich täuschend, — mehr nach

alleinigem Besitz streben, als nach edlem Leben — in Lieben und Selbstbeherrschung. —

Ich sah in Ihnen das verzogene Kind. Noch nicht fähig und reif, ein seliges Leben in Selbstbeherrschung und Gehorsam nur zu beginnen. Wenigstens wußte ich in meiner und Ihrer damaligen Stimmung und Lage kein Mittel zu finden. Sie sahen — verzeihen Sie! — nur Ihren Schmerz; den fremden, der nicht hätte fremd sein sollen, sahen sie nicht. — Soll ich Ihnen nun Alles sagen? Es kann Sie zur Besinnung bringen, so muß ich wohl. Die Angst, die Unruhe, der wenige Schlaf, was mich damals schon krank gemacht, hat es vorzüglich diese letzte Woche gethan. Beide Augen schmerzten mich 14 Tage recht sehr und waren etwas entzündet; als eine Erkältung dazu kam, ward es schlimmer und ich mußte brauchen Valeriana und allerlei Anderes, was Herr von Möller mir gab. Beschäftigung, Vertrauen zu Ihrem göttlichen Funken, der doch nach dem Sturme sich entwickeln müßte, haben mich gebeßert. Ganz hergestellt kann ich nicht sagen. Und nun sagen Sie mir — „Es ist nichts, allein zu stehen, allein zu sein oder sich allein zu wißen.“ — Wer stellt sich allein — Sie — oder? — O, Sie träumen noch einen gefährlichen Traum! Bitte, hören Sie meinen Ruf und erwachen Sie! — Doch ich kann nicht mehr. Gute Nacht! Die Augen mahnen. Es ist spät, halb Zwölf, und Sie schlafen wohl.

Am Mittwoch war Dr. Schönian hier und bei mir eine Stunde. Wir haben viel von Ihnen gesprochen; haben Sie es nicht gehört? Er läßt Ihnen sagen, ein paar Mal in der Woche in Malz zu baden und es nicht zu versäumen. —

Nun bitte ich Sie nochmals, gewöhnen Sie sich an keine Palliativ-Mittel, wie an das mir wahrhaft verhaßte Rauchen und das Kaffeetrinken. Ist der Unterleib in Unordnung, so muß etwas Ordentliches geschehen, aber kein solches Mittel, was Gewohnheiten geben kann. Sie müßen mir notwendig frei werden, und das werden Sie so nicht. Sehen Sie, das ist einer meiner innigsten Wünsche, wenn Sie von meinen Wünschen sprechen. —

Meinen Sie, weil ich nicht leidenschaftlich bin, so kennte ich die beste Empfindung und das beste Wort nicht? — Da ergriff Sie der Hochmut der Empfindung, wähnend, nur Sie kennten die Sache, die Andern nur den Klang. Lesen Sie die letzte Strophe von Thekla's Geisterstimme, und ich hoffe, wir brauchen nicht bis jenseits zu warten.

Lesen Sie doch oft im Mark Aurel; das Buch kann man hinnehmen und weglegen, wenn man auch nur wenig Zeit hat. Ich lese so oft und gern darin.

Auf ein besonders Blättchen war geschrieben:

Viele Dinge sinds,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen dürfen.
Doch andre können nur durch Mäßigung

Und durch Entbehren unser eigen werden.
So sagt man, sei die *Tugend*, sei die *Liebe*,
Die ihr *verwandt* ist. Das bedenke wohl!
Göthe's Tasso.

Und jeder weiß, der Freundschaft fand,
Das sei ein Band aus Himmelsland.

Bückeburg, am 3. Juli 1828.

Eben komme ich nach 4 Uhr in meine Stube und finde Ihren Brief vom 27. Juni auf meinem Tische liegen; ihn erbrechen und lesen war eins. Möchte ich nur für Sie und für mich mehr Beruhigung und Trost darin gefunden haben, als ich es gethan habe! Ich hoffte, wenn ich alles Vergangene in größere Klarheit zöge, so würden wir uns wieder näher kommen; aber leider sehe ich, daß ich mich darin geirrt habe, und daß ein Misverständnis dem andern folgt.

Wenn ich sagte: ich hätte gehofft, das himmlische Band der Freundschaft sollte uns auch jenseits festhalten, so sehe ich darin nicht, daß es *nur* jenseits und nicht mehr hier halten solle. Das kann ich mir gar nicht denken; denn ich kann keine Fortdauer dorten vermuten, wenn ich es hier wirklich hätte gänzlich aufhören sehen. Ich begreife also gar nicht, warum es hier nicht halten sollte, sobald Sie es nur *wollen*. —

Als ich Sie so heftig sah und glaubte, es sei Reue, haben Sie mir selbst gesagt: „Sie halten mich für beßer, als ich bin." Ich habe das damals nicht verstanden und weiß also nun gar nicht mehr, was ich

daraus machen soll. So auch habe ich es nie verstanden, wenn Sie mehre Male sagten: „es ist vorbei!" was Sie nun in diesem Briefe wiederholen. Ich habe gefragt: „was ist vorbei?" weil ich kein „Vorbei" für wahre Empfindung kenne; habe aber keine Antwort bekommen. Also habe ich auch nicht denken können, daß Sie darunter reine Freundschaft meinten, denn die kann ja nicht vorbei sei. — Wollen Sie diese, und nur diese, o dann laßen Sie uns doch schnell die noch vorhandenen Irrthümer und Misverständnisse beseitigen. Haben Sie sich geirrt und sehen solches ein, so wird mir ja wohl auch dieses Glück zu Theil werden, und es ist nicht nötig, um eines Irrthums oder Fehlers willen sich gleich ganz aufzugeben. Das ist nie mein Gedanke oder mein Gefühl gewesen. Was für einen Abschied wollen Sie denn also nehmen? Ich kenne keinen. —

Sehr, sehr leid hat mir damals Ihr Verschweigen des Rauchens gethan, was ich wahrlich gar nicht mehr erwähnen mag, als um Ihnen einen Auftrag von Dr. Schönian zu bestellen und Ihnen zu sagen, daß, wenn Sie die Gewohnheit noch nicht so schnell ganz ablegen könnten, Sie es nun auf Unkosten Ihrer Gesundheit nicht plötzlich laßen möchten, ohne eine angemeßene Arznei zu nehmen, welche die Nachtheile hebt. Ich habe deshalb Ihretwegen gerade mit Dr. Schönian geredet, welcher ebenso wenig als ich wußte, daß Sie geraucht, und besonders nicht, daß Sie es sich erst in Rehburg angewöhnt. Er hatte wenigstens eben keinen Wert darauf gelegt und wußte nicht, wie stark narkotisch solches auf Sie gewirkt hatte.

Sehen Sie, das finde ich nun wieder Unrecht, daß Sie ihm das nicht gesagt haben, da Sie sein Kranker waren. Er ist meiner Meinung, daß es eine Ursache mehr ist, um es ganz zu laßen. Auch hatte er es Ihnen durch Ihre Mutter sagen laßen: das Rauchen und Kaffeetrinken, diese beiden unnützen und schädlichen Gewohnheiten, ganz zu laßen, um so mehr, wenn die Wirkung so stark wäre.

Ihrer selbst unwürdig habe ich ferner jenes Betragen gehalten, welches, auf einem bösen, bösen Irrthum, auf Verblendung gestützt, Sie veranlaßte, jenes Unbesonnene zu thun, was ich feindselig nenne. Sie glauben nicht, wie bitter und verächtlich Ihr Ton war, als Sie mit mir über K. M. (Meier) sprachen. Und kaum kann ich Ihnen sagen, wie weh mir dieser Ton von Ihnen über jenen gethan hat! Ich sah die Gefahr, Sie beide zu verlieren. Durfte ich da nicht beben und bis ins Innere erschüttert sein? —

Wenn Sie mir sagen: Ich solle mich nicht noch länger täuschen; denn schon länger, als ich es versicherte, wäre es vorbei gewesen! — O ich bitte, wie können Sie so bitter sein! Nie, nie wird es von meiner Seite vorbei sein, und wenn auch — ich weiß kaum was geschähe. Auch habe ich diese Aeußerung nie auf mich bezogen in diesem Sinne, sondern für ein Traumbild von Ihnen gehalten, welches ich nicht verstand und in das ich nicht weiter zu dringen wagte, da Sie auf meine Frage: „was ist vorbei?“ nicht antworteten. — Das war es ja eben, was mich so quälte, daß ich,

durch Ihr Betragen veranlaßt, eine Zeitlang ganz irre an Allem wurde, nichts mehr verstand und nichts mehr begriff. Mich selbst habe ich stets begriffen und täusche mich hoffentlich nicht, wenn ich glaube, daß auf diese Nacht Tag folgen wird und ich in Ihnen das Edle, Gute und Höhere wiederfinden werde, was ich immer bei Ihnen vermutete in den letzten Jahren, was — ausgebildet — dem Menschen seine wahre Größe gibt und Sie zum edleren Menschen stempeln wird, sobald Sie die nötige Selbstbeherrschung und Ruhe, die Ihnen noch fehlt, erlangt haben. Dadurch ist Ihr Wesen noch so Stückwerk und den Launen unterworfen. — Ich hoffe, auch die Philosophie und der Glaube zu Gott, daß Alles, was er uns schickt und was uns im Leben begegnet, Sie zum Lichte führen muß. Und so geleite er Sie denn ferner und gewähre mir den Trost, daß Sie an meiner wahren Freundschaft nicht länger zweifeln mögen und alle rätselhaften Irrthümer verschwinden können vor den Augen und Gedanken einer Seele, welche Ihrer stets treu gedenkt.

K. z. S.-L.

Bückeburg, am Sonntage den 13. Juli 1828.

Das sind Misverständnisse über Misverständnisse in unsern Briefen. Ich wollte die ganze Woche darauf antworten und zwar zum letzten Male; denn es wird beinah schlimmer, statt beßer zu werden, wenn ich etwas erläutern will. — Zwei Briefe habe ich angefangen; aber die Ankunft des Prinzen zu Hessen, meines brüder=

lichen Vetters, hat mich diese Woche gehindert, sie zu beendigen, und einige andere Veranlaßungen treiben mich aber doch, Ihnen morgen einige Worte zu senden.

Erstlich muß ich das nun hier erwähnen, daß ich es nicht gesagt und nie gedacht, Sie meines Vertrauens unwürdig, und noch weniger — wie Sie sagen: — „gänzlich unwürdig“ zu finden. Es würde dieser Gedanke einen Hochmut und ein liebloses Wesen verraten, dessen ich — Gott sei Dank! — nicht fähig bin. Das ganze Unglück besteht darin, daß Sie etwas für gleichgültig gehalten, was ich als wichtig ansehe — und das mag die Zeit ausgleichen, — nämlich das Rauchen.

Daß ich um Verzeihung gebeten, finden Sie „unbegreiflich“. — Mir ist gelehrt — und mit gutem Grunde, wie mich Ueberlegung überzeugt hat —: es sei für Pflicht zu halten, wenn ich Jemand weh gethan oder gekränkt, betrübt oder irgend eine schmerzliche Empfindung veranlaßt hätte, sei es auch ganz ohne alle Schuld oder Absicht von meiner Seite, dennoch es für Pflicht zu halten, durch meine Worte und mein Betragen diese schmerzliche Empfindung wieder gut zu machen; und daher ist es mir ganz natürlich und notwendig vorgekommen, eine Entschuldigung zu machen. Nämlich zu sagen, mit andern Worten: „es thut mir leid, daß ich Dich betrübt habe; glaube mir das und halte dennoch mein Herz dem Deinigen zugewandt wie früher“. —

Doch dieses Letzte wollen Sie freilich nicht mehr glauben, oder meinen, es nicht zu können. — Da kann ich Ihnen denn nichts mehr als Ruhe und Philosophie

— Liebe zur Wahrheit — wünschen, welche mit der Zeit Sie überzeugen wird, daß ich mich nicht täusche und daß ich dieselbe bleibe und bin, wie wohl hoffentlich die Zukunft lehren wird, falls Gott mir meinen Verstand läßt. — —

Einliegenden Brief erhielt ich gestern Abend zu meiner größten Verwunderung mit vier Büchern von Dr. Krause. Ich weiß durchaus nicht, wer das ist, und bitte Sie um Auskunft darüber wo möglich. Soll es Geschenk sein? Wer ist der Herr von Leonhardi? Ist es ein Sohn unsers Bundestages-Gesandten in Frankfurt? Ist er reich? oder erwartet er, daß ich die Bücher bezahle? Woher weiß er, daß ich Fichte gelesen? Könnten Sie, ohne merken zu laßen, daß ich es Ihnen aufgetragen, mir darüber Auskunft verschaffen? Ich weiß nicht, was ich thun soll und darf. Was für eine Art Mensch ist der Verfaßer? Excentrisch scheint er mir.

So eben komme ich in meine Stube, nachdem ich bei Frau von Marthille den Abend gewesen bin (mein Bruder nebst ganzer Familie ist in Pyrmont, ich allein hier), und finde Ihren Brief vom 16. Juli. Der Anfang ist freilich eine alberne Geschichte*), und ich wollte, Sie hätten sie vermieden; bin aber überzeugt gewesen, als Sie fortgiengen, daß Sie sehr bald eine solche haben würden; also hat es mich gar nicht im

*) Ein Duell.

mindesten überrascht und bin ich auch ganz gelaßen dabei, das Ende erwartend, indem ich um solche Dinge, die da sind und sein müßen, mich nicht ängstige. Wo ich etwas ändern kann, da bringt es mich gewaltig in Aufregung; aber wo man die Vorsehung muß walten laßen, bin ich meist sehr ruhig; ihr kann man ja immer mutig und daher gleichmütig vertrauen. Es ist mir recht lieb, daß Sie es mir geschrieben, wie es steht. Ich hatte sogar schon früher erwartet, daß etwas der Art vorfallen werde. Eine dumme Sitte ist es doch, weil ein Anderer mich im Taumel beschüttet und ungeschliffen ist, Leib und Leben daran zu wagen. Was würde Fichte dazu sagen? Wenigstens ist es gemein, wo es so hergehen kann und muß.

Ich habe immer vergeßen, Sie zu fragen, ob Sie wohl daran gedacht, über Einnahme und Ausgabe eine ordentliche Rechnung zu führen. Ich halte es für Jeden gut, und ganz notwendig in Ihrer Lage, wo man mit Stipendien und fremdem Gelde muß stets nachweisen können, was man damit gemacht hat. —

Ob ich so gewiß sagen könne: „ich täusche mich nicht"? Nein, das kann ich nicht in allen Fällen sagen. Aber in dem Falle, in dem ich es gesagt, glaube ich es zu können und es zu dürfen.

Bückeburg, am 19. Juli 1828, Abends.

Seit mehren Tagen schon suche ich Zeit, um Ihnen zu schreiben und noch so Manches aus den letzten zwei Briefen zu beantworten, manches Andere zu erläutern,

damit es zwischen uns wieder Tag werde, und da erhalte ich heute Abend gegen 7 Uhr, als ich vom Spaziergange heimkomme, den Ihrigen vom 14ten. Lieber Freund! sagen Sie mir nur, wie es möglich ist, daß Sie nur wähnen können, ich meinte, Sie hielten die Freundschaft für ein irdisches Band! *Das*, hoffte ich, solle uns festhalten im Leben und jenseits? Und so verstehen Sie mich, als wollte ich einen Vorwurf machen, indes ich nur niederschrieb, was ich so wahr und schön gefunden. Dieser Irrthum, dieses Misverständnis schmerzt; doch weiß ich, dieses schmerzte Sie mehr als mich, da ich es nie so meinen *konnte*. Aber um Gotteswillen! wie kommen Sie zu dem steten Argwohn und Misdeuten und Zweifeln? — Daß ich Ihre Reue für etwas anders gehalten, ist auch ganz irrig; nie ist mir das eingefallen. Aber ich will und muß Ihnen nochmals die ganze Reihenfolge meiner Ansichten und Gefühle mittheilen, so klar ich kann. Gott gebe mir die Kraft, es hier für Sie deutlich auszudrücken!

Die innigste Ueberzeugung belebte und beglückte mich vorigen Winter hindurch, daß ich eine Seele in Ihnen gefunden hätte, der ich ganz trauen dürfte und der es *eigenes Bedürfnis* sei, mir offen Alles zu sagen, und mit Vergnügen (und mit Vernunft, versteht man von selbst) mit mir und nach meinen Ansichten sich einer edleren Vervollkommnung entgegen bilden würde. Das war *mein* Traum, als mich Ihr Geständnis des jahrelangen Verschweigens jener albernen und mir ganz abscheulichen Gewohnheit den ersten Stoß gab.

Ehe Sie nach Göttingen giengen, hatte ich Sie gebeten, es nicht zu thun; es war der unzählbaren üblen Folgen wegen mein Wunsch. Ich hielt mich darum sicher. Das war mein Traum. Ich traute Ihnen wie mir; und nun hätte ich fragen sollen? — Fragen setzt Zweifel voraus. Zweifeln an der Erfüllung meiner Wünsche fiel mir nicht ein. Ach, jetzt habe ich es gelernt! — Doch nun gute Nacht! ich kann nicht weiter. — Ich zweifle nie, wenn ich nicht muß.

Am 20. Juli, Mittags.

Beinah als wäre ich gelähmt — wenigstens Brust und Herz —, diese Empfindung verursachte es mir, und das haben Sie, glaube ich, nicht vermutet! Nicht darum weinte ich, daß Sie geträumt! Ach, ich hatte mich ja selbst einer zu schönen Hoffnung überlaßen. Als ich aber nun die folgenden Tage Ihr — erlauben Sie mir — Ihr unwürdiges Betragen gegen eine andere, mir theure Seele erfuhr, die eine in so schrecklichem Verdacht, die andere in solch unedlem Argwohn fand: — ich glaube, das ist einer der schrecklichsten und traurigsten Tage und Wochen meines ganzen Lebens gewesen. Und da habe ich geweint — in der Gefahr, vor dem Gedanken: alle beide zu — verlieren.

Bedürfnis und Wunsch, mir Alles zu sagen, war und ist hiernach nicht bei Ihnen, sonst warteten Sie das Fragen nicht ab. — Kann ich anders denken?

Sie wollen, daß ich es Ihnen derb sage. Sehen Sie, da ist es. Das ist nun aber nur meine Meinung. Belehren Sie mich eines Andern! O, wie gern, wie

gern will ich glauben, wenn ich kann! — Ach ja, wenn ich nur wieder erst könnte! Das steht nun allein bei Ihnen. Dieses Gefühl des Zweifelns nur lähmte mich in jeder Hinsicht, und darum konnte ich auch nichts dort sagen; denn dazu muß man — glauben. Ach, und ich konnte ja nicht, ohne mich selbst thöricht zu schelten. Damals war es, als ich Ihnen sagte: ich könnte nicht mehr glauben, und konnte es doch auch nicht laßen.

Und jetzt?! — Sagten Sie mir nicht, Sie hätten mir das nur dann erst mittheilen wollen, wenn das Opfer gebracht, die Gewohnheit abgeschafft gewesen wäre! Ich glaubte wieder. Und nun verrät es der fatale Geruch! — Was kann, was soll ich nun glauben? Waren Sie da offenherzig gewesen? Kann man das so nennen? Dann weiß ich nicht, was offenherzig und zuverläßig ist. — Wohl mag ich mir unrichtige Begriffe machen und wohl vorzüglich darin fehlen, daß ich Andere nach mir beurtheile. Das soll man nicht, und thut es doch so gewöhnlich und so gern! Denn s o hätte ich nicht gehandelt; nicht das erste, noch weniger das zweite Mal.

Ihre Reue habe ich übrigens nie für etwas anders gehalten, aber ich habe sie — für schwach gehalten. — Habe ich Unrecht? Sagen Sie! Verfalle ich wieder in meinen Fehler? „Nach mir — Andere!" wollte ich und konnte ich nicht — ohne tiefen Schmerz von Ihnen denken, und noch wehre ich mich, was ich kann. Helfen Sie mir, o ich bitte! Und darum sollte

ich nicht weinen? Ihre Reue war nicht stark genug, um zu überwinden.

Ihre Reue nicht — aber Ihren Argwohn gegen K. M. hielt ich — zu Ihrer Entschuldigung — für veranlaßt durch Eifersucht, meine Geißel im Leben. Ohne jene Anregung aber weiß ich nicht, was ich denken soll, und wußte es damals noch weniger. — Es sind mir unbegreifliche Misverständnisse. Doch wie Vieles bleibt uns hier unbegreiflich! Daß Sie indes jetzt sich fremd sind, ist mir nichts Neues. Wie könnte das nach Ihrem Benehmen anders sein? Was konnte Ihren abscheulichen Verdacht und Ihre verletzende Behandlung so schnell — vielleicht jemals verlöschen? Ich wollte deshalb durchaus nicht mehr, daß er nach Göttingen gienge, und nur er selbst, der mich darin getröstet, hat mich darum — beruhigend — gebeten. Ein gutes Gewißen gibt gute Hoffnung, dachte ich, und ließ mit Sorgen, mit recht ängstlichen Sorgen Sie zusammen wegziehen. Ich wollte es Ihnen nicht merken laßen, um Sie nicht mehr, als schon geschehen, zu verwunden. Ihr beiderseitiges Schweigen sagte mir genug.

Jetzt geht K. M. entweder Michaelis fort, oder — Sie trennen sich ganz vom täglichen Umgang zu meiner Beruhigung. Ich bitte K. M. auch darum, mündlich oder schriftlich. — Daß Sie sich übrigens fremd bleiben mußten, hatte ich wohl denken können. Er ist ein an strengen Gehorsam gewöhntes folgsames Kind, mit sehr viel Zartgefühl. Mir seit Jahren mit Zutrauen fast unbedingt folgend, ist mir sein Charakter

und Wesen wert geworden. Daß er Sie nicht anspricht, finde ich sehr natürlich; denn Ihnen, als verzogenem, launigem, eigenwilligem Kinde, muß, bis — so Gott will — einst Ordnung und Ruhe einkehrt, ein solches Wesen als berechnend, zurückhaltend und kalt erscheinen. Wie oft bin ich ebenso beurtheilt worden! Und wie wenige Menschen verstehen sich ganz! — Haben Sie nicht eben wieder geglaubt, ich wollte Ihnen lehren, was Freundschaft sei? — O ja, lehren möchte ich es Ihnen wohl, nur nicht wie Sie es meinen; nicht durch jene drei Zettel —, wohl aber dadurch, daß ich festhalten will im Glauben an Sie, an Ihr beßeres Selbst, an Ihr Streben nach Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung, welches Alles Ihre frühere Erziehung Ihnen erschwert. —

Sie sagen: ich hätte es Ihnen derber sagen sollen. Aber haben Sie denn ganz vergeßen, wie oft ich Ihnen gesagt: es sei Unrecht, sich so gehen zu laßen, Ihrer Heftigkeit sich zu überlaßen. Wenn ich Sie auf die Frage: „Warum?" an Ihr eigenes Gefühl verwies, hatten Sie Sophismen oder gaben Versprechungen, die Sie — eine Viertelstunde darauf vergeßen hatten. Erinnerte ich daran, oder wollte ich lesen oder eine andre Beschäftigung vornehmen, dann hatte das Kind nicht seinen Willen und wurde ganz unglücklich.

O laßen Sie Ihr Glück doch nicht von solchen äußeren Umständen abhangen, und in treuer Freundschaft fest an einander halten, uns aber in die äußere Lage der Welt schicken, wie sie ist. Dann kann sie

uns ja nichts Wesentliches rauben; aber sich darein zu schicken in das, was sich ziemt, so daß nur dieß uns gefalle, das gehört mit zu den Aufgaben unsers Lebens. — Und das wünsche ich von Ihnen zugestanden zu sehen. Und darum wünsche ich Mäßigung, weil es sonst nicht geht.

Mir scheint, Sie verstehen die Mäßigung ganz falsch, wenn Sie ihr eine starke, feurige Kraftäußerung entgegen setzen. Eben die wahre Kraft gibt die Mäßigung (Selbstbeschränkung) und nur sie allein, so wie ein nie verlöschendes Feuer dazu nötig ist. — Mäßigung ist nicht Kälte. O wie himmelweit verschieden! — Aber jeden Willen durchzusetzen — ist keine Kraft, oder eine wilde, die verzehrt und verwüstet, aber keine Gutes wirkende und erstrebende; dabei geht der wahre Gesichtspunkt immer verloren.

Abends spät.

Sie finden das so schrecklich, daß ich meinen konnte, Sie hätten damals nicht ganz bemerkt, wie schmerzlich Ihr Betragen mich erschüttert und betrübt. Haben Sie es denn gewußt und bemerkt, daß ich halbe Nächte und einmal eine ganze Nacht im Schlaf darüber fort geweint? Daß ich bei Tage mich stets zusammennehmen mußte, wenn Sie oder Andere zugegen waren, um die Faßung zu behalten, und ich, wenn ich allein war, alle Augenblicke verlor, was mich die Gegenwart Anderer an Kraft hatte gewinnen laßen? In solchen Zeiten sehe ich — glaube ich — sehr gleichgültig von

außen aus, und ich muß mich dann mit Beten stählen, um nicht bitter zu werden. Haben Sie das geglaubt? Das frage ich Sie nun nochmals, und bitte um Offenheit.

Gewiß, ich traute Ihnen ganz, und darf ich es denn nun noch? Darf ich glauben, daß Sie es gewußt, da Sie wieder geraucht und es wieder auf meine Frage haben ankommen laßen! Auch selbst jetzt hätte ich nicht gefragt ohne den verräterisch abscheulichen Geruch. Und das wundert Sie, wie der Geruch es verraten könne! Wißen Sie denn nicht, daß der Alles durchdringt?

Sehen Sie, wieder urtheile ich nach mir. Hätte ich Jemand damit betrübt, wie Sie mich, und hätte ich es gewußt, wahrlich, nie hätte mich die böse Lust wieder überfallen. Darum muß ich ja wohl glauben — entweder, Sie haben es nicht recht bemerkt und gewußt — oder nur wenig Reue gehabt; denn sie hat Sie nicht vor Rückfällen bewahrt. — Sie zu fragen ohne solche Veranlaßung von Neuem, hätte ich auch jetzt noch unedel gefunden.

Ich hoffe doch, daß Ihnen dieses überzeugend beweisen wird, daß ich weder gleichgültig war, noch Uebles von Ihnen erwartete oder argwöhnte, im Gegentheil das Allerbeste hoffte und es mich eben betrübte, wenn ich Sie so ganz wider meine Erwartung fand. — Daß Sie meine leise ausgesprochenen Wünsche nicht verstanden, mußte ich vermuten, oder den Mangel an Willen, sie zu erfüllen. Gibt es hier noch einen dritten

Ausweg? ich kenne keinen. Ich dachte, wahre Liebe und Freundschaft machte uns Opfer und Wege leicht, besonders wenn sie mit der Vernunft bestehen können. Und wünschte ich Unvernünftiges? —

Am 22sten.

Mit Verwunderung hörte ich vom Dr. Schönian, daß er gar nicht wußte, wie Sie in Rehburg erst das unglückselige Rauchen gelernt und besonders, wie es körperlich auf Sie gewirkt. Das hätte er notwendig wißen müßen als Arzt und Freund. Er misbilligt Kaffee und Tabak durchaus. — Durch das Rauchen war gewiß auch Ihre Stimme so unsicher geworden. Es verdirbt jede Stimme; sie verliert alle Höhe.

Ihre Mutter war heute Mittag bei mir, ziemlich wohl; sie war früher recht wohl, dann von der Hitze unpäßlich, nun wieder beßer. Möchten diese Zeilen Sie wohl finden!

Bückeburg, am 8. August 1828.

Den eben erhaltenen Brief vom 31. Juli möchte ich lieber gar nicht beantworten. Habe ich je gezeigt, daß Menschen, welche nur Maschinen sind, mir die rechten sind und daß ich den für schlecht halte, der sich nicht als Maschine brauchen läßt? Sie kennen mich noch wenig, wie es scheint. —

Warum haben Sie denn in hartem Waßer gebadet? Ich habe Sie davor so viel gewarnt. Das ist Jedem schädlich, am meisten aber Dem, der Flechten hat. Ich

glaube, die Fontanelle wieder zu legen, wäre jedenfalls gut und würde das Uebel schneller entfernen, und das scheint mir hier die Hauptsache. Die Gefahr, daß die Flechte wieder überhand nimmt, scheint mir doch wohl größer, als noch eine Zeitlang die Fontanelle offen zu erhalten. —

Daß Sie Herrn von Leonhardi's Zweck oder Absicht, warum er mir Bücher schickt, nicht begreifen, begreife ich wieder nicht, da Sie doch den Brief gelesen und es da deutlich genug steht:

„Ihr Streben und Wirken achtend, mich demselben einend, bin ich befugt durch meinen der Menschheit ganz geweihten Sinn, so frei zu sein u. s. w., Sie aufmerksam zu machen u. s. w. Sie finden darin die Berichtigung der Ihnen bekannten Fichte'schen Lehren."

Also, zur Berichtigung meiner Ideen, das ist ja so klar wie möglich, und wahrscheinlich soll ich auch Krause forthelfen, dessen beschränkte Lage mir länger schon bekannt ist; aber ich sehe nicht ein, wie ich etwas für ihn thun könnte.

Ersteres ist eine gut gemeinte Anmaßung eines jugendlich philosophischen Kopfes, in dem Welt-Verbeßerungs-Ideen spuken, — und das Zweite eine Nachsuchung um Hülfe für seinen verehrten Lehrer, welches aber, in andre Hände geratend, mehr verderben als nützen könnte, weil es so sonderbar gestellt ist. Es scheint mir, als könne Herr von Leonhardi Fichte noch gut brauchen und habe ihn wohl noch nicht recht verstanden.

Wie gedenken Sie Ihre Ferienreise einzurichten und

mit wem? Ich werde meine Abreise bis Ende August noch verschieben und bleibe den September aus. Leben Sie wohl, und möchte ich Sie ruhig und zufrieden finden!

R. v. S.

Abends.

Da erhalte ich wieder einen Brief von Herrn von Leonhardi, beinah noch sonderbarer, als der erste. Er will mich bekehren, wenn ich nach Göttingen komme; dazu werde ich ein dummes Gesicht machen. Ich scheue diese Bekehrungssüchtigen. Daß er mir nicht voraus erfährt, wann ich komme!

— — Herleshausen, am 7. Oktober 1828.

Dahin ist es also gekommen, daß ich mich vor Ihnen rechtfertigen soll! Das habe ich mir nun freilich nicht denken können, und es hat mich lange, lange nichts so sehr verletzt und weh gethan. Viermal habe ich schon gestern angefangen, um zu antworten, und kann keinen ordentlichen Anfang finden und werfe das Angefangene wieder weg.

Vorgestern Abend spät, als ich allein war, öffnete ich, und kann mein Befremden über das Gelesene kaum ausdrücken. — Hätten Sie gleich mündlich gefragt, vielleicht wäre Manches weniger schlimm gewesen; aber so, — die böse, böse Schrift! Das reißt ein — das entfremdet. Mir thut dieses Schreiben sehr leid.

Also zuerst wegen der Briefformen. Ihnen wie

Jedem, der mir näher steht, habe ich gesagt, die vielen Formen im Schreiben wegzulaßen. Sie haben mich gefragt, ob Sie mir schreiben dürften, wie es Ihnen ums Herz wäre: darum habe ich gebeten. Auf ein Wort mehr oder weniger kommt es nicht an, und ich überlaße das Genauere gern dem eigenen Gefühle und Takte und schreibe nie etwas vor. Ihre ersten Zeilen sowohl als die von M. enthielten gar keine Form und Ueberschrift. Indessen schon seit längerer Zeit schreibt auch er immer: „Gnädige Frau Gräfin“ zum Anfang und Schluß, obwohl mir dieses Wort: „Gnädige“ die allerunangenehmste Form ist. Indessen laße ich es stehen, da am Ende Eine Form da sein muß und im Grunde genommen die Form gleichgültig sein und nur der Inhalt Wert haben sollte. Aber — —

Einige Stunden später.

Ich war an der Luft mit der Landgräfin. Prinz Ernst kam gestern an und ich muß hier sitzen und schreiben. Mündlich brächte ich es gar nicht zu Stande. Also, so kurz als möglich, wo so viel zu sagen ist.

Aber da muß ich zunächst gegenfragen: woher wißen Sie, wie K. M. (Meier) an mich schrieb? Hat er Ihnen einen Brief gezeigt? Kaum glaube ich das. Und wißen Sie nicht, daß selbst Bücher Anderer, geschweige also Geschriebenes oder gar Briefe — selbst unserer genauesten Freunde und Verwandten — heilig und unantastbar sein müßen. Sollte das Ihnen unbekannt sein? —

Ich versprach Ihnen einen Pettschaft. Es fehlte mir an Gelegenheit und — Geld, es faßen zu laßen wegen anderer notwendigerer Bedürfnisse. Ach Gott, daß Sie Vergeßenheit darin suchen würden, fiel mir nicht ein. Das hat noch Keiner so von mir geglaubt. Ich wollte es dabei wo möglich beßer machen laßen. Das Bild der Säule paßt nicht mehr auf Sie. Ich hoffte es. Nun, es diene Ihnen zum Ziele, und sobald ich eine passende Faßung, sehr einfach aber, finde, sollen Sie es haben. — Ich suche zuweilen lange; denn Unpassendes mag ich nicht. So liegen zwei andere seit 3 Jahren bei mir — für treu Entfernte.

Meier hat keinen Ring erhalten. Ich hatte einen ganz kleinen schlechten Karneol mit jenem heiligen Bilde der drei Haupttugenden des Theologen und jedes wahren Menschen (Glaube, Liebe, Hoffnung), und zeigte ihm denselben einige Tage später als Ihnen. Der Stein und Schnitt sind schlecht, und ich behielt ihn zurück, um ihn beßer machen zu laßen oder etwas Passenderes zu finden, falls ich es treffe. Er hat ihn also nicht, und da ich die Ringe für Männer nicht mag, werde ich den Stein nicht faßen laßen als Ring, sondern als Pettschaft.

Stüver hat mir das Eine Bild machen können. Ich hatte es meinem Bruder und Vetter, dem Landgrafen, seit Jahren versprochen. So bin ich wohl noch 6—8 Mal das Bild durch Versprechungen schuldig, die ich nach der Reihe und nach meinem Beutel und nach Stübers Zeit erst abtragen kann.

Ich wollte Rehburg zeichnen, machte es aber zu schlecht als ich anfing, konnte auch wegen der zu wenigen Zeit und meiner bösen Augen und Badekur gar nicht fortfahren und wollte es diesen Winter mahlen. Nun soll Stüver baldmöglichst selbst es mahlen, so wird es beßer und eher fertig.

Wegen J. Schmidt kann ich nichts sagen, als was ich gesagt, und nichts bestimmen, bis ich ihn gesehen. Kann er über mein Betragen klagen, so ist es der größte Undank. Ich beurtheile ihn nur nach meinen Beobachtungen und nicht nach dem, was ich von Andern gehört habe. Vielleicht wäre es beßer gewesen, wenn ich dem mehr geglaubt. —

Stolz ist er übrigens nicht — nämlich was ich stolz nenne —, sondern hochmütig; und daß er von andern Menschen wenig oder keine Hülfe und Theilnahme gefunden, ist nicht richtig. Er scheint es aber leicht zu vergeßen und nur das Unangenehme zu behalten. Ich habe schon viel mehr gethan, als wozu ich mich erboten hatte, da er nach Bückeburg kam. Denn ich — doch warum diese lange Auseinandersetzung, die mir in jeder Hinsicht nur unangenehm sein kann und nichts hilft. Ich habe Ihnen das Meiste gesagt. Ich habe ihm Mittel angeboten, — benutzt er sie nicht, nun, dann sehe er selbst zu. Aber zu Ihnen darf er nicht. — — Er reizt stets die Uebrigen zur Bitterkeit, und er muß lernen, daß Gott dem hilft, der sich selber zu helfen sucht, und daß das erste Erfordernis für Jeden ist, unsere Lage als Gottes Be-

stimmung anzuerkennen, und daß wir in uns die Kraft haben und finden können, unsere Lage zu benützen und zum Guten zu leiten.

Also Ergebung in Gottes Willen sei das Erste und Letzte!

Mittwoch, den 3. December 1828, spät Abends.

Heute Abend in meiner Stube sitzend statt in dem aufgesagten Concerte, ward mir mit einer Menge von Briefen und Paketen das Ihrige gebracht, welches ich noch heute zu erwiedern beginne. Ich habe leider eben viel zu schreiben und Ihren letzten Brief noch nicht beantwortet, fange aber heute mit dem Dank für die Glückwünsche an, welche bei Ihnen wenigstens gewiß aus dem Herzen kommen, so wie mit dem Dank für die Sendung des Krause'schen Buches, nämlich seiner Vorlesungen.

Sonntag, am 14. December.

Erst jetzt ist es mir vergönnt, fortzuschreiben. So viele Briefe, Besuche und andere Störungen fielen in meine freie Zeit, die doch schon karg genug ist. Es wird Ihnen unangenehm sein, daß meine Antwort so lange zögerte, und ich selbst hätte gern früher geantwortet.

Dienstag, den 26. December.

Nun habe ich doch wieder den Brief nicht beendigen können. Alle haben sie warten müßen, auch die

Briefe nach Herleshausen. Für Sie ist es mir vorzüglich deswegen unangenehm, weil ich befürchten muß, daß Sie mein Schweigen wieder in ganz anderen Gründen suchen, als den wahren und natürlichen, nämlich daß ich bei Tage keine Zeit hatte, weil ich nicht lang genug allein war, um zur Feder zu greifen, und Abends so müde, daß ich einschlief, statt lesen oder schreiben zu können. — Nun schien mir dazu Ihre Phantasie wieder so aufgeregt, daß ich wirklich für Sie besorgt bin. Ich bitte Sie, laßen Sie ihr nicht den Zügel schießen und seien Sie bedacht darauf, vernünftig zu werden. Sie sehen am Zuschnitt des Papiers, daß es ein langer Brief werden sollte; ich wollte Ihnen noch Allerlei darüber sagen, indessen könnte er dann noch drei Wochen hier liegen bleiben; denn es sind mir noch eine Menge Geschäfte und Briefe, auf dem Tische und der Seele liegend, in diesem Jahre zu beseitigen.

Daß die Anatomie Sie interessirt, finde ich sehr natürlich und glaube, Ihnen das schon gesagt zu haben. — Daß Sie Ihr Vorurtheil gegen das Französische nicht überwinden können, ist mir leid, da Sie es gewiß auch beim Grafen von Winzingerode merken laßen wie hier. Ich hoffe, Sie geben sich Mühe, daß es der Graf nicht merke; der wird Sie sonst wenig liebenswürdig finden, und es wäre nicht eben sehr dankbar gegen ihn. In jeder Hinsicht kann es doch für Sie nützlich sein, das Französische ordentlich zu können. Betrachten Sie es doch rein wißenschaft-

lich und nicht bloß nach Laune. Beobachten Sie die Eigenthümlichkeiten jener Sprache und sehen Sie zu, eine Seite derselben abzugewinnen, die Sie feßeln kann.

Was das Pettschaft anbetrifft, so heißt bei mir: Keep thyself, wie ich es verstehe: „Hüte dich selbst!" was ich einen hübschen Sinnspruch fand für einen Brief, den ich aus den Händen entlaße und ebenso für Entfernte. Diese müßen sich selbst halten. Es heißt, so viel ich weiß, gar nicht: „be—halte Dich selbst!"

F. S. möchte ich nicht mit dem Namen „Trotzkopf" bezeichnen. Ich finde ihn mehr scharf als trotzig; er ist zu klug, um trotzig zu sein.

Spät Abends.

Ein sonderbares Ereignis, Unglück, wie es die Menschen nennen, ist hier geschehen. Es war heute Jagd; wegen Zahnweh bleibt mein Bruder wieder zu Bett, und um 6 Uhr kommen H. O. F. von Kaas und Oberstlieutenant Barkhausen zu meinem Bruder, ihm zu sagen, daß der Herr von Düring durch einen Gellschuß (Prallschuß) auf der Jagd erschoßen sei. Der unglückliche Schütze, aus dessen Gewehr der Schuß gefahren, ist der junge Forstkandidat Pätz, welcher sich gleich selbst als der zufällige Thäter bekannt hat, da es zweifelhaft war. Er hat nach einem Schwein geschoßen, trifft das Thier, so viel ich verstanden; dann prallt die Kugel an einem Stein ab, welches man

abgellen nennt, und trifft Herrn von Düring gerade ins Herz. Den herzugelaufenen Oberstlieutenant Barkhausen und Förster R. gibt er die Hand nur noch und sagt: „es ist aus, ich bin ins Herz getroffen.“

Eine traurige Begebenheit ist es, obgleich ich glaube, er fühlte sich unglücklich und war zerfallen mit dem Leben.

Fast zugleich erhalte ich einen Brief von der Landgräfin zu Hessen-Rothenburg, daß der Herr Landgraf selbst durch einen Gellschuß eines seiner Jäger ins Bein verwundet ist. Die Kugel ging durch das Schwein durch und gellt am Baume ab und dem Landgrafen ins Bein. Die Wunde eitert stark; der Knochen ist aber nicht verletzt, Gottlob! Der Jäger ist krank vor Schrecken.

Das ist ein übles Ende zu meinem Briefe. — Ich hoffe, diese Zeilen treffen Sie wohl, ganz wohl und nicht besorgt um Dinge, welche Sie nicht bezweifeln können, wie die herzliche Theilnahme von

K. z. S.-L.

Bückeburg, am 1. Januar 1829.

Am ersten Tage des Jahres will ich Ihnen doch wenigstens einige Worte aufzeichnen und Ihnen ein glückliches, frohes und zufriedenes Jahr wünschen. Mein für Sie bestimmtes Christgeschenk ist leider noch nicht fertig; ich konnte nichts finden, was mir ganz

genügte, darum kommt es nach. Heißt es nachher nur: „was lange währt, wird gut".

Sie haben mir wieder Ihre Wohnung nicht geschrieben! Es ist eine rechte Nachläßigkeit, welche Ihnen übel bekommen könnte, wie Ihnen der unangenehme Vorfall mit Karl Meiers Brief von der verwitweten Fürstin von Rudolstadt, der er in Göttingen etwas besorgen müßen (ein theologisches Buch) — wohl lehren sollte.

Am 3. Januar Abends.

Ihre Briefe mit den fünf Exemplaren von Krause und dem ungemein ähnlichen Bilde von Blumenbach erhielt ich heute, Sonnabend, als um 5 Uhr eben Deppe zu einer für uns wahrscheinlich höchst wichtigen Unterhaltung in die Stube trat. — Es ist nach dieser beinah zweistündigen Verhandlung wahrscheinlich — aus zwischen uns. Er glaubt mir nicht mehr, will mir nicht mehr folgen und will weg. — Ich war recht betrübt, wie ichs lange nicht war; ich fühlte mich selbst eigen gespannt und gedrückt, hatte in der Zeit Ihr Paket geöffnet, hoffte da Trost und Freude zu finden. Statt dessen weinte ich; dann mußte ich hinunter, kam nach 9 Uhr erschöpft herauf und sitze nun hier und schreibe Ihnen, ehe ich zur Ruhe gehe. Ich bin herzlich betrübt. Der Himmel möge ihn bald lehren, in sich zu gehen und richtiger zu denken und zu fühlen.

Am 4. Januar, Sonntag Mittag.

Also waren Sie wirklich verstimmt und nicht wohl? Vor acht Tagen, als die Sache mit Deppe losbrach, war ich es auch nicht. Eine Anerbietung des Herrn von Landsberg, als Aufseher — denn Erzieher kann ich ihn nicht nennen — zu den Kindern seines Bruders, des Rittmeisters von Landsberg, zu gehen, lockt ihn so, daß er gehen will und meine Absichten als unbillig und nicht genügend für ihn und den Standpunkt seiner Bildung trotzig verwirft. —

Sollte er sich noch besinnen und zur Heerde zurückkehren, so sollte es mich freuen; aber leider habe ich wenig Hoffnung. Ich muß mich wohl von ihm trennen.

Ich schreibe Ihnen, so oft ich kann, und ein nicht verzogenes Kind wünscht wohl die Briefe; — erhält es sie aber nicht so oft, als es erwartet, so bescheidet es sich selbst mit festem Vertrauen: „Man konnte mir nicht schreiben, weil man wohl Notwendigeres zu thun hatte! Vergeßen bin ich nicht.“ —

Das Bildchen des Hofrats Blumenbach ist sehr ähnlich und hat mich lebhaft an den guten Mann erinnert. Ich danke für dieses Geschenk. —

Daß Sie unwohl waren, bedaure ich; aber ruhig sind Sie nicht und Ihre Phantasien sind nicht fort. Nur ein Theil der Einbildungen mag fort sein. Darüber finden Sie die Erklärungen in der trefflichen Abhandlung von Caj. von Weiller über die Phantasie.

Wenn Sie noch gar keinen Freund gefunden, muß

es doch an Ihnen oder an Ihrem Suchen liegen; denn der müßte doch unter den vielen zu finden sein.

Daß Sie allein eßen, ist mir gar nicht lieb. Man ißt zu schnell, vernachläßigt sich selbst und verlernt es immer mehr, sich etwas nach Andern zu richten oder sich zu geniren, wie man im gemeinen Leben sagt.

Möchte der Brief Sie wohler und ruhiger finden, als Sie bei dem Abgehen des Ihrigen waren. Der ganze Ton widersprach der versicherten Ruhe. Das war — ein Rausch.

Ich wollte nur, um vernünftig zu werden, gedächten Sie oft an

K. z. S.-L.

Bückeburg, den 14. Januar 1829,
11 Uhr Abends.

Da bekam ich vor ein paar Stunden Ihren Brief vom 10. Januar und sehe daraus, daß ich sehr Recht gehabt habe, zu sagen, Sie wären berauscht gewesen; denn Sie wußten nicht, was Sie geschrieben, indem Sie jetzt wieder abläugnen, was schwarz auf weiß dasteht. Uebrigens meinte ich, daß besonders Ihre Phantasie Sie berauschte; an ein so unedles Mittel als dasjenige ist, vor welchem Sie sich verwahren, hätten Betheurungen gespart werden können; denn daran hatte ich nicht im mindesten gedacht.

Aber sonderbar ist es, daß Sie so selten mehr wißen, was Sie geschrieben haben. Da habe ich ja leider noch mehr Recht, als ich es vermutete. Da

muß das Schreiben Sie in jenen Zustand versetzen. Soll ich Ihnen, um Sie zu überzeugen, jenen Brief senden, in welchem Sie von Ihrem Menschenhaß reden, und daß Sie jetzt mit allen sich ausgesöhnt und Frieden geschloßen hätten und ruhig wären?

Auch lesen Sie zuweilen in meinen Briefen Dinge, die nicht darin stehen oder die ich anders gemeint; z. B. es ist mir nicht eingefallen, mich damit rühmen zu wollen, daß F. Schmidts gegenwärtige Ruhe eine Folge meiner Erziehung sei, wie es in Ihren Worten angedeutet und bezweifelt ist. Aber ich meinte hierbei nur, daß sie nicht durch Fortgehen erreicht würde, sondern hier von ihm gesucht und gefunden werden könne und müße. Es schien mir, daß Sie sie nur mit dem Fortgehen zu erreichen für möglich hielten. Das ist aber eine schlechte Ruhe, die nur durch ein Fortgehen bedingt ist; die kann leicht wieder gestört werden, und dann kann man doch nicht immer fortgehen.

Zweitens ist mir auch nicht eingefallen, es zu verübeln, daß Sie für die Anstellung von F. S. dankten oder sich erfreut darüber ausdrückten, sondern ich bemerkte nur, daß Sie jetzt eine Nachricht freudig aufnähmen, welche Sie im Herbst beinah als ein Unglück für F. S. ansahen, mit der Frage: „wann soll er denn endlich einmal anfangen, an sich selber zu erziehen?“, worauf ich noch antwortete: „gleich heute! dazu ist jeder Tag der beste, der der früheste ist“. Er muß durch das praktische Leben und nicht durch

Bücher erzogen werden; das thut ihm mehr Not, als jene wißenschaftliche Erziehung, welche dann noch immer nachfolgen kann. Auf das Wißen allein kommt es nicht an, und er weiß genug, um die rechte Richtung nicht mehr zu verfehlen.

Deppe hatte sich mir gerade ins Gesicht und auf die unfreundlichste Art von der Welt — ganz losgesagt; auf meinen letzten Versuch, ihn zu bewegen — vielleicht zu rühren, indem ich sagte: „nun so geh, Du bist frei! aber von diesem Augenblick an — sind wir fremd", ging er mit der größten Verdrießlichkeit fort und wollte dabei beharren. Karl Langerfeldt und einige Reue haben ihn bewogen, Abbitte zu thun. Recht traue ich dem Landfrieden noch nicht; er ist noch zu sehr Verstandes-Mensch und war durch Mangel an Gefühl bei jener Sache sehr dumm — ich kann es nicht anders nennen. — — Verloren war er mir übrigens ganz, wenn er ging; denn dann war er auch dem Guten und Beßern verloren, wenn er so ging, wie er gehen wollte. —

Am 8. Februar 1829.

Alle Unruhen und Krankheiten der Professoren sowie Krause's Lage und Diebstahl bedaure ich von Herzen. — Können Sie für mein Geld denn noch Zuhörer für seine Vorlesungen finden? Eduard Lorent unterzeichnen Sie für beide Vorlesungen; er kommt Ostern. Finden Sie noch Würdige, so unterzeichnen Sie noch auf 2—4 zur Psychologie. Wie viele feh-

len noch, um ihn zum Lesen zu bringen? Auf die Logik will ich wohl 6 Exemplare unterzeichnen. Thun Sie es für mich. Ich wollte, ich könnte ihm gleich etwas schicken, kann aber in diesem Augenblick nur zu wenig thun gegen Das, was ich möchte.

Leben Sie wohl! schreiben Sie bald, wie es Ihnen geht, und ängstigen Sie sich gar nicht um mich. Ich stehe unter des Himmels und Herrn von Möllers Schutz.

K. z. S.-L.

Bückeburg, den 22. Februar 1829.
Sonntag Abend.

Wie geht es Ihnen denn? gewiß sind Sie krank, da wir alle seit 14 Tagen keine Briefe von Ihnen erhielten. Laßen Sie uns wenigstens doch durch Schoof wißen, wie es Ihnen geht. —

Hierbei 2 Louisd'or, einen für die Auslage an den Chirurgen in der Aesthetik; den andern für die 6 Exemplare von der „Darstellung aus der Musik".

Ich habe gehört, daß man in Hannover Krausen für zu ungründlich gebildet hält, um Professor zu werden. Und zweitens, daß er eine Sprache rede und einführen wolle, welche die Studenten selbst nicht verstehen könnten.

Ich ersuche Sie, mir beide Punkte nach Ueberzeugung in einem vorzeigbaren Briefe zu beantworten, damit, wenn ich einmal Gelegenheit hätte, etwas darin zu thun, ich Ihren Brief gebrauchen könnte. Spre-

chen Sie ferner Ihre volle Ueberzeugung von Krause aus und welche in Göttingen unter den Professoren seine Feinde und Verfolger sind, als wenn es nur für mich geschrieben wäre.

Dr. Leopold hat viel Glück mit seinen Kuren diesen Winter, das freut mich; und verträgt sich gut mit Herrn von Möller, auch das freut mich sehr. Leben Sie wohl!

K. z. S.-L.

Bückeburg, am 4. März 1829.

Da erhielt ich endlich nach drei stummen Wochen, wenn nicht noch länger, Ihre Briefe! Wenn Sie nur ehrlich schreiben, was Ihre Gesundheit anbetrifft! Ich glaube es nicht, und das ist mir unangenehm. — Ich halte es stets und allezeit mit der strengen Wahrheit. Recht freuen konnte ich mich daher über die Briefe nicht; denn ich kann Ihnen nicht ganz glauben. —

Ihren Brief über Krause habe ich mit Vergnügen empfangen und hoffe, bald einmal davon Gebrauch machen zu können; hätte aber deshalb gewünscht, daß manches ausführlicher, z. B. sein Einfluß auf moralische und ästhetische Begeisterung seiner Schüler — und vieles — beßer geschrieben gewesen wäre. Ihre Hand wird immer schlimmer; wie wird es einst mit den Recepten werden?

Ich habe von Jemand, dem ich manches über Krause's Lage mittheilte, 2 Louisd'or für ihn erhalten. Wie bringt man ihm die bei? Könnten Sie nicht zwei

seiner Werke in Auftrag fordern und dafür dieß Geld geben? Die Werke suchen Sie sich aus und behalten sie. — Für Ed. Lorent unterzeichnen Sie beide Kollegien, wenn er auch nur eins hören kann. —

In einem früherem Briefe hatten Sie mir geschrieben: Sie hätten sich nun mit den Menschen ausgesöhnt. Darum schrieb ich: ich hätte nicht gewußt, daß Sie dieselben gehaßt.

Noch eine Bitte: wenn Sie schreiben, setzen Sie doch den Tag des Anfangs vorne an, und jeden Tag, an dem Sie schreiben. Sind es auch nur wenige Zeilen, so weiß man dann, wann es geschrieben wurde und in wie langen Zwischenräumen; so kann man sich die jedesmalige Stimmung beßer erklären. Sonst paßt oft das Ende so gar nicht zum Anfang, und man begreift nicht, wie das kommt. —

Am 14. Mai.

Die Vernunft tödtet die Begeisterung nicht. Sie erhöht sie und klärt die Geister, die sich dann näher kommen für diese und jene Welt.

Bückeburg, am 22. Februar 1830.

Ihr Brief hat mich neulich sehr gefreut, indem er mir gute Nachricht von Ihnen und Ihrer Gesundheit gebracht. Ich wünsche nur, daß es noch ebenso damit steht und der fürchterlich lange Winter nicht von Neuem nachtheilig eingewirkt haben möge.

Ich selbst schütze mich durch Kaltwaschen, Bürsten, Einölen und — Schlittschuh-Laufen, welches mir vortrefflich bekommt. Nie werde ich sonst in der Luft im Winter warm, aber nun auf dem Eise jedesmal. Sogar neulich im schrecklichsten Winde, als alle Andern fortgingen, haben Sophie und ich mit Hermine Meier und Fanny George unsere 1½ bis 2 Stunden ausgehalten nebst drei, vier getreuen Lehrern und Begleitern. — Jetzt ist Fräulein von l'Estocq hier zum Besuch; sie lief gestern mit uns und läuft sehr gut.

Sie ist jetzt recht wohl und sehr erfreut, Schoof zur Hülfe zu haben. Der Unterricht und die Aufsicht lag ihr bisher ganz allein ob. Nun wird sie doch stundenweise Ruhe haben und ihre Nerven dadurch nicht in fortwährender Spannung sein. Sie ist ausnehmend vernünftig und gescheut.

Meine Verwandten gefallen mir bei näherer Bekanntschaft sehr gut, ganz besonders Mutter und Tochter. Der Ersteren äußerlich eckiges Wesen rührt von ihrer großen Lebendigkeit her, welche mit recht viel Entschloßenheit und Vernunft vereint ist und welches in jedem Verhältnis, besonders aber in der Erziehung der körperlich sehr zarten, sehr gescheuten und charaktervollen Tochter sich erfreulich zeigt. Eine große Wißbegierde, mit Fleiß und Eifer in allem Guten, zeichnen beide aus. —

Wie entwickelt sich Lorent als Arzt? — Ich denke, Sie halten hauptsächlich die wißenschaftliche und natur-

forschende Seite fest, mehr als die praktische. Sie werden eher mit der Natur, als mit den Menschen sich vertragen lernen.

Bückeburg, am 22. April 1830.

Solches also war der Grund Ihrer Heftigkeit und Ihres Verstummens diesen Winter und Ihrer stillen Vorwürfe gegen mich in den ersten Tagen Ihres Hierseins! Also ein Verräter meiner Worte an Sie war zwischen uns, und da sollte mein bloßes Nichtschreiben Schuld sein?

Im höchsten Maaße hat mich gestern dieser Brief betroffen. Was soll ich dazu sagen? Ich weiß es kaum selbst. Gestern konnte ich nicht schreiben, so zerrißen fühlte ich mich durch allerlei Gedanken und Gefühle, und noch will es nicht ordentlich werden.

Es ist wahr, ich kann und will es nicht läugnen, daß ich Einiges, was Sie selbst unedel nannten und in ruhigen Augenblicken immer so nennen werden, auch also genannt habe. Jedoch bin ich weit davon entfernt, wenn ein Mensch hin und wieder in der Leidenschaft unedel handelte, den ganzen Menschen darum für immer unedel zu nennen, oder ihm meine Achtung und Anhänglichkeit zu entziehen.

Daß ich es Ihnen nicht sagte?

Habe ich es denn nicht gesagt? — Wie wurde es dann aber aufgenommen? Und habe ich denn überhaupt die letzten Male etwas sagen können? Hat mich dann Ihre Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit — allen

meinen Bitten zum Trotz — nicht stets außer Stand gesetzt, etwas vernünftig Ernstes vorzubringen? Jedes Wort brachte Sie außer Rand und Band, und ich hoffte immer auf eine beßere Zeit, wo die Vernunft Gehör finden könnte. Noch war sie nicht da.

Und Sie? — Sie gehen — und schreiben nur. Hatten das auf dem Herzen und sagten es nicht hier? Setzten mich so in Zweifel und Spannung; und nun? — — Ach, das Wort auf dem Papier ist so schwarz und hart! indes das Gesprochene zu mildern ist. Diese schriftlichen Erläuterungen scheue ich; sie sind über Alles mir verhaßt. Sie schneiden in die Seele und verwunden tief und täglich tiefer. Dabei bleibt so Vieles unerläutert. Das verleidet das Schreiben ganz.

Jener unbesonnene Schwätzer hat Böses begangen. — Da er aber Ihre Kraft geweckt hat, so mag seine Unvorsichtigkeit uns zum Besten dienen, und ich will die Verletzung der Treue und meines Vertrauens, welche mich so doppelt und dreifach heute verwundet, gern ertragen, wenn es Ihnen und dadurch auch mir nützen kann. — —

Heute geht Karl Langerfeldt; ich fühle mich so allein. Eben nahm er Abschied; heute Morgen Mewert. Auch er stürzte sprachlos aus der Stube. Obgleich er mir nicht so kindlich nahe stand als Eduard Windt und Karl L., thut es mir doch auch recht leid, ihn gehen zu sehen. — Doch sie gehen ihrer Bestimmung entgegen und i ch nur entbehre; denn sie mach-

ten mir schon alle Drei große Freude, jeder auf seine Art. Aber glauben Sie nur nicht, ich hätte kein Herz, weil ich stille sein kann, und am stillsten, wenn man mir die härtesten Dinge sagt, z. B. vom todten Herzen u. dergl.

Mir sagen Sie, daß Sie den ganzen Winter traurig gewesen seien; der Mutter im Gegentheil — immer vergnügt, selbst im Bett. Wie soll ich das reimen? —

K. z. S.-L.

Bückeburg, den 2. Mai 1830,
Sonntag Morgen früh.

Da erhielt ich gestern Ihren Brief vom 27. April und will versuchen, sogleich darauf zu antworten. Um allen ewigen Misverständnissen, welche schriftlich so leicht entstehen, so viel als möglich vorzubeugen, sende ich Ihnen hierbei Ihren Brief, damit Sie selbst sehen, was Sie geschrieben, und ich antworte:

1) Tiefbetrübt hat mich die Entdeckung eines Verräters meines hier gutgemeinten Vertrauens, besonders wenn es Der ist, welcher — wie ich fürchte — es sein muß.

2) Ich beklage mich nicht, ich bedaure nur, daß ich, jenen Verrat nicht von fern ahnend, weder in Briefen, noch in mündlichen Worten verstehen konnte, woher diese mittelbaren Vorwürfe und dunkeln Reden, welche oft viel schmerzlicher treffen, als der offene

Vorwurf und welche ein weites Feld zum Erraten und Vermuten laßen.

3) Ich wählte nicht den Weg in der Entfernung, sondern Sie waren ja hier. — Als Sie mich an jenem unseligen Abend verließen mit dem schrecklichen Wort: „mein Herz ist todt auf immer!" war ich in einer solchen gänzlichen Erstarrung vor Schrecken und Verworrenheit, daß ich nichts sagen konnte. Ich begriff es nicht. Aber die Hoffnung, daß es eine Uebertreibung der Leidenschaft sei, welche bald weichen würde, — ließ mich nach und nach zu sich kommen. — Am andern Morgen früh wach und auf, beschäftigte mich jener Gedanke mit der Furcht vor ähnlichen Auftritten. — — Ihre Briefe vom vorigen Winter, so karg und bloß — anatomisch, kalt und zergliedernd, hatte ich — nebst einigem leidenschaftlichen Wetterleuchten dazwischen — auch nicht verstanden. Ich wollte Alles der Zeit überlaßen. — —

4) Das nicht allein. Denn außer diesem hat mich unbeschreiblich betrübt und tief geschmerzt die Art, wie Sie über K. M. gegen viele Menschen sich so geäußert, daß mehre durch Sie — zu meiner wahren Bekümmernis — die aller schlechteste Meinung von ihm bekommen hatten. Durch Sie war nicht allein hier, sondern auch in Göttingen Ihre üble Meinung von ihm so bekannt geworden, daß hier noch viele Menschen daran hangen, ich vielen Verdruß davon gehabt und die Besorgnis gehegt, das erste halbe Jahr

würde es in G. zwischen Euch zu dem Aeußersten kommen. —

Bei Ihnen zeigte sich jene Regung allgemein als Haß, und was schlimmer noch ist — als die tiefste Verachtung. Ich kann kaum sagen, wie weh mir dieses gethan hat. — Er hatte es nicht verstanden so wenig als Ihr herausforderndes Betragen; aber Ihre Freunde haben gesorgt, es ins Publikum zu bringen.

5) „Gezweifelt" oder „verzweifelt" gilt mir hier nicht gleich; denn ich verzweifle nicht, und nie an Ihnen, wohl aber an meiner Fähigkeit, Geschicklichkeit, Kraft oder Einsicht — wie Sie es nennen wollen — Sie zu einer ruhigen Ansicht und Ueberzeugung zu bringen.

Es liegt durchaus nicht in meiner Denkungsart, je an einer Beßerung zu verzweifeln. Jeder Mensch und jede Sache, wie ich glaube, ist deren fähig.

6) Die Sache ist diese: Als ich am Tage Ihrer Abreise Ihre Mutter besuchte und, um zu erfahren, ob Ihre Mutter Ihretwegen besorgt wäre, fragte: „ob sie nicht gefunden, daß Sie ein wenig mager und übel ausgesehen?" — sie mir antwortete: das wäre wohl wahr; indes hätten Sie ihr versichert, sich nun sehr wohl zu befinden, und es wäre ihr lieb, daß Sie ihr versichert, den ganzen Winter, selbst im Bett, immer froh und vergnügt gewesen zu sein, gelacht und guter Dinge. Es wäre ihr nur lieb, sagte sie, daß die Krankheit nicht mehr auf Ihr Gemüt wirke.

Ich habe dieß also nicht „gedacht". Aber ich meinte, Sie hätten Ihrer Mutter das theils zur Beruhigung — obgleich nicht ganz wahr*) — gesagt, theils augenblickliche Stimmungen ihr und mir als dauernde geschildert. War es doch hier mit dem „Todtsein des Herzens" auch so der Fall; nicht wahr? eine augenblickliche Uebertreibung der Leidenschaftlichkeit!

Ich gestehe, es wäre wohl beßer gewesen, ich hätte dieß — was nach Schwäche aussieht — unerwähnt gelaßen. Aber ich war den Tag so betrübt durch Ihre mir unerklärbare Stimmung, durch den für mich sehr traurigen Abschied für immer von Eduard W., der mir ganz besonders lieb ist, durch viele schlaflose nächtliche Stunden so verstimmt oder vielmehr so schwermütig gestimmt, daß mir jene Aeußerung ordentlich unangenehm wehe that und eine Anspielung darauf im Schreiben mir entfahren ist. —

Auf den früheren Brief muß ich noch Einiges antworten. Die Beschäftigungen greifen mich wahrlich nicht an, so auch nicht das Beschäftigen mit Andern oder Erziehen, wie Sie es nennen. Mit manchen der Weggegangenen, die ich nicht mehr erzog, unterhielt ich mich lieber und angenehmer, als mit den Meisten meiner Umgebung, wie mit meinen besten Freunden. Uebrigens kann ich beßer sagen, was mich freut und was mich nicht angreift, als ich sagen oder gar

*) Doch; denn auch andre Freunde bestätigen Heermanns damalige sehr muntere Stimmung.

schreiben mag, was mich angreift. Klagen mag ich gar nicht und habe es nie gemocht so wenig als verklagen, und hoffe, Gott gibt mir Kraft genug, das, was er fügt, zu ertragen. Daß man mit Freunden und Bekannten über manches, was ist, sich bespricht, halte ich für aufklärend, nützlich und ermutigend. — — Uebrigens richte ich nicht die, welche anders denken oder handeln als ich; bedaure aber diejenigen, welche gemein denken und verfahren können, und sind es mir nahe Stehende, so kränkt mich ihre Unseligkeit tief — und vielleicht mehr, als es sollte. — —

Für Sie, meint Dr. Leopold, wenn Sie noch ein Jahr in Göttingen bleiben, würde Würzburg am zweckmäßigsten sein, auch wegen der herrlich fundirten Anstalten; und dann über München nach Wien auf ein Jahr, meine ich.

Bückeburg, am 19. Mai 1830.

Da habe ich Ihren Brief vom 14. d. M. diesen Mittag erhalten und sehe leider — was ich befürchtete — neue Misverständnisse in einer mir schmerzlichen Sache. Noch dieses Mal will ich darüber mich schriftlich auszusprechen suchen, hoffe beßer verstanden zu werden und denke, wir laßen sie dann beruhen, bis die Zeit manches ausgleicht, was wohl für den Augenblick nicht zu erreichen steht.

Sie haben allerdings gegen mehre Menschen hier und in Göttingen sehr verächtlich von K. M.'s Charakter gesprochen, ich möchte sagen — gegen viele

Menschen, unter welche auch ich gehöre; und manche, welche dadurch gegen ihn ein großes Vorurtheil bekommen, haben mit mir darüber gesprochen.

Es hat mich oft innig betrübt, wie Sie — selbst in meiner Gegenwart — ihn geringschätzend behandelten, in Miene, Ton und Geberde.

Habe ich von Haß geschrieben? Sollte ich das Wort gebraucht haben, so habe ich mich freilich geirrt. Nein, sie haßen ihn nicht. Aber was schlimmer ist: Sie verachten ihn; wenigstens haben Sie ihn so behandelt und so über ihn gesprochen. Früher lag das in jeder Miene Ihres Gesichtes, wenn er in Ihrer Gegenwart war. Ihr Betragen war durchaus nicht ohne Leidenschaft gegen ihn; war aber zuletzt in G. und hier in kalte Geringschätzung übergegangen, die mir ebenso peinlich war. Ich freue mich für ihn, daß er nicht mehr an Einem Orte mit Ihnen ist. — Mich hat es oft geängstigt und betrübt, K. M. sehr wehe gethan; denn er achtete und liebte Sie aufrichtig, wenn Sie es auch nicht glauben, und ich bescheide mich, daß ich Sie nicht überzeugen werde.

Ich halte es nicht für das Rechte und werde es nie dafür halten, einem andern Menschen stets seine tiefe Verachtung fühlen zu laßen, und ohne Beweis, ohne Veranlaßung oder Grund bei Andern in ein ganz schlechtes Licht als falschen, unwahren Menschen zu stellen. Nur jugendliche Leidenschaftlichkeit hat solches bei mir und Andern bisher entschuldigt. Ich fange aber an zu glauben, Sie haben geträumt, wenn Sie

nun auch nicht mehr wollen leidenschaftlich gewesen sein. —

Nie habe ich mich gescheut, das zu betrachten, was mich beunruhigt. Nie! und nie werde ich das thun. Das Gegentheil ist mir stets vorgeworfen von Andern. Nur dadurch allein habe ich mir die Kraft und den Mut erhalten, daß ich alles, auch die anscheinend unangenehmste Sache und Wahrheit, ergründete. Klarheit und Wahrheit allein erstrebend, suchte ich und fand ich nur da die innere Ruhe, die mir — Gott sei Dank! — nicht fehlte; aber eine solche Ruhe, die keine Liebe und Sorge, die kein Schmerz und keine Freude bewegt, suche ich und wünsche ich nicht.

Ich bin am traurigsten, wenn ich allein bin und mich solche Gegenstände beschäftigen wie die, welche auch hier berührt sind. Vor Andern bin ich es selten, und Beschäftigung mit Andern und für Andere — gibt mir schneller Kraft und Ruhe. Es ist wohl ein Jeder hierin verschieden.

Ich spreche mit meinen Bekannten und Freunden wohl über das, was ist, als eine Thatsache, welche dasteht und betrachtet werden muß, wie sie ist, nicht um darüber sich zu beklagen. Aber mit vernünftigen Leuten über dieses und jenes zu reden, gibt oft Licht über manches uns Dunkele, und neue Ansichten, neue Gründe und neuen Mut, welchen zu bewahren mein erstes Bestreben ist und mein höchster Wunsch.

Ich glaube, daß man vorzüglich darum zu Gott beten muß, damit wir so alles zu unserem Besten be-

nutzen; denn ohne Mut und mit Zaghaftigkeit kann nichts gelingen. —

Thut Dr. Krause Schritte, um wo anders angestellt zu werden? Grüßen Sie ihn von mir und sagen mir bald, wie es Ihnen weiter geht.

K. d. S.=L.

Bückeburg, am 29. September 1830.

Das Bild des Mannes als Mann steht mir hoch, höher als das der Frau, viel höher! und das mußt Du zu erreichen streben; sonst habe ich nichts genützt und nur — verdorben. Und das schmerzt. —

Bückeburg, am Mittwoch, den 14. December 1830.

Ich bin glücklich hier vorgestern Abend angelangt; es war recht kalt und garstig; dennoch sind wir Reisenden alle wohl. Akens Menagerie in Hannover hat uns sehr viel Vergnügen gewährt zu besehen. Es sind viele schöne und seltene Thiere, als das Lama und das Gnu, eigene Reiher, kleine Paradiesvögel u. s. w., Löwen, Tiger, Unzen, Affen, viele Vögel, und alle schön erhalten. Bis vorgestern war es gutes Wetter.

Ich hoffe, die böse Witterung schadet Ihnen nicht. Mutter und Schwester sind wohl. Eduard W. hat mir einen trefflichen Brief aus Wien geschrieben. Er ist sehr zufrieden in Tuln (Kadetten=Schule).

Ueber das von Ihnen mir Vorgehaltene habe ich

nachgedacht und kann es noch nicht finden bei mir. Ich freue mich stets nur zu sehr, originelle Ansichten zu finden, die nicht mit mir übereinstimmen, und häufig ist mir der Vorwurf gemacht, ich suchte sie besonders auf. Das glaube ich eben auch nicht; aber sonderbar ist es, daß in fremden Orten solche bald mich aufsuchten wie der Magnet sein Stückchen Eisen. Oft konnte ich es selbst nicht begreifen, weil ich mir so einfach und gewöhnlich vorkomme; aber diese Art Menschen suchten Fräulein von Marthille und mich oft auf. Was mich noch ungläubig an Ihrer Ansicht macht, sind Ihre alten Vorurtheile, daß Sie mich dadurch bestochen glaubten, und das war bestimmt nie der Fall damals. Daß es mich aber freut, Jemand mit mir gleichdenkend im Guten und Edlen zu finden, das ist sehr natürlich und nicht verwerflich. Ich wollte, ich fühlte mich von allen Fehlern so frei, als von dem gerügten. — Betrogen kann ich werden durch solche, die ich wenig sehe; junge Leute und die man täglich sieht, können das nicht. —

Die Krause'schen Knaben*) sind toller als je, der Kleine beinah voll zum Concilium, die Hausunarten abgerechnet, und Friedrich war so grob gegen mich, daß ich ihn schon darum strafen mußte. Hoffentlich gibt ihnen der Vater nicht wieder Recht.

---

*) Zwei Söhne des Dr. K., die die Prinzessin in Bückeburg erziehen ließ.

Bückeburg, am 30. December 1830.

Ich bin durch Ihren Brief in die komische Verlegenheit gesetzt, zu sagen: „war es nur das?“ — Zu Göttingen verstand ich, Sie meinten bei mir eine zu große Freude an der Nachgiebigkeit Anderer zu finden; und nun kommt es heraus, daß Sie meinen, Andere beugten sich zu viel und ich merkte das nicht. — O, das ist eine alte, alltägliche Geschichte! — Erstlich die Sache, und dann — dieser Glaube von Ihrer Seite.

Glauben Sie nur, in meiner Lage hat man vielleicht mehr, als in jeder andern, Gelegenheit solches täglich zu sehen und dabei die Menschen ziemlich kennen zu lernen und zu merken, ob es aus Ueberzeugung oder aus Knechtssinn geschieht.

Aber ich wiederhole es Ihnen: solche Winke — ohne Namen — sind mir **fatal** und nützen nicht. — Ferner muß man bei manchem Guten oft nur froh sein, daß es überhaupt geschieht, wenn auch nur aus Gehorsam oder — aus Faulheit, um nicht selbst zu denken. Glauben Sie denn, daß solche Leute sich nicht bald als Maschinen kund geben? Nun, wollen sie Maschinen sein, so gebraucht man sie, wie sie sein wollen, da man sie nicht mehr erziehen kann. — — Am Ende folgen immer Hunderte dem Einen, festen, richtigen — leider oft auch dem unrichtigen Willen. —

Für jetzt sind denn auch die zwei Krausens in meinen Willen gebannt. Alle Abend geht der Tambour Weiß, Vater von acht Kindern, hin und fragt in meinem Namen, ob alles in gehöriger Ordnung zuging,

sonst müße er einschreiten. Dabei haben sie für die sehr schlechten Censuren, welche Friedrich außerdem verfälscht, Ludwig verloren hatte, sowie für alle Lügen — jeder einen Tag Arrest bei Waßer und Brot gehabt. Nun sind sie ganz zahm. Der Vater braucht sich nicht zu ängstigen. Dem Ernst fügen sich die Kinder beßer, als ich selbst dachte. —

Leben Sie wohl! Gott behüte Sie im neuen Jahre!

K.

Bückeburg, den 28. März 1831.

Ihren Brief aus Hamburg habe ich mit Vergnügen erhalten und gelesen, trotz des Unfalls mit dem Baumschlag in dem Wagen und auf das Auge. Hoffentlich ist dieses Auge nun wieder ganz hergestellt, um Sie nicht zu hindern, alles zu sehen, was zu sehen ist.

Falls ansteckende Krankheiten im Lazaret sind, so schnupfen Sie den Tabak. Herr von Möller beschützte damit, als er das böse französische Lazaret zu besorgen hatte — drei Monate lang bei dem Rückzuge der Armee aus Rußland —, alle Wärter und Chirurgen, sich selbst und die Behörden. Innerlich ließ er die Kranken dabei viel Kohlenpulver brauchen, da die Fleck- und Faulfieber die Hauptkrankheiten waren.

Bückeburg, am 14. Juni 1831.

— — Noch habe ich von F. Sch. keine Antwort, aber von seiner Fürstin einen Brief, daß er Michaelis

fort will, obgleich der Prinz Adolf ihm eine lebenslängliche Pension angeboten, wenn er bei dem 11jährigen Sohn bis zum 14. Jahre bleiben wollte. Man erkennt also seine Lehr- und Erzieher-Gabe sehr an. — Es ist Schade, daß die übrigen Verhältnisse nicht danach sind, ihm den Aufenthalt etwas angenehmer zu machen und diesen Vortheil für seine übrige Lebenszeit zu benutzen. Er wird sich doch hoffentlich etwas erübrigt haben. Jedoch wundre ich mich, daß er den Eltern auch nie die geringste Unterstützung geschickt hat, da er immer früher sagte: darum nähme er Dieß oder Jenes nicht an, um seine Eltern unterstützen zu können. — Ich hoffe, er bestrebt sich, mit Geld gewißenhafter und ordentlicher zu werden; denn sonst sieht es mit ihm doch in allen Lagen übel aus. Wenn Sie können, so tragen Sie als sein Freund doch dazu bei. —

Gedenken Sie nun vor Michaelis das Examen zu machen? Ich denke, dann geht es nach Wien, nicht wahr?

Ach, da fällt mir ein, daß Sie über meine Benennung „Prinzessin“ so eine lange Geschichte gemacht haben. Ich finde, ich bleibe was ich war; nur bin ich so mehr geschützt vor Misgriffen, welche meinen Verwandten in Hessen unangenehmer waren, als mir. Für die Hiesigen ist es vollends ganz gleich.

K. z. S.-L.

Bückeburg, am 18. August 1831.

Recht innerlich betrübt bin ich seit 14 Tagen gewesen über einen unerwarteten Todesfall, der Ihnen gewiß auch leid sein wird. Ein Brief des Obristlieutenant von Uhl aus Wien meldet mir den traurigen Tod Ed. Windts an den bösartigen Menschenblattern. Sehr wenig Menschen sind mir so theuer geworden, als Eduard; wenige haben mich so befriedigt und von sehr wenigen habe ich solche Hoffnungen gehegt, als von ihm. Natürlich hat mich auch im Leben noch wenig so erschüttert. Doch sollte ich hier wohl weniger von mir reden, als von dem Verlust der Eltern, der Welt.

Mit Verwunderung erfuhr ich bei der Gelegenheit von Herren von Möller, daß die Varioliden keine Krankheit ist, welche bloß die mit Kuhpocken Geimpften bekommen können, wie ich glaubte, sondern auch solche, welche die inokulirten Menschenblattern gehabt haben.

Deppe will nach Erlangen statt nach Jena. Er ist noch recht unklar und — flegelhaft wankelmütig. — Gott gebe ihm Licht.

K.

Bückeburg, am 13. September 1831.

Das habe ich nicht erwartet! Statt zu fühlen, daß man ungerecht geargwohnt und geglaubt, wo man nie glauben konnte und sollte, statt Reue über jene bitteren Zeilen — ein Lebewohl! — Wohin kann Leidenschaft und Ungestüm den Menschen verleiten.

Wie kann man sich verehrt — nur geachtet wähnen, wenn man sich so behandelt sieht auf ein bloßes Geschwätz hin! Wenn man nicht einmal gefragt wird: ob? — welches Recht doch sogar jedem vor Gericht Angeklagten gestattet wird. Auch dieß gewährte jener unselige bittere Brief nicht einmal, und ich hätte ihn behalten sollen? — Unwürdige Misverständnisse und geglaubte Klatschereien erläutern und mich darüber abermals rechtfertigen, oder die Vorwürfe, die ich nicht verdiene, geduldig ertragen? — Nein, verurtheilt wird Niemand, ohne gefragt zu sein. —

Ich kenne keine Zweifel und kein Wanken; darum verstumme ich vor solcher Leichtgläubigkeit. Ich sollte klug rechnen lernen, und habe es nie gelernt, und darum immer ganz vertraut. Es würde mir hart ankommen, jetzt berechnen zu lernen, und ich muß es doch wohl, wenn meine Worte verkehrt werden und meine Handlungen mich nicht rechtfertigen können. Gott lehre mich das beßer erkennen. Auch dieser Schmerz kommt von ihm und wird nicht ohne Nutzen sein. —

Versicherungen geben kann ich nicht, wo Handlungen nicht hinreichend sprechen. —

Gott bringe Sie zur Besinnung. Sie sind krank.

Ich wünschte, Sie gingen Ostern, wenn Sie in Würzburg fertig sind, nach Wien auf ein halbes Jahr und über Tyrol und die Schweiz durch Deutschland zurück — wenn Sie meinen nach Marburg oder Jena. —

Ich muß Sie noch fragen, wie es möglich ist, daß Sie selbst den Hofrat Blumenbach einen alterschwachen Mann nennen, der kaum mehr weiß, was er sagt (obwohl er mir keineswegs so weit zu sein scheint), — und dennoch seinen Worten unbedingt glauben! —

Mögen Sie sich Ihre Unbesonnenheit und Uebereilung selbst verzeihen und die Lehre für ein anderes Mal daraus ziehen, nicht auf solche empfindliche Weise treue Herzen wieder zu kränken und zu verletzen.

Das Zurückschicken des Briefes hatte nur den Zweck, daß Sie selbst sehen möchten, was Sie geschrieben. Das Abschreiben und Antworten war mir auf solche Anklage unmöglich. Wer kann auf so albernes Geschwätz antworten? Geachteten Menschen schreibt man so nicht; darüber können Sie jeden Unparteiischen fragen.

Uebrigens begreife ich nicht, wie Sie darauf verfallen, sich für „geächtet“ zu halten. Weil ich jenen wahrhaft unedlen Brief nicht beantworten will und zurücksende?

Ich kann es nicht anders als gemein nennen, wenn man auf ein bloßes Geschwätz hin seine Freunde gleich so spöttisch-bitter auffordert: „uns doch lieber selbst zu fragen, wenn man noch einigen Wert am sittlichen Ergehen nähme“. Darf ich denn nicht erwarten, daß Sie mich doch auch erst fragen werden, wenn Sie ein solches Recht — ganz ohne Grund — für sich in Anspruch nehmen. — Aber um eines Irrthums wil-

len ächte ich Niemand, nicht einmal um eines Vergehens willen.

Bückeburg, am 27. September 1831.

Gott sei Dank! daß mir der vor ein paar Stunden angelangte Brief — wieder ohne Datum, aber mit dem Postzeichen vom 22. d. M. — die Möglichkeit gibt, wieder zu schreiben. Zwar ist noch Alles verkehrt und irrig — was mir leid thut —, aber es verletzt mich nicht so wie die frühere schreckliche Behandlung, die ich in der That nie als möglich gedacht hätte. — Daß ich nicht ernstlich krank geworden bin, wundert mich fast selbst. —

Also muß ich nun wieder anfangen, einen langen Erläuterungsbrief zu schreiben. Geht denn das mit Ihnen immer wieder von vorne an? Sie sind doch in der That sehr vergeßlich. — Heute nur Einiges.

Es ist mir aufgefallen, daß, seit eine unglückliche Frau meinen Namen angenommen und meine Verwandten mich vor neuen Verwechselungen sichern wollten, Ihre Briefe seitdem um Vieles förmlicher wurden. Hier hat es Gottlob! Niemand gestört, und die Meisten haben es zweckmäßig und notwendig gefunden.

Sie schreiben: „Endlich hielt ich die öfteren Ermahnungen zum Examen, zum Promoviren und Prakticiren, wovon gar nichts in meiner Gewalt stand, für ein Zeichen, daß Sie wenig Vertrauen in den Erfolg Ihrer Bemühungen und Ihrer Güte setzten.“

Weil ich fragte *) — nicht ermahnte —, wann Sie promoviren könnten und ob zu dem Andern sich Gelegenheit fände, darum soll ich ermahnt und wenig Vertrauen gehabt haben? Ich wollte vielmehr die Zeit wißen, wann Sie würden Würzburg verlaßen können, um bei Zeiten nach Wien zu schreiben und von mehren Seiten schreiben zu laßen. Hierauf erhielt ich nie genügende Antwort, bis endlich die: Sie wollten den Winter in Würzburg bleiben.

„Wenig Vertrauen" endlich habe ich nie gehabt; denn ich habe nicht einen Augenblick gezweifelt an dem guten Erfolge Ihres Fleißes, Ihren wißenschaftlichen Anlagen, Ihrer Gewißenhaftigkeit und Ihres guten Willens. Bisher hat man mir sonst nur zu viel Vertrauen vorgeworfen. —

Wegen der Göttinger Klatschereien, die ein Geschwätz-schreibender Freund Ihnen hinterbracht und die nach meiner Meinung auf Misverständnissen beruhen, erinnere ich Sie hier nur noch an Folgendes: Als Sie mir vor 3 Jahren in Gotha die andern unglücklichen Briefe gaben, worin Sie mich über allerlei und besonders über einige ebenso unwahre, grundlose Studenten-Klatschereien zur Rede stellten, schrieb ich eine Antwort, auf den Umschlag die Worte: „Zu meiner Rechtfertigung." Bei der Uebergebung dieser Antwort sagte ich Ihnen: „Einmal habe ich

*) Vgl. den Brief vom 14. Juni und vom 13. September d. J.

mich Ihretwegen zu einer solchen Erklärung verstanden; aber nun auch nie wieder! Auf solche Klatschereien laße ich mich nicht mehr ein und achte es für überflüßig und unter mir, mich darüber weiter zu rechtfertigen."

Bisher haben meine Freunde mir das Zeugnis der Zuverläßigkeit gegeben, und nur wenige zweifelten an mir.

Wie Sie mich so — schwarz sehen und solche Dinge von mir glauben können und doch behaupten, zu verehren, das kann manchem Andern außer mir — unbegreiflich vorkommen. Ich aber halte dafür, daß Sie krank sind, und vielleicht — ohne es selbst zu wißen. — — —

Am 30. September.

Zum Schluß dieses Briefes bitte ich Sie nun noch diese Hauptpunkte fest ins Gemüt zu faßen: daß Sie zunächst alle diese bösen Stunden und Unannehmlichkeiten sich selbst zugezogen haben, und daher wiederhole ich Folgendes:

1) Daß ich Ihnen früher schon bei Uebergabe meiner Antwort auf allerlei Geschwätz gesagt: „Dieses Eine Mal und nie wieder!"

2) Daß ich gar keine Erkundigungen irgend einer Art bei dem O.-M.-R. Blbch. (Blumenbach) in Göttingen über Sie oder irgend Jemand eingezogen habe, wie auch seine Antwort Ihnen beweisen könnte.

3) Daß ich nicht aus freien Stücken, wie Sie es

nennen, also ohne Veranlaßung, sondern durch Sie selbst veranlaßt, die Frage in der Verwunderung hinwarf: „Lesen Sie denn fremde Briefe?“ — Solche Fragen sind doch auch wahrlich kein Glauben zu nennen. Man wirft sie in der Verwunderung auf, um widerlegt zu werden.

4) Daß ich nicht Sie, sondern den unbedingten Glauben an albernes Geschwätz und das darauf folgende bittere und schonungslose Benehmen — weil es egoistisch ist — gemein genannt habe.

5) Daß ich tadle, nicht weil ich verachte oder zürne, sondern weil ich zu sehr achte, um solche Fehler da zu dulden, wo ich mehr Edelmut und mehr Vollendung voraussetze und erwarte.

6) Daß ich nie Jemand, wie Sie es nennen, über Bord geworfen habe, weil das nicht meine Art ist, ebenso wenig als es mir einfallen würde, von irgend Jemand zu verlangen, daß er seine Selbstachtung aufgeben solle. (Welcher Gedanke! mir so etwas zuzutrauen!)

7) Daß ich ferner in keines Menschen Zukunft oder Bestimmung so einzugreifen wagen würde, um zu entscheiden, wenn es gilt, seine zukünftige Laufbahn zu bestimmen, und dieß am allerwenigsten da, wo man mir so wenig Vertrauen zeigt.

8) Daß es endlich keine Bitterkeit, sondern meine volle, ruhige Ueberzeugung ist, daß ein Gemüt, welches wahre Frömmigkeit besitzt, jede ihm zustoßende kleine oder große Unannehmlichkeit als einen Weg zur

Beßerung und Belehrung ansehen soll. Und dazu stets die Kraft zu haben, darf man wohl Gott bitten, und das ist keine Bitterkeit. — Wenn man sich etwas ernstlich vornimmt, so wendet man sich dabei immer an Gott, und dann geht es beßer. Gott hilft nicht ohne unsern Willen; aber dem redlichen Willen hilft er auch gewiß.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß diese lange Auseinandersetzung beitragen möge, Ihre Zweifel zu lösen und Ihre irrigen Meinungen zu berichtigen. — Gott behüte und beschütze Sie aufs Beste.

K. z. S.-L.

Bückeburg, am 12. Oktober 1831.

Gestern Abend kam ich von Derneburg, dem Gute bei Hildesheim, auf welchem meine Schwester wohnt und wo ich 4 Tage zum Besuche war, zurück und erhielt Ihre Zeilen, vom 2. Oktober gestempelt. — Obwohl dieser Brief mich sehr traurig gemacht hat, gibt er dennoch so viel günstige Hoffnung zur Ausgleichung, daß ich gern nochmals dazu die Feder ergreife.

Vor Allem freut es mich, daß Sie selbst es wünschen und sagen: „Ich habe Unrecht gethan, meine Betrübnis in bittern Worten auszudrücken.“ Dieß hatten Sie bisher noch gar nicht eingeräumt.

Nun kommt aber ein böser Satz in Ihrem Briefe: „Nicht daß Sie mich oder mein Benehmen — denn dazwischen einen Unterschied zu machen, möchte

Sophisterei sein — gemein n e n n e n, kann mich zu dem traurigen Entschluße bestimmen, sondern daß Sie mich für gemein h a l t e n, daß Sie es mit Ueberlegung, mit Ruhe thun."

Dieses ist nun derjenige Punkt, der wohl die Hauptauflösung verdient und, wie ich hoffe, bald finden wird, wenn Sie mich unbefangen hören wollen.

Erstlich sind Sie hier der Sophist, der Sie es schon oft waren, um sich und Andere zu quälen, und nicht ich. Denn zwischen der Person und dem Benehmen in einer e i n z e l n e n Aeußerung, in übereilter, gereizter Stimmung, ist doch wohl ein großer Unterschied zu machen.*)

Kein Mensch und am wenigsten lebhafte und heftige Menschen sind so gleich, daß sie nicht sollten bei sich Regungen oder Ausbrüche ihres Unmutes zu bereuen haben, die sie nicht gern ganz zurücknähmen. Ich selbst kann mich wenigstens von solchen Augenblicken — besonders in früheren Zeiten — durchaus nicht freisprechen. Ich habe mich aber immer gehütet, sie zu Papier zu bringen, weil alles Geschriebene so schwer zurückzunehmen ist.

Zweitens kann ich Sie hoch und heilig versichern, daß es mir nie eingefallen und nie meine Absicht ge-

*) Auch ohne Jurist zu sein, sieht Jeder leicht ein, daß die Prinzessin hier vollkommen richtig unterschieden hat zwischen dem Urtheil über eine einzelne Handlung und über die ganze Person, und daß der streitsüchtige Studiosus sich hier nicht eben als scharfsinnig bewies.

wesen: Sie selbst für gemein zu halten. — Obiger Unterschied erklärt dieß schon. — Außerdem aber nehmen wir Frauen den Ausdruck vielleicht weniger scharf und doch viel zarter wie Sie — als Student. Schon in der Kinderstube wurden wir wegen bitterer Aeußerungen und Sticheleien geschmählt, weil das gemein sei. Als ganz gemein aber wurde getadelt, Klatschereien, Erzählungen über Andere anzuhören, zu glauben, wieder zu erzählen oder gar danach zu handeln. So nannte ich derartige Uebereilungen, die des Gebildeten unwürdig sind, von Kindheit an gemein und wüßte sie in der That auch jetzt nicht anders zu nennen. Geben Sie mir einen beßern Namen an.

Sodann bitte ich noch zu bedenken, daß Sie überhaupt bei dieser ganzen Angelegenheit einer Frau gegenüber stehen, welche bisher mit Freuden Alles gethan hat, was in ihren Kräften stand, um Sie nach Ihren Anlagen auszubilden und zu veredeln, nicht aber einem Studenten, Mitschüler oder Kollegen, welcher sich ein ungebetenes Recht anmaßt und Ihrer Selbständigkeit zu nahe tritt. Es ist weder mir, noch irgend Jemand eingefallen, Sie bewegen zu wollen, gegen Ihre Ueberzeugung zu handeln, wogegen Sie in Ihrem Briefe sich verwahren. Ich kann mir nicht denken, daß Sie das wirklich von mir geglaubt haben sollten.

Ueberhaupt ist es sonderbar, wie diese ganze unselige Sache eigentlich aus gar nichts entstanden ist, als daß ich dem Herrn O.-M.-R. Blumenbach in Göttingen ein Geschenk gemacht habe, und dazu Ihre

unglückliche hypochondrische Laune, welche aus misverstandenen Worten sich eine Kette von Qualen bereitet. —

Es steht nun bei Ihnen, wie die Sache enden soll. Beharren Sie darauf, daß Ihre Selbständigkeit darunter leide, daß Ihre innere Ueberzeugung es verlange, alle Verbindung mit mir aufzugeben, — nun, dann folgen Sie in Gottes Namen Ihrer sogenannten Ueberzeugung! Ich kann nichts mehr dazu thun und werde diese Kränkung ertragen wie alle übrigen mit dem Wunsche, daß sie einst nicht zu schwer auf Ihnen lasten möge, und mit der Bitte: behandeln Sie nie andre Menschen wieder so hart und so kränkend als K. z. S.-L.

Philippsthal, am 8. September 1832.

— — —

Wir waren am 5ten, 6ten und 7ten wieder unterwegs und es ist mir gut bekommen. Den 6ten war der Herzogin von Meiningen Geburtstag. Wir fuhren also über Barchfeld zu Mittag zum L.-G. Karl, der dort gegenwärtig ist, nach Altenstein, um zu gratuliren, und wohnten am 6ten einem Pferderennen bei, welches seit 3 Jahren an diesem Tage in einem Rasenthale im Walde von den Landleuten der Gegend gehalten wird. 135 Pferde waren zum Wettrennen gekommen. Der Herzog theilt mit seiner Gemahlin dann die Preise aus. K. Meier aus Jena, der Abends

vorher auf Einladung von hier anlangte, und Schoof waren auch unter den geladenen Zuschauern und Gästen auf dem Balle des Abends im Schloße. Beide hatte ich nie tanzen sehen; sie sind wie Sie und mehr als Sie große Tanzfreunde geworden. Den andern Morgen besahen wir noch die Höhle und Gegend und am Abend waren wir hier zurück. —

Ich bleibe hier bis Dienstag, den 18. September. Am 19. reise ich nach Gotha und am 24. oder 25. nach Rudolstadt. Da bleibe ich, besuche Weimar und Jena bis zum 14. Oktober und gehe dann über den Harz nach Derneburg bei Hildesheim. —

Rudolstadt, am 4. Oktober 1832.

Ich bin am 24. September hier angekommen und bleibe wohl bis zum 14. Oktober, meiner theuren Fürstinnen wegen. Sonst ist hier das Leben ein mir entsetzlich Ungenügendes und Zerrißenes. Ich könnte es so nicht lange aushalten. Meine zwei Fürstinnen wohnen unten in einem Gartenhause am Berge, ich oben im Schloße; nun macht mir das eine Lauferei auf den Treppen, die durch den Zeitverlust unerträglich wird. Ihr Leben und ihre Verlaßenheit hier dauert mich, und ich freue mich ihretwegen, daß ich gekommen bin. Besonders empfindet es die Fürstin als Entbehrung, so wenig geistigen Verkehr hier zu finden. Etwas mehr könnte sie ihn wohl finden, wenn sie ihn mehr suchte und wenn nicht ihre Gesundheit sie so lange Jahre zur Zurückgezogenheit genötigt hätte.

Jetzt ist es schwer, wieder anzuknüpfen. Ich lese alle Abend vor, und die Unterhaltung zwischen uns Dreien ist oft sehr lebendig.

Am 11. Oktober.

Haben Sie schon die Anzeige von Dr. Krause's plötzlichem Tode in den Zeitungen gefunden. Er hat also ausgelitten sein getrübtes und gewiß oft sehr gedrücktes Leben. Wahrscheinlich hätte er nichts mehr fördern können, daß er abgerufen wird. Es thut mir aber sehr leid. Ihnen und Schoof verdanke ich es, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Sie ist mir viel wert. Das Erkennen solcher Menschen veredelt. — Hier hebt sich auch mein Mut immer wieder in vieler Hinsicht. Vertrauen und Liebe solcher Menschen, die uns verstehen und die wir verstehen als seltenere Menschen, thut wohl.

Ein so abgeschiednes Leben, als das der Fürstin-Mutter und ihrer Schwester taugt nicht, wie ich glaube. Man lebt zu wenig mit dem Ganzen fort.

Ich entbehre meine Bückeburger Beschäftigungen, und obgleich eine Bewegung und einmal etwas Anderes gut ist, so verlangt mich doch in die Heimat zu meinen Zöglingen und Schülern. — Einiges Gesammelte bringe ich mit und hoffe manches auf der Reise Begonnene sich noch entwickeln zu sehen. Auch einige recht gute Bekanntschaften habe ich gemacht und einige ältere erneuert. So kehre ich befriedigt zurück.

Am 13. Oktober.

Das Betragen der Blomberger Eltern finde ich unbegreiflich unartig. Indessen meine ich, ein Jeder und Sie besonders, lieber Freund, als Arzt, müßen immer mehr die Sache und die Wißenschaft im Auge haben und von den Menschen abstrahiren lernen, sie oft als Nebendinge ansehen, auf ihren Dank nicht rechnen, und wenn er sich findet, ihn als Geschenk annehmen lernen. So steht man sich am besten dabei und wird in seinem Berufe am wenigsten irre. — Bei Ihrer lebhaften Theilnahme an dem Höheren in der Wißenschaft und im Leben wird Ihnen das nicht schwer werden und Sie werden bald dahin gelangen, auch diese Menschen mit ärztlicher Milde und mit Wohlwollen zu behandeln. — Es ist ein wunderlich Ding um die Menschen. Aber da Sie selbst auch manchmal ein wenig wunderlich sind, so denke ich, Sie entschuldigen auch zuweilen die Andern. — —

Nun behüte Sie Gott ferner! Ich wünsche Ihnen alles Gute und Schöne.

K. P. z. S.-L.

Bückeburg, am 28. November 1832.

Sie werden sich wundern, wie ich mich freue, Ihnen hier ein Anerbieten senden zu können, das gerade durch das Zutrauen, welches meine Freunde in mich setzen, erreicht und Ihnen am morgenden Tage, an welchem Sie viel hieher denken werden, durch einen Boten mitgetheilt werden wird.

Mein guter Freund Herr Perthes versprach mir in Gotha, seinem Schwager, Herrn Dr. Jakobi, Sohn des Philosophen, Direktor der Irrenanstalt bei Bonn, zu schreiben: ob und unter welchen Bedingungen er wohl jungen Aerzten erlauben würde, die Anstalt in Siegburg zu besuchen. Nun sucht er einen Assistenten!

Soll man es als eine günstige Fügung der Vorsehung ansehen? — Soll die Stellung in Meinberg sogleich aufgegeben, oder erst Urlaub genommen werden, auch wenn der Dr. Jakobi auf unsern Vorschlag Sie sogleich — ungesehen — annähme? Das überlegen Sie wohl.

Der Bote kann die Nacht in Meinberg bleiben, damit Sie Zeit zum Besinnen erhalten. — Ich schreibe noch heute an Herrn Dr. Jakobi nach Siegburg, damit er wiße, daß ich die Anfrage erhielt und sie Ihnen mittheilte. —

Sind Sie gesonnen, hinzugehen — was ich glaube —, so können Sie dann nachher auf sechs Monate Prag und Wien besuchen, welches mir Hofrat Himly als das Interessanteste für Aerzte nannte, besonders Prag, der trefflichen Lazarete und liebenswürdigen Aerzte wegen.

Nun schreiben Sie mir morgen, was Sie denken. Siegburg! ein bedeutungsvoller Name. — Gott gebe Kraft, das Rechte zu wählen und stets im Guten zu siegen und — vernünftig zu werden, wie es wünscht

K. P. z. S.-L.

Bückeburg, am 30. November 1832.

Um halb acht Uhr kam mein Bote zurück und ich setze mich, nun ich allein bin, hin, um Ihre Zeilen vom 29. noch einmal zu lesen. Erstlich meinen Dank für Ihre guten Wünsche, deren ich ja immer gewiß sein kann.

Herr Jakobi weiß, daß Sie kein Preuße sind, und hat, glaube ich, ganz freie Hand wie Bergmann in Hildesheim, anzustellen, wen er will.

Wenn Sie auf ein Jahr nach Siegburg könnten, will ich Ihnen gern für das Jahr nachher zu Aufenthalten in Prag und Wien und eine kleine Reise durch die Schweiz vielleicht wieder 3—400 Thaler auf Ihr vermeintliches Stipendium vorschießen, und außer der Reise nach Siegburg Ihnen noch 50 Thaler geben, so daß Sie dort 200 Thaler hätten. Dann wären Sie auf 2 Jahre gesichert und könnten noch lernen.

Mir steht Ihre intellektuelle, moralische und wißenschaftliche Ausbildung höher, als jede andere Rücksicht; und ist der Gedanke, Sie zu früh herausgerißen zu sehen aus der Bahn des wißenschaftlichen Lernens, mir immer schmerzlich gewesen. Es beruhigte mich nur der Gedanke, Sie kämen doch vielleicht noch bald nach Detmold. Aber die Möglichkeit, daß Sie in Meinberg in Gemeinheit versinken könnten, ist mir von allem das Schrecklichste und setzt mich in Angst, so wie es mir immer Thränen auspreßt, wenn ich Sie unvernünftig sehe. — Ich kann dem sonderbaren Zu-

stande keine Worte geben, wünschend, Sie so gut, so edel, so rein als möglich zu erhalten und zu erheben.

Vielleicht bleiben Sie länger als ein Jahr in Siegburg, und dann wird sich wohl etwas Beßeres als Meinburg finden. Ich wünsche, Sie würden Arzt und Docent an einer Universität. Was sagen Sie dazu?

K. P. z. S.-L.

Bückeburg, am 7. Februar 1833.

— — —

Wenn ich Albernheiten oder Dummheiten Anderer treffe, so suche ich ein Dumm-Pulver zu nehmen, eine Arzenei, die Sie wohl noch nicht kennen, und die ich selbst erst kürzlich kennen lernte — nämlich dem Namen nach, da ich die Sache längst kenne. Ich hörte neulich, diesen Ausdruck habe ein Mädchen von einer meiner Bekannten immer gebraucht, wenn sie etwas hätte nicht verstehen wollen und man ihr nachher den Vorwurf gemacht, sie habe es vergeßen; dann sei ihre Antwort gewesen: „Ach nein, ich hatte nur Dumm-Pulver genommen!“ Den Ausdruck finde ich vortrefflich für die Sache. Im Französischen sagt man: faire la sourde oreille. Und das ist gut, besonders bei Sticheleien und Ungezogenheiten — außer vielleicht mit Ihren Irren, und auch da mag es wohl manchesmal nötig sein, etwas nicht zu hören.

Ihre Schilderung der Menschen theile ich natürlich Niemand mit und behalte sie für mich. Die Be-

schreibung der Anstalt habe ich Herrn und Frau von Marthille sowie meinen Verwandten vorgelesen und dem Regierungs-Direktor Langerfeldt zum Lesen gegeben.

Bückeburg, am 17. März 1833.

Ich freue mich sehr, daß es Ihnen so gut geht, Sie viel zu thun haben und mit Ihrem gegenwärtigen Geschäft zufrieden sind. Gewiß muß Ihnen das von Jakobi erwiesene Zutrauen höchst erfreulich und ermutigend sein. —

Am 25. März.

Ich bin ein paar Tage etwas unwohl gewesen, ohne daß ich jedoch in die Stube gebannt war. Außerdem habe ich für F. S. in Berlin und für den nach Schlesien gehenden Schwerdtmann und für einige Geschäfte zu schreiben gehabt, so daß ich nicht habe fortfahren können, zumal noch viele Plackereien im Hause dazu kamen. — — Ich war froh, wenn ich nichts hörte und mit meiner Jugend allein in meinem Zimmer sein konnte und lesen oder musiciren. Es war ein wenig angenehmer Winter für uns alle, mit einigem besonders Unangenehmen für mich. Wozu soll man das berichten?

Bückeburg, am 9. April 1833.

Die Sonne scheint so hell, der Morgen ist so schön und frisch und noch Alles ruhig, da will ich sehen,

daß ich diese Zeilen zu Stande bringe. Ich habe diese letzte Zeit wieder so viel Schreibereien gehabt, mehre durch Sie oder Ihr Buch, und mehre und zwar nicht alle der angenehmsten Art wegen F. S. und an ihn.

Lange hatte ich Ihnen denselben nicht genannt; denn es war eben nichts Erfreuliches zu berichten. Nun habe ich es vor Kurzem wieder gethan, und fast sollte ich es bereuen; denn in der Art, wie Sie mir antworten und Ihr Bedauern ausdrücken, daß er nicht mit Ihnen in Göttingen war, kann ich nach allem Vorgefallenen es nicht ganz vorwurfsfrei finden. Ich an Ihrer Stelle würde in dieser Sache auch jeden Schein des Vorwurfs sorgfältig meiden. Ich glaube nicht, daß ich irgend einen verdiene; denn F. S. hat meine Meinung nur zu vollkommen bestätigt, und hätte ich heute wie damals zu handeln, so würde ich dasselbe thun, ihn nur noch etwas schärfer zur Ordnung ermahnen.

Als er von hier nach Schlesien ging, bezahlte ich ihm an 25 Thaler für gegebene Stunden, 35 Thaler für eine Bücherrechnung, die er in Minden bei Körber stehen hatte, und verschaffte ihm durch meinen Kredit von Herrn Schmöe 100 Thaler, um seine übrigen Schulden zu bezahlen. — Der Prinz Adolf von Hohenlohe schickte zur Reise, die auf 70 — 80 Thaler kommen konnte, 100 Thaler. Ich gab ihm 6 Louis-d'or in Gold, damit er in Kassel, Gotha, Weimar, Dresden das Merkwürdige besehen könne. — Aber schon von Dresden aus schrieb er in der größten Geldnot

an Dr. Leopold und bat um 5 Louisd'or, die Dr. L. nicht entbehren konnte und deshalb mich, obgleich ich es nicht wißen sollte, darum bat. Ich gab sie.

Nun hatte F. S. in Koschentin Alles frei, 200 Thlr. und das letzte Jahr 300 Thlr., dazu viele Geschenke, war dort beinah 4 Jahr, ohne dem Dr. L. oder Herrn Schmöe auch nur je eine Silbe zu schreiben und das Mindeste wieder zu zahlen. — Als er nun auf eine Universität gehen wollte, meinte ich, er habe doch wohl so viel erspart, um Ein Jahr zu leben. Aber schon nach 4 Monaten fing er an, die kläglichsten Briefe zu schreiben, und konnte nicht einmal 4 oder 5 Thaler für die Matrikel bezahlen. — — Ich habe ihm nun nach und nach bedeutende Summen geliehen, da alle nie hinreichten, um ihn los zu bringen, und ihm jetzt geraten, nach Göttingen zu gehen, wo er hoffentlich wenigstens einen Freitisch bekommt und schon lateinische und griechische Stunden, die er geben kann, gefunden sind.

So viel über diesen verdrießlichen Gegenstand! Ich wünsche aber auch auf Aeußerungen, die ein wenig wie Vorwürfe aussehen, nichts mehr zu erwiedern zu haben.

K.

Bückeburg am 18. April 1833.

— — —

Was sagen Sie denn zu den schlechten und dum-

men Streichen in Frankfurt? Sonst gingen relegirte Studenten wohl in Räuberbanden; nun — wollen sie Weltverbeßerer sein. Sie sollten doch erst mit sich selbst anfangen und sich nicht mit so unnützen Planen befaßen. Die Freiheit so mit den Haaren herbeiziehen zu wollen, ist gewiß die allerverkehrteste Art und entfernt immer mehr ein Gut, das nur in der Ruhe und im Frieden gedeiht.

Bückeburg, am 25. April 1833.

Ihr Zorn über das Penny-Magazin, weil kein Brief dabei war, ist sehr eigen. Ich glaube es ja recht gern und danke Ihnen herzlich, obgleich ich nicht wohl begreife, wie meine Briefe Sie so erfreuen können. Aber sagen Sie, wenn ich von 6 bis halb 1 Uhr am Tisch geseßen oder am Klavier Stunden gab und nahm, soll ich dann nicht lieber etwas an die Luft, als durch Sitzen und Schreiben an Sie mir Kopfweh holen, oder Abends noch länger aufbleiben in die Nacht hinein, um einige unbedeutende Zeilen aufzusetzen? —

Wenn auch Ihr Leben gleichförmig ist, so ist es doch das Geschäft gewiß nicht. — Sie sollten einmal über die Notwendigkeit der Diät und der einfachen Kost und deren Einwirkung auf die Wirksamkeit des Geistes Ihre Gedanken niederschreiben und die allgemeine Aehnlichkeit derselben mit der Homöopathie auseinandersetzen. —

Die Jenenser Geschichten (Studenten-Krawall) waren

doch recht dumm. Der Sohn von Krause, ein Arzt, ist Mitanführer gewesen. Das hätte den Vater wohl sehr betrübt.

Bückeburg, am 20. Juni 1833.

Sie meinen, es wäre beßer, wenn ich Ihnen schriebe, als Ihnen oder einem andern eine Klavierstunde zu geben. Ist denn das nicht recht egoistisch? Es mag Ihnen ein Brief wohl mehr Freude, als eine Klavierstunde machen, aber ich behandle meist diese Stunden nicht als bloße Musik- oder Finger-Uebung. Bei der Gelegenheit lernt man sich auch kennen, wie Sie wißen. Oft schreibe ich, während sich Einer übt, habe ich dabei nichts zu thun, und erfahre dadurch, wie er sich übt. Oder ich erkläre ihm etwas über Musik und andere Gegenstände. Eduard Windt hatte ich mir auch so erworben.

Am 21. Juni.

Sie haben allerdings Recht, daß die Maßregeln wegen der Frankfurter Geschichten gar zu arg und lächerlich sind; und daß besonders die Preußische Regierung darin unbillig ist und übertreibt, ist nicht zu läugnen, z. B. daß kein Preuße auf eine andere, als eine Landesuniversität gehen soll. Ich hoffe, es geht danach auch kein Ausländer mehr auf eine Preußische. Ich wenigstens schicke gewiß keinen hin, daß er dort diese undeutsche Prahlerei lerne, die Ihnen doch auch in Bonn aufgefallen ist. F. S. ist auch über den

Geist in Berlin ganz unglücklich. Kein Eifer für die Wißenschaft, Alles nur auf den äußeren Schein berechnet, um selbst auf irgend eine Weise zu glänzen.

Es scheint fast, als meinten Sie, es sei nötig, mich an die versprochenen 50 Thlr. zu erinnern. Ich habe sie nicht vergeßen, finde es aber zweckmäßiger, sie Ihnen erst am Ende des Jahres zu schicken. Im Anfang des Jahres habe ich Ihnen fast die gleiche Summe für die Reise gegeben. Verließen Sie nun schon im Herbst Siegburg, so würden doch diese 50 Thlr. nicht weit reichen. Indes können Sie ganz darüber bestimmen.

Bückeburg, am 28. Juli 1833.

Jedenfalls wollte ich Ihnen heute schreiben, um auf Ihr früheres freundliches Anerbieten: meinen Namen vor Ihre erste wißenschaftliche Arbeit zu setzen, einigermaßen zu antworten. Sehr gern, das versteht sich, nehme ich das an, wenn Sie finden, daß mein Name dahin paßt. Nur machen Sie wenig Worte für das weitere Publikum, welches leicht an allem Anstoß nimmt.

So habe ich für mich wieder einen kleinen Verdruß gehabt, indem ein Dr. jur. M. aus Verden, der das Bein und Schlüßelbein in Kleinbremen gebrochen und hieher transportirt und hier gut verpflegt ward, aus dem Garten und dem Schloße das Nötige an Eis, Obst, jungen Gemüsen bekam, was ich im

Auftrag meines Bruders besorgte, und dieser nun vor seiner Abreise mit Namensunterschrift alles haarklein ins Mindener Sonntagsblatt setzen läßt, was ich gethan, als wäre es mein Garten u. s. w. Es ist recht unangenehm; und wäre es auch so, so möchte ich nicht damit im Sonntagsblatt stehen.

Also Ihrem eignen Gefühle, auf welches ich glaube mich verlaßen zu dürfen, stelle ich es anheim, mich dabei zu schonen — in jeder Hinsicht.

Hier ist kürzlich manches Traurige vorgefallen und im Anzuge. Der Taubstummen-Lehrer Brand ist gestorben, und Regierungs-Direktor Krieger auch. Mit Deichmann sieht es übel aus, und einige meiner besten Schüler und Pflegkinder machen mir Sorge, viele Wege und Besorgungen, besonders der eine, ein trefflicher Junge, Hermann Weiland. Ich fürchte, die Grippe verletzte ihn zu tief. Es ist sehr Schade.

Im Oktober 1833.

Ich habe kürzlich mit vielem Vergnügen die Memoiren der Madame Junot, Herzogin von Abrantes, gelesen, obgleich viele Wiederholungen, Breiten und manches Nichtige darin steht. Aber da sie Napoleon von Kindheit an gekannt, sein Steigen und Sinken erlebt hat und lebendig und sehr wahr schildert, so zieht das Buch sehr an. Man sieht wie die Umstände den Mann gemacht haben, und nicht er die Umstände. In dem Buch ist er gewiß treu geschildert, und man sieht hier, daß er anfangs nicht so schlimm war, als er später

erschien, da er alle Menschen quälte und unglücklich machte.

Haben Sie wohl Gelegenheit, das Buch von Feuerbach über Caspar Hauser zu lesen? Sonst sende ich es Ihnen.

Bückeburg, am 17. Oktober 1834.

— Denken Sie, auf einmal nach Ihrer Abreise wurde mir angst, Sie in Paris zu wißen, dem modernen Sodom und Gomorra, wie mir ein russischer Obrist sagte. Ich denke und hoffe aber gewiß, Sie sind fest gegen allen dortigen Unfug und laßen sich auch nicht in politische Händel und Verbindungen verwickeln.

Weiß wird wohl zu Festungsstrafe verurtheilt. — Gott weiß, was diese jungen Leute für misbrauchte Werkzeuge gewesen sind. Viele glauben jetzt, die Jesuiten steckten hinter dem Allen, misbrauchten den schönen Sinn der Jugend für Freiheit und Vaterland, um Alles in Unordnung zu bringen und dann im Trüben zu fischen. Die Jugend weiß wohl nicht, was sie bestrickt und vorgeschoben, und meint es ehrlich, ist aber unerfahren. — Haben Sie Ahrens aufgesucht und gefunden? —

Bückeburg, am 23. November 1834.

Herr von Marthille bittet, Sie möchten doch auch die Kinder-Hospitäler in Paris besuchen. Er sei mehrmals dort gewesen und habe sie sehr interessant gefunden. —

Ihre Ansicht von der Unverbeßerlichkeit der Menschen ist zu miserabel. Wie kann man so schlecht von den Menschen denken, ohne selbst schlecht zu sein! Verbeßerlich sind sie sicher; nur die Mittel, die man dazu ergreift und ergriffen hat, sind irrig; da liegt der Hase im Pfeffer.

Nun muß ich Lebewohl sagen und hoffe, daß Sie mitten in Frankreich ein treues deutsches Gemüt und Herz bewahren.

K. P. z. S.-L.

Bückeburg, am 15. December 1834.

Vorige Woche hatten wir hier recht schnell hinter einander Trauer und Freude. Am Montag brachte die Hamburger Zeitung die für uns und recht viele Menschen betrübende Nachricht von dem Tode des Prinzen Wilhelm zu Hessen-Philippsthal, Bruder des Prinzen Ernst. Er war mit uns erzogen und uns Bruder und Freund. — Am Donnerstag den 11. erhielten wir dann von dem Prinzen Ernst, der nach Kopenhagen gezogen war, um mit ihm zu leben, die genaueren Nachrichten über den Verlauf der Krankheit, nämlich der Masern. — In der Nacht auf den Freitag um 2 Uhr ward dann meinem Bruder ein anderer kleiner Sohn geboren, der nun Wilhelm heißen soll. Es war schon früher so der Wunsch, falls es ein Sohn würde, dem Grafen Wilhelm zu Ehren, und nun auch unserem verstorbenen Vetter nach. Es ist ein niedlicher kleiner Junge, groß für sein Alter und 9½ Pfd. schwer. — der Todesfall hatte

meinen Bruder sehr betrübt; und nun kam dieses Ereignis dazu; das machte ihn einige Tage recht übel aussehend. — Uebrigens ist der Kleine gerade am Geburtstage des verstorbenen kleinen Ernst geboren. Ist das nicht sonderbar?

Ich wollte, Sie läsen den 15. und 16. Band der Memoiren der Herzogin von Abrantes. Sie muß eine sehr gescheute Frau sein, und diese Memoiren sind schön geschrieben, wenn auch irrig über alle deutschen Angelegenheiten und für Napoleon sehr eingenommen. Ihr Mann starb verrückt in Folge seiner Wunden, seines Lebens und der Behandlung Napoleons, den er sehr liebte.

Bückeburg, im September 1835.

Ich ermahne Sie vor allen Dingen, nicht so schrecklich ungeduldig nach einem größeren Wirkungskreise sich zu sehnen. Bei den Meisten dauert es doch 10 Jahre, ehe sie nach der Universität ihr selbständiges Brot haben. Sie sind aber darin nicht bescheiden in Ihren Anforderungen an das Glück. Und doch ist Ihnen so viel geworden, was Andere nicht haben.

Ein Ausdruck, den ich nun gar nicht mag, ist der in Ihrem Briefe: „meine Ideale schrumpfen ein". Ich mag ihn nicht einmal niederschreiben, so fatal ist mir der Gedanke. Es ist wieder eine Karrikatur, die gar nicht zu dem Ideale paßt. Denn ich möchte sagen, wer das denken kann, der hat keine Ideale, sondern nur Einbildungen. Wahre Ideale können nicht

solche Verwandlungen erdulden, und wer sie hat, der wird sie nicht um etwas — Geldmangel — wie schwach! — gleich aufgeben. Den Menschen nützen, sich ferner ausbilden kann man in jeder Lage und ebenso suchen, die Ideale möglichst in die Welt einzuführen. Aber Beharrlichkeit und Geduld gehört freilich dazu. Hätte ich immer gleich wollen den Mut so verlieren! Ei, bewahre! des würde ich mich schämen, ich als Frau; und nun gar ein Mann, der mehr Mut und Kraft zum Handeln haben muß!

Lorent bleibt gewiß gern in Bremen, wenn er kann. Sein Examen war glänzend, wie man sagt. Ich könnte Ihnen aber vielleicht in Wegener einen sehr guten und ordentlichen Gehülfen empfehlen, wenn die Privat-Anstalt zu Stande käme.

Bückeburg, am 8. Oktober 1835.

Hoffentlich ist Ihre Mutlosigkeit nun wieder einem beßern Gefühle gewichen, dem innern Willen, den begonnenen Pfad — trotz mancher anscheinenden Schwierigkeiten, — fest und beharrlich fortzusetzen. Ohnehin liegt die größte Schwierigkeit nur darin — Geduld zu haben: eine Schwierigkeit, die für Sie keine besondere ist, sondern jeden jungen Arzt in den ersten Jahren trifft. Und ich dachte, Ihre Vorlesungen sollten Sie bis dahin einigermaßen beschäftigen.

Lorent ist nun gerade in demselben Falle wie Sie und sagt: nun ginge die Geduldsprobe an. Er lernt

indessen neuere Sprachen, besonders Spanisch, für den Fall, daß er auswandern müße.

Es waren kürzlich die zwei jüngsten Töchter des Admiral Codrington acht Tage hier, höchst liebenswürdige Mädchen, die ganz gut Deutsch können, es nur nicht vor mir reden wollten; die haben mich so viel gebeten, nach England zu kommen, und auch der Vater hat es mir wieder so nahe gelegt, daß die Wagschale für England sehr gesunken ist, und die Wahrscheinlichkeit einer Reise dahin mir viel näher gerückt ist.

Rudolstadt, am 23. Juni 1837.

Ihr Brief vom Anfange des Monats hat mich ungewöhnlich erfreut, da es Ihnen so gut geht und Sie schon so vieler Kranken Vertrauen gefunden haben. — —

Wenn ich übrigens kein Geld habe, es Ihnen zu senden, so habe ich noch weniger zu einer Reise Geld. Voriges Jahr mußte ich mir etwas die trüben Gedanken vertreiben und nicht zu Hause sein. Da war denn eine belehrende neue Reise nach einem Orte, wohin ich eingeladen war (England), das Beste. Nun Lady Codrington gestorben ist, könnte ich wohl nicht mehr hin. Und stirbt der für mich sehr freundliche König, so ist es auch ganz anders.

Am 27. Juni.

Laßen sie denn jetzt wohl das fatale Nachmachen, wodurch man sich so viele Feinde erwirbt und was uns

gewöhnt, auf die kleinen Fehler und Eigenheiten Anderer mehr als billig zu achten und das Gute, das sie an sich haben, zu übersehen. — Ich finde überhaupt etwas Unedles darin, die kleinen Gewohnheiten und Schwächen unserer Nebenmenschen nachzuahmen, um sie (durch Uebertreibung, Karrikirung) lächerlich zu machen. Ich mag es nicht. — Ich bitte recht sehr, daß dieses Mittel, um bei der Gesellschaft für witzig, gescheut und unterhaltend zu gelten, hinfüro verschmäht werde.

Plus on vous verroit un copiste excellent,
Plus on penseroit mal de votre charactère.

Es liegt etwas Boshaftes darin, unsre Nebenmenschen so dem Gelächter preis zu geben.

Ich habe seit acht Tagen Schnupfen, Husten mit Brustschmerzen und die ersten Tage Fieber, hüte das Haus und hoffe, es ist vorüber. Ich kann aus Mangel an Geld keine großen Sprünge machen und sitze wie die Auster am Felsen. Meine Malzbäder mußte ich unterbrechen. —

Neulich sagte Jemand: es sei in Preußen eine neue Gans entdeckt, nämlich — die Arrogans (Arroganz).

Rudolstadt, am 24. September 1837.

Ich war einige Tage recht unwohl, eigentlich — vor Aerger, Verdruß und Sorge wegen B. des jüngeren, den ich zu meiner Hülfe und um Fräulein

von Bussche zu unterrichten habe hieher kommen laßen, der aber mistrauisch gegen mich, stumm und ganz verkehrt ist. Man sagt, er sei Hypochonder. Er will nun weg, will nicht mit mir bleiben, und thut das Alles auf eine für mich so verletzende Art, daß ich ihm wenigstens das feinere Gefühl absprechen muß. Er ist stumm gegen mich oder sagt mir nur drei, vier trockene, kalte Worte, obgleich ich noch vor wenigen Tagen eine volle halbe Stunde mit ihm sprach, aber keine Silbe zur Antwort erhielt, und seitdem weder mündlich, noch schriftlich ein Zeichen, ob er mich verstanden hat oder nicht. Ich finde das natürlich sehr ungezogen, und fürchtete ich nicht, daß er in seiner kranken Stimmung vielleicht etwas Aeußerstes wagte, so würde ich kräftiger mit ihm reden. Ich ließ ihn lange Kissinger trinken, er reitet, hat viel Zeit frei, ich suchte ihm das Leben angenehm und nützlich zu machen, aber es hilft nichts. Ich hoffe, er kommt als Lehrer in das Institut nach Keilhau.

Rudolstadt, am 29. November 1837.

Sie denken heute an mich, und so will ich denn auch Sie heute schriftlich begrüßen und für den letzten Brief danken. Ich bin die Antwort schuldig geblieben, weil ein angehender Singverein und Fräulein von Bussche's Stunden mir viele Zeit nahmen. Früher gab sie Becker, jetzt F. Schmidt, und da bin ich gern immer dabei, um selbst zu lernen und weil es wohl auch passender ist.

B. ist nun in Rüdenhausen bei Castell, bei dem andern Grafen von Castell. Er war hier sehr wunderlich und ich freue mich, daß er fort ist. Er wußte nicht, was er wollte. Und wollte er einmal etwas oder meinte er etwas, so äußerte er es wie ein ungezogenes Kind. Er ist etwas verkehrt geworden und die Welt muß ihn tüchtig striegeln, wenn er wieder in Ordnung kommen soll. Ich habe allen Mut und allen Einfluß verloren, halte mich also nun ganz passiv. — Ich wünschte ihn freier zu machen, aber sein steifes, ängstliches Wesen war ihm überall hinderlich. Dabei ist er aufs Aeußerste verschloßen und sagt nie ein zutrauliches Wort. Auch hat er ein trockenes Absprechen über Dinge, die er nicht versteht, welches ganz merkwürdig ist.

F. S. hat gewiß viel gelernt, ist aber noch ebenso eckig und trocken wie früher. Seine Stunden sind — bis auf einen beständig ungeduldigen, kratzigen Ton — sehr gut; aber sein Wesen ist nicht angenehm. Außerdem hat er seine alten Neigungen, Schulden zu machen u. s. w., nicht abgelegt.

Rudolstadt, am 18. Februar 1838.

Alle Ihre Berichte über Ihre Beschäftigungen, Kuren, Geldangelegenheiten u. s. w. nehmen meine Theilnahme sehr in Anspruch und ich danke dafür. Die Nachricht der Zulage freut mich an und für sich sowohl, als auch wegen der daraus zu ziehenden Folgerungen, daß man nämlich zu Ihnen Zutrauen ge-

winnt und deshalb in der Folge Ihr Wirkungskreis sich erweitern dürfte.

Was mich anbetrifft, so muß ich berichten, daß es mit meinem Haushalte ruhig und friedlich geht, was mir Zeit gibt, mich zu erholen. Nur Fräulein von Bussche ist eben in Folge einer Erkältung recht unwohl. —

Von der mir bewilligten Appanage erhalte ich noch immer keinen Deut. Wie das kommt, mag ein anderer begreifen. —

Wegen F. S. schreibe ich nicht gern; denn ich muß sagen: er hat wenig wahres und feines Gefühl. — — Daß er sich auch gar nicht rührt, um etwas zu verdienen, daß er dem Rat aller Vernünftigen, doch anzufangen etwas zu schreiben um bekannt zu werden, seine Lage zu verbeßern, seine Schulden zu bezahlen und vielleicht eine Stelle zu bekommen, stets von sich weist, das finde ich nicht nur halsstarrig und dumm, sondern auch gewißen- und ehrlos. — Er sagt immer, zu schreiben, um Geld zu verdienen, das ist unwürdig, und doch haben das ein Lessing, Schiller und andere große Geister zu Zeiten auch gethan. Dabei läßt er sich rasiren, statt es selbst zu thun, hat viele Bedürfnisse und denkt immer: Andere sollen und müßen ihm helfen.

Um ihn aufzurütteln, habe ich ihm endlich meine ganze Meinung gesagt. Darauf wurde er trotzig, ungezogen und grob und schrieb mir einen sehr ungeschliffenen, höhnischen Brief, den ich ihm am andern

Tage zurückgab. Er hat sogar gesagt, ich sei Schuld an allen seinen Verlegenheiten! Wie finden Sie das? — Er hat wirklich einen argen Dünkel und ist und bleibt — gemein, trotz aller aufgenommenen Kenntnisse von äußerlichen Sachen.

Rudolstadt, am 20. März 1838.

— — — Auf eine unbegreifliche Weise lebt S. in den Tag hinein, denkt nicht rückwärts und nicht vorwärts. — Ich habe leider die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn ich auf des Professor Habichts Empfehlung hin ihm fortgeholfen habe, gegen mein Gefühl und zwar mit bedeutender Mühe und mit Opfern, ich hätte beides viel beßer anwenden können, und beinah könnte ich bereuen, was ich gethan, wenn ich es nicht aus guter Absicht gethan. Er aber sieht alle möglichen schlechten Gründe, die ich wohl könne gehabt haben, ihm fortzuhelfen. Denn gute begreift er nicht, wie es scheint. — Er hat sich hier, besonders auch bei meinen Hausgenoßen so fatal gemacht, daß sie alle ihn nicht ausstehen können und ich ihn noch immer vertheidigen muß. —

Alle Todesfälle in Bückeburg sind sehr traurig. Der der guten Frau Langerfeldt hat mich sehr schmerzlich berührt und mit innerster Seelentrauer erfüllt. Wohl wenige werden außerdem so einwirken wie dieser Tod. —

Rudolstadt, am 6. Juni 1838.

Es ist recht traurig, wie man die Universität und die gelehrte Bildung hindurchgehen oder sie bloß äußerlich an sich bringen kann, ohne ihre veredelnde und bildende Wirkung zu erfahren wie F. S., denn er ist ganz der Alte geblieben, nur halsstarriger und anmaßender. Er verlangt viel von Andern und leistet selbst nichts, will nicht arbeiten, nur sich füttern laßen. Hier im Hause hatte er geäußert: er möchte jährlich nur 2000 Thlr. haben und gar nichts zu thun! — Dabei ist er außerordentlich furchtsam, scheut Kälte und einen Regentropfen wie die Katze, klatscht und klagt in der ganzen Stadt herum wie ein altes Weib. Nun ich bin froh, daß er fort ist. —

Am 19ten.

Ich lebe sonst hier sehr ruhig, aber an Reisen ist noch nicht zu denken. Ich zöge sonst sehr gern einmal südlich. Doch lebe ich ruhig und ohne täglichen Aerger. Man ist sehr freundlich gegen mich von allen Seiten.

Ernst Meier war einige Monate hier und ist nun nach Tübingen. Er ist Ewald gefolgt. Er ging am 5. Mai von hier fort und war am 17. dort, da er in Coburg, Würzburg und Stuttgart einige Tage blieb. — Ich habe mich geistig und gemütlich durch seine Gegenwart und durch sein ruhig vernünftiges Wesen ordentlich wieder etwas beruhigt und erholt von dem unvernünftigen und groben Benehmen, wel-

ches S. sich hier erlaubte. Aber ich bin nun seit 14 Tagen etwas matt. —

Herr Leo gibt jetzt an mich und Fräulein von Bussche die Stunden, die Schmidt gab, und ich muß sagen — vortrefflich, beßer und weit angenehmer als S., dessen Persönlichkeit dabei wahrhaft tyrannisch und oft ungezogen war. Herr Leo lehrt sehr gründlich, und es ist ein Vergnügen, bei ihm zu lernen.

Rudolstadt, am 19. November 1838.

Sie wollen mehr von meinem Leben wißen? Ja, ich finde, davon ist wenig zu sagen. Ich laße Sophien Stunden geben, nehme und gebe einige selbst, wo ich glaube, daß es nützen kann. — Dreimal Abends sind wir zwei bei den beiden Fürstinnen und lesen ihnen vor. Uebrigens suche ich, so viel ich kann, eine mir zusagende Geselligkeit einzurichten und habe dazu einen Gesangverein zusammengebracht, der schon am letzten stillen Freitag etwas aufgeführt hat, das für die Armen in der Gemeinde 46 Thlr. eingebracht hat. So lernt Sophie auch daran Vergnügen finden, am Singen und am Nützen. Ich muß mich übrigens sehr einschränken bei meiner Einrichtung und bin immer in Geldverlegenheiten, da ich für Andere eine solche Masse von Schulden gemacht habe, nämlich 12,000 Thlr.; dazu noch einige Tausend, die ich für meine ganz einfache Einrichtung in den letzten Jahren machen mußte. — Ich wollte, ich könnte etwas ver-

dienen. Das geht nun aber leider in meiner Lage nicht, sonst thäte ich es gleich. Indes für einen guten Zweck werde ich vielleicht etwas übersetzen. —

Mathilde Deckner ist bei mir, um sich für eine Stelle vorzubereiten. Bis Ostern oder Johanni findet sich wohl eine als Gesellschafterin oder bei Kindern.

In dieser meiner Lage, da ich fest sitze, haben mich nun einige Besuche sehr erfreut, z. B. vom Pastor Schoof und Lorent. Letzterer sagte mir auch, es ginge Ihnen gut und sehr gut. Ich wollte, Sie hätten es noch bestätigt. Außerdem interessirt mich im Augenblick sehr ein Besuch von einem Dr. Schmid, der 20 Jahr Missionär der evangelischen Gesellschaft in England für Ostindien war. Ich lernte ihn in Jena kennen und lud ihn ein. Nun ist er auf einige Tage hier und hat uns schon viel von den Indern und Tamulen erzählt.*)

Rudolstadt, am 26. April 1839.

Seit 3 Monaten bin ich unwohl und nun mit Gesichtsschmerzen im Bett. Ich habe zwei Aerzte und beide sind ganz verwundert über meinen eigenen langweiligen Körper. Ich soll immer heraus und dann

---

*) Wenn Frl. M. hieraus folgert, die Prinzessin habe sich für das Missionswesen sehr interessirt, so irrt sie. Sie meinte im Gegentheil, so gut die Idee einer Heidenbekehrung auch sei, so könne doch das Geld dafür beßer für die innere Mission bei uns verwandt werden.

bekomme ich jedesmal einen schlimmeren Rückfall. Dennoch wollen sie es nicht glauben. Nun hat mich Aconitum, das ich nicht vertrage, so krank gemacht und einige Schmerzenstage verursacht. Sie glauben es aber nicht, sondern müßen es erst probiren. — Im Juli soll ich nach Kissingen. —

Sie sehen mich freilich noch schwarz — in geistiger Hinsicht, trotz Ihrer sophistischen Weise, sich herauszuwinden. Denn wenn Sie meinen, ich hätte aus pädagogischen oder Vergnügungs=Gründen (!?!) Jemand (F. S.) Jahre lang in Not gebracht, so trauen Sie mir entweder verrückte oder schlechte Absichten zu, während doch seit 12 Jahren, wo er sich stets in Not stürzte, ich ihm immer wieder heraushalf. Daß man in der Welt aber so beurtheilt wird, ist nichts Neues. Beinah könnte ich meine Gutmütigkeit bereuen, wenn es nicht gegen meine Grundsätze wäre, etwas zu bereuen, was ich gut meinte, auch wenn es Andern nichts hilft.

Rudolstadt, am 27. Mai 1839.

Mein Kranksein war Unthätigkeit der Verdauung, dann Rheumatismus, Schwitzen. Da mich nun die Aerzte immer aus dem Bett an die Luft schickten, hat es sich erst auf die Brust, dann auf die Beine geworfen. Seit ich mich nun selbst auf Birkenblätter gebettet und innerlich eine ältere stärkende Arzenei nehme von Valeriana, Chinin und Orangenextract, geht es beßer und ich kann gehen. — Obgleich ich ganz

steif und lahm war, wollten mir die Aerzte nichts mehr geben. Da kam Pfingsten und die Birkenblätter, und ich probirte es für mich. Nun hinterher wird Kolumbus und sein Ei als eine bekannte Sache gelobt. Das geht so. — Leben Sie wohl!

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

zur Freude von
Karoline.

Rudolstadt, am 24. März 1840.

Wahrscheinlich werden Sie in Gotha mit der Post auf Weimar müßen, da Sie sonst in Gotha 1½ Tag auf hier zu warten genötigt wären. Da möchte ich Sie bitten, in Weimar Emil Dassel aufzusuchen, der Hauslehrer bei dem einzigen Sohne eines Herrn Hagenbruch ist. Er war sonst immer wohl, hat aber vor 3 Jahren einen jungen Plank aus Göttingen, der beim Baden in der Saale bei Jena untergegangen war, aus dem Waßer heraufgeholt. Er war schon im Weggehn begriffen, hört schrein, läuft hin, springt angekleidet ins Waßer und wird von dem Andern, der ihn fest umklammert, wieder in die Tiefe gerißen. Endlich gelingt es ihm, sich los zu machen. Er kommt an die Oberfläche, wo eine Fähre ihn aufnimmt und er ohnmächtig hinfällt. (Plank ist dann

auch gerettet.) Seit der Kälte und dem Schrecken blieb ihm ein Widerwille vor dem Waßer und häufig eine große Angst und Beklemmung in der Magen-Gegend. Er kann sich nie satt eßen und hat lange nicht ordentlich arbeiten können. Nach jenem Unfalle ist nichts geschehen, kein Aderlaß oder dergleichen. Ich glaube, es sind Nachwehen, und habe ihn auf Sie vertröstet. Er wollte hieher kommen. Da Sie nun aber doch auf Weimar müßen, ist es beßer, wenn er dort bleiben kann, da er eben erst um eines Freundes willen lange abwesend war.

Rudolstadt, am 25. März 1841.

Da ist wieder Einer aus unserm Schaumburger Bunde geschieden. Leopold, Stüver, und nun auch K. Meier! Wahrlich, alle Drei vorzügliche Menschen. Ernsts Brief, der mir den letzten Verlust meldete, hat mich wahrhaft erschreckt. Ich war wie vom Blitz getroffen. — Die liebe junge Frau! —

Rudolstadt, am 10. December 1841.

Es ist doch gut, daß man einen Geburtstag hat, da denken die fernen Freunde an uns und schreiben. Eben erhalte ich denn auch Ihren Brief aus Rom. Gottlob, daß es beßer geht und ich einen Brief habe. Ich bin es so wenig gewohnt, von Ihnen gar keine Mittheilung zu erhalten, daß ich mir im Anfang November das Allerschlimmste gedacht habe.

Nun ist also das schöne Rom auch wohlthätig für

den Körper in diesem Falle. So ist es mir noch lieber als vorher. Ich wollte nur, Eisenbahnen und Luftballons wären noch weiter, als sie es sind und in 5—6 Jahren sein werden, dann käme ich auch und sähe einmal selbst zu, wie es geht. — Es freut mich nur, daß Sie sich in den Erwartungen, das Klima betreffend, nicht getäuscht haben, und will hoffen, daß die in Italien sehr empfindliche Kälte Sie nicht wieder ganz zurückwirft. Darum möchte ich, Sie fänden und sprächen einen deutschen Arzt, der länger in Italien gewesen ist und die Wirkung des Klima's aus Erfahrung beßer kennt, als Sie. —

Professor Imhof unterstützten Herr von Möller und ich 10 Jahre auf die Bitte des Dr. Ebel. Er war dann als Bildhauer mehre Jahre in Athen. Doch seine Gesundheit ertrug das Klima nicht, weshalb er nach Rom zurückkehrte. Er ist aus Bürglen, demselben Orte wie Wilhelm Tell. Der kleine Gipskopf vor mir ist von ihm gefertigt. Er blieb immer höchst dankbar und schreibt mir noch zuweilen.

Legationsrat Kestner, seit mehren 20 Jahren in Rom, ist ein großer Kunstfreund und Kunstkenner, hat schöne Sammlungen und ist ein gefälliger Mann. Seine Mutter war die Lotte in Göthe's Werther. — Auch an Dr. Abeken wollte ich Sie empfehlen oder empfehlen laßen. Die Eltern waren lange hier. Aber nun kennen Sie ihn schon. Er gab meinem Neffen Adolph vor zwei Jahren Stunden, als derselbe in Rom war. Er war auch vor einigen Jahren hier

bei der Fürstin-Mutter, die ihn als sehr gescheut und interessant schildert. —

Nun möge der schöne Himmel Italiens mit seinen vielen historischen Erinnerungen Sie erfreuen und stärken in jeder Hinsicht. — Denken Sie auch dort an

K. P. z. S.-L.

Rudolstadt, am 6. November 1842.

Es geht Ihnen also beßer, lieber Freund! Gottlob, daß das Schleimfieber nicht schlimmer geworden ist. Ich kann mich nur nicht beruhigen, daß Sie nicht wieder nach Italien gegangen sind. Ich hörte immer, zwei Winter in Italien oder im Süden wären nötig, und hörte auch, die Aerzte hätten es für Sie verordnet. Nun kommt noch dazu der Winter so früh. Hier ist Alles schon weiß, und Tübingen liegt hoch.

Sie hätten ja gewiß wieder Urlaub erhalten, und die Mittel hätten Ihnen nie gefehlt. Darauf konnten Sie rechnen. Ihr Leben und Ihre Gesundheit ist ja allen Ihren vielen Freunden zu theuer. Wenn es möglich wäre, wollte ich, Sie entschlößen sich noch dazu, oder gingen nur an einen wärmeren Ort wie Baden-Baden oder Wiesbaden, wo warme Quellen sind und die Luft milder.

Ich höre von Malchen, Sie trinken Thee von isländischem Moos. Da muß ich wieder mich ärztlich oder haushälterisch einmischen mit ungefragtem guten Rat.

In einem hiesigen landwirtschaftlichen Blatte stand vor einigen Jahren eine sehr vernünftige Abhandlung über das isländische Moos und seine Zubereitung. Der Schreiber meinte, die Bitterkeit des Mooses sei mehr Schmutz, der von Insekten u. dergl. herrühre. Recht gesäubert, 24 Stunden lang in kaltes und kochendes Waßer gelegt, verlöre es diese widerliche Bitterkeit, ohne daß seine heilende und nährende Kraft abnähme, und würde dann sogar ein gutes Nahrungsmittel der ärmeren Klasse liefern. — Herr von Möller verordnete immer nur den Gallert, nicht den Thee, der den Magen schwächt und bei dem man hauptsächlich jenen bittern Schmutz zu trinken bekommt.

Fräulein von Bussche ist mit einem preußischen Offizier, einem Herrn von Salisch, einem sehr ordentlichen und charakterfesten Mann, glücklich verlobt.

Ich habe viel Besuch und erwarte nun auf 14 Tage die Signora de Fabris, die nach Altenburg geht. — So geht der Winter hin. — Ich lerne wieder Allerlei, gebe einige Stunden und suche zu nützen. Freilich, wie in Bückeburg ist es nicht. Aber das läßt sich nicht ändern, und so muß man sich darein finden. Zum Nutzen muß es sein, indem ich so vielleicht bescheidener bleibe. Gott laße Sie bald genesen, zur Freude von K. P. z. S.-L.

Rudolstadt, am 21. Oktober 1842.

Mit unbeschreiblichem Bedauerm habe ich gestern aus einem Briefe von Ernst Meier erfahren, daß es Ihnen

seit einigen Wochen wieder weniger gut geht, und nun noch ein anderes Unwohlsein hinzugetreten ist. Ich wurde gleich angst und besorgt für Sie, als nach der großen Hitze so schnell die Kälte eintrat, und fürchtete, die Reise würde Ihnen schaden. — Sie hätten noch müßen in wärmeren Ländern bleiben; sie waren noch nicht stark genug für das hochliegende Tübingen. Wenn Sie nur schnell wieder über die Alpen fliegen könnten! Der Rat Ihrer Freunde, in Italien noch zu bleiben, war kein so übler.

Ich war eben, ehe ich zu schreiben anfing, in meinem Garten, und da blühte gerade ein italienisches Veilchen wieder. Ich lege es ein. Könnte es Ihnen doch italienische Luft bringen. Meine herzlichsten und besten Wünsche trägt es Ihnen zu.

Sie haben den Leg.-R. Kestner in Rom, wie es scheint, nicht recht leiden mögen, besonders wegen der politischen Farbe des Landes, aus welchem er stammt. Allein bei seinen Kunststudien und Kunstsammlungen kümmert er sich wohl wenig um Politik, um die vorübergehende Politik seines Vaterlandes. Er schrieb mir ohnlängst, entschuldigte sich sehr, durch mancherlei Störungen abgehalten, mir erst jetzt zu antworten. Vor meinem Briefe habe er Sie schon bei dem Herzog von Mecklenburg-Strelitz gesehen, und durch meine Empfehlung habe nun Ihre Bekanntschaft ihn noch mehr interessirt. — Sein Urtheil über Sie hat mich so gefreut, daß ich es doch herschreiben muß. Es sei, sagt er, eine solche Reinheit, Festigkeit und Humanität über Ihr

ganzes Wesen ausgegoßen, daß es einen Jeden interessiren und Vertrauen einflößen müßte.

Möge dieß Urtheil Sie nicht ungeduldig machen. — Wenn Sie Musik wünschen, so sagen Sie Ernst, Ihnen das Lied vom getreuen Herzen vorzusingen. Ich habe es ihm neulich geschickt. Wenn er es gesungen und es gefallen hat, so fragen Sie weiter*).

Gott gebe Ihnen Kraft, Mut und Gesundheit zur herzlichen Freude von

K. P. z. S.-L.

Rudolstadt, am 15. December 1842.

Ihren Brief vom 7. bnu 12. December habe ich heute zu meiner großen Freude erhalten und danke Ihnen herzlichst, lieber Freund, daß Sie mir selbst wieder von Ihrem Befinden Nachricht gegeben haben. Ich wünsche und hoffe jetzt vor Allem, daß zu der Ihnen von den Menschen verliehenen ordentlichen Professur nun der liebe Gott Ihnen auch — nicht den Verstand zum Amte gebe, denn der ist wohl da —, sondern die ordentliche Gesundheit. Ich freue mich, daß Sie ein Instrument gemietet haben, und bedaure nur, daß Ihre Schwester nicht spielt. E. M. kann Ihnen zuweilen vorsingen. Er hat jetzt freilich einen heftigen Verdruß und Kummer gehabt, den er wohl nicht mittheilen mag und der ihn wohl etwas zu Hause gefeßelt hält. Er hat sich

*) Es war eine Komposition der Prinzessin; vgl. S. 33.

in Menschen getäuscht, welche er für beßer gehalten, als sie es sind, und die ihn hintergangen haben. Diese unangenehme Erfahrung hat er schon einmal mit einem Freunde gemacht, da er sich ganz in ihm getäuscht fand. Sollte er Ihnen nichts sagen, so erwähnen Sie es nicht, natürlich. Ich fürchte nur, es greift seine Gesundheit wieder an.

In Bückeburg ist der Marstall abgebrannt, aber Gottlob kein Haus weiter, und kein Menschenleben ist dabei zu beklagen. Auch sind die Pferde gerettet. Indes dauerte der Brand die ganze Nacht.

Ich muß schließen, wünschend, daß diese Zeilen Sie noch vorgeschritten in der Genesung finden mögen und bin und bleibe mit innigster Theilnahme und Freundschaft

Karoline P. z. S.-L.

Rudolstadt, am 8. Februar 1843.

Sie sind noch immer so leidend, wie mir Ihre gute Schwester Malchen schreibt, lieber Freund! Ich bin ganz betrübt, daß ich nichts zu Ihrer Erleichterung und Erheiterung beitragen kann. Könnte ich Sie nur wenigstens besuchen! Vielleicht könnte ich Ihnen durch Musik manche Stunde verkürzen. Ernst Meier war nun auch krank. Es ist ein stürmisches, böses Jahr, wie es scheint, allenthalben.

Ich bin Ihrer Schwester sehr dankbar, daß sie mir an Ihrer Stelle schreibt. So erfahre ich doch,

wie es Ihnen geht. Ich kann mich so lebhaft in Ihre Lage versetzen und mir denken, wie die Ungeduld, so unthätig zu sein, Sie quälen muß.

Ich bin diesen Winter so ziemlich gut durchgekommen. Die Schwefelbäder haben mir gut gethan. Sie hätten den Winter wieder nach Italien gehen sollen. Hätte ich es nur gekonnt, ich hätte Sie gewiß abgeholt. —

Ich habe wieder einen kleinen Singverein; denn seit vorigem Jahre war Alles auseinander. Krankheit und verschiedene Unannehmlichkeiten hatten Alles gestört. Eine kleine Probe haben Sie hier noch erlebt. — Daß der dankbare Ahrens mir geschrieben und Bücher geschickt hat, wißen Sie doch.

Möchten diese Zeilen Sie etwas beßer finden: Gott beschütze Ihr Leben!

K.

Rudolstadt, am 10. Juni 1844.

Es geht mit Ihnen noch immer nicht beßer, lieber Freund, wie mir Ihre Schwester schreibt. Wie soll ich Ihnen sagen, wie sehr mich Ihr Zustand beschäftigt und wie leid er mir thut! — Wie innig bedaure ich, in der Ferne nichts, auch gar nichts thun zu können. Aber ich bewundere Ihre Geduld und Geistesstärke bei so schwerer Prüfung.

Ich fühle meine Nichtigkeit so ganz bei dem elenden Worte, was doch nichts vermag. Ich möchte so gar gerne helfen, und kann doch nichts thun.

Gott weiß allein, wozu das Alles gut ist, daß Sie in Ihrer Wirksamkeit so lange gestört werden. Uns ist ja so vieles dunkel! und festes Vertrauen nur bleibt uns übrig. — —

Leben Sie wohl für heute! Könnte Ihre Schwester mir bald sagen, daß Sie weniger leiden! Meiner ganzen Theilnahme bleiben Sie gewiß; denn nah und fern bin ich dieselbe.

Karoline.

Am 24. Juli 1844 starb Heermann in Rom, wie schon oben angegeben worden. —

Noch ein anderes, der Prinzessin sehr nahe stehendes Leben, das meines Bruders Karl Meier, endete ebenfalls bei ihren Lebzeiten und versetzte sie in lange, tiefe Trauer. Gerade diejenigen, von denen sie am meisten gehofft, sah sie mitten im schönsten Wirken vor sich ins Grab sinken.

Obwohl ich glaube, vollkommen unparteiisch über meinen seligen Bruder urtheilen zu können, so laße ich doch lieber einen Andern über ihn reden und schalte folgenden bereits gedruckten Lebensabris desselben hier ein.

„Friedrich Karl Meier ist geboren am 11. August 1808 in dem Schaumburgischen Dorfe Rusbendt, wo sein Vater Schullehrer war. Vorgebildet von dem Vater und von dem Pastor Rauschenbusch zu Meinsen, konnte er 1822 das Gymnasium zu

Bückeburg beziehen. Dem Wunsche seines Vaters gemäß wollte er sich dem Schulstande widmen; aber das Seminar zu Bückeburg war damals so überhäuft, daß mehre Versuche um Aufnahme in dasselbe vergeblich waren.

Das Lob seines Fleißes und Betragens machte die Prinzessin Karoline zu Schaumburg-Lippe aufmerksam auf ihn. Sie nahm sich seiner wohlwollend an und versprach ihm, ihn studiren zu laßen. 1824 nahm ihn der Prorektor Meyer in sein Haus und vertraute ihm die Aufsicht über die übrigen Zöglinge an.

Als er 1828 das Gymnasium verließ, sagte ihm das Schulkollegium in seinem Zeugnisse: ‚Sein Abgang vom Gymnasium geht uns sehr nahe; er war selbst für die fleißigsten und besten Zöglinge ein Muster der Nachahmung.'

Er studirte hierauf zwei Jahre bis Ostern 1830 in Göttingen Theologie, woneben er sich vorzüglich mit dem Studium Fichte's beschäftigte, auch eine Zeitlang sich an Krause anschloß, und bis Michaelis 1831 in Heidelberg, wo er als Dr. der Philosophie promovirte und sich hierauf als Privatdocent für Theologie in Jena habilitirte. — 1834 bis 1835 unternahm er, unterstützt von der oben genannten hohen Gönnerin, eine wißenschaftliche Reise nach Oestreich, Italien und der Schweiz, zunächst um für seinen Savonarola zu sammeln. —

Bald nach seiner Zurückkunft wurde er zum außer-

ordentlichen Professor in Jena ernannt und erhielt im Sommer 1836 einen Ruf als Ordinarius nach Zürich und Gießen zugleich, welchem letzteren Rufe er folgte.

Seine früheren Schriften: Versuch einer Transsubstantiationslehre 1832; Commentar zum Brief an die Epheser 1834; Savonarola, aus großen Theils handschriftlichen Quellen dargestellt, 1836, — sind dem Leser bekannt. Ein Lehrbuch der Dogmengeschichte erschien 1840 (zweite Auflage, bearbeitet von Dr. Gustav Baur, 1854).

Er starb am 13. Februar 1840 am Typhus, 31½ Jahr alt.

Gern laßen wir aus einer uns vorliegenden Skizze von Freundes Hand noch einige Züge zu seiner Charakteristik folgen:

„Was ihn vielleicht verhinderte, im strengen Sinne des Wortes ein großer Gelehrter zu werden, machte ihn als Mensch liebenswürdig: — die allgemeine, harmonische Ausbildung seines Wesens. Seine Kenntnisse im Gebiet der Musik waren nicht unbedeutend; er übte diese Kunst mit Sinn und Geschmack, nach der italienischen Reise vorzugsweise dem älteren italienischen Kirchengesang zugewendet, ihn mit Anderen ausübend. Ebenso lebendig war sein Interesse für Skulptur und Malerei, und derselbe Ernst, der in Allem ihn beseelte, was er ergriff, ließ jede Anschauung des Schönen in sein tiefstes Leben übergehen. Bei großer Empfänglichkeit nach allen Seiten, war er durch trübe Erfahrungen nach Außen verschloßen geworden und

zu reizbar. Doch gewann in der späteren Zeit in Gießen, wo seine äußere Lage und sein Wirkungskreis sich günstig gestellt hatte, auch sein häusliches Glück vollkommen begründet war, sein Geist schnell an Kraft und Frische. —

In der äußern Erscheinung fein und zart, besaß er eine eiserne Festigkeit für das, was er als wahr und recht erkannte. Gegen seine näheren Freunde war er offen, streng, wahr und zuverläßig im höchsten Sinne.'"

Den ersten Anlaß zur Bekanntschaft meines Bruders mit der Prinzessin Karoline gab eigentlich der schon mehrfach erwähnte Hofrat Dr. Faust. Mein Bruder hatte wöchentlich einen Freitisch bei ihm, wobei denn unter Anderm auch öfters das Gespräch darauf kam, daß das Schullehrer-Seminar für meinen Bruder verschloßen sei. Faust war kein Freund des Studirens und versuchte lange Zeit meinen Bruder zu einem Handwerk zu bereden. Auch dazu, meinte er, gehöre ein guter Kopf, und um die Handwerke zu heben, müßten gerade tüchtige Köpfe sich ihrer annehmen. Indes ließ mein Bruder die Lust am Lernen sich nicht verleiden, worauf Faust die Aufmerksamkeit der Prinzessin auf ihn lenkte, die alsdann, nachdem sie von seinen Lehrern das beste Lob über ihn vernommen hatte, sich alsbald thätig seiner annahm. Sie besuchte später einige Male meine Eltern

in Meinsen, eine kleine Stunde von Bückeburg entfernt, und zwar zu Fuß, bei welcher Gelegenheit ich selbst zuerst die hohe Frau kennen lernte.

Sie wünschte, daß ich ebenfalls schon damals unter ihrer Leitung und Oberaufsicht das Gymnasium in Bückeburg besuchen möchte. Allein mein Vater, der grundsätzlich gegen ein zu frühes Beginnen von gelehrten Studien war, entwickelte ihr seine Gründe, weshalb er wünsche, daß ich erst bei ihm konfirmirt werden dürfe, bevor ich die alten Sprachen erlerne: Gründe, deren Gewicht der Prinzessin einzuleuchten schienen, worauf ich dann erst zu Ostern 1827 das Gymnasium in Bückeburg bezog.

Von der Zeit an gab sie mir wöchentlich ein paar Sing- und Klavierstunden; und im nächsten Jahr, als sie durch den Abgang Heermanns und meines Bruders mehr freie Zeit bekommen, auch Französisch. Später las ich mit ihr Fichte's Reden über das Wesen des Gelehrten, die kleinen Schriften von Cajetan von Weiller, zeichnete bei ihr theils nach der Natur, theils nach Vorlagen u. dergl.

In jenen ersten Jahren war sie unermüdet thätig. Im Sommer gab sie mir gewöhnlich schon früh von 6—7 eine Stunde, indem ich ihr Deutsch, besonders aus Fichte's populären Schriften vorlas; dann frühstückte ich in der Regel mit ihr und begleitete sie auf einem kleinen Morgenspaziergange. Heimgekehrt, erwarteten sie bereits andere Schüler und Schülerinnen, und so ging das fort bis 12 Uhr, worauf sie bei

gutem Wetter wieder ein wenig an die Luft gieng oder auch einen Besuch abstattete.

Auch die Nachmittagsstunden waren meist mit Unterrichtgeben ausgefüllt, wobei sichs dann öfters traf, daß verschiedene Gegenstände zu gleicher Zeit in ihrem Zimmer gelehrt wurden. Da saß z. B. an einem Tische der Maler Stüver mit 3—4 Schülern, die zeichneten; am Klavier saß ein Anderer und übte eine Sonate ein oder spielte Fingerübungen; an einem anderen Tische saßen ein paar und arbeiteten ihre Generalbaß-Uebungen aus, während die Prinzessin selbst theils las oder schrieb, auch wohl einen Besuch annahm, und dann von Zeit zu Zeit die Runde machte und die Leistungen kritisirte. Diese Art des gemeinsamen Arbeitens hatte anfangs etwas Störendes; man mußte sich daran gewöhnen. Der Prinzessin aber war es bei einer solchen vielseitigen Geschäftigkeit immer ganz wohl.

Selbst die Abende waren mehrmals in der Woche mit bestimmten Beschäftigungen ausgefüllt. An einem Abend z. B. wurde Italienisch gelesen (lange Zeit war der Dienstag Abend dazu festgesetzt), an einem anderen Spanisch; am Sonntag Abend war gewöhnlich ein kleines Quartett bei ihr, wobei ihre Schüler mitwirken mußten. Außerdem wurden hier kleinere Gesangstücke vorgetragen. Die große Singprobe für Oratorien fand wöchentlich an einem Nachmittage statt.

Bei dieser Thätigkeit begreift man kaum, wie sie noch Zeit fand zu dem sehr ausgedehnten Briefwechsel,

den sie theils in verschiedenen freundschaftlichen und Geschäfts-Angelegenheiten, theils mit ihren abgegangenen Zöglingen selbst, oder in deren Interesse mit Andern führte, um sie hie und da zu empfehlen, ihnen Vortheile, Stipendien u. dergl. zu verschaffen. Sie klagt daher auch öfters in ihren Briefen, um ihr langes Schweigen zu entschuldigen, daß wohl noch 40—50 andere Briefe dalägen und auf Antwort warteten. Nicht selten nahm sie dann die Nacht zu Hülfe, freilich nicht zum Vortheil ihrer Gesundheit. Wenn sichs um das Beste Anderer, nicht bloß ihrer Schüler und Pfleglinge handelte, so war ihr kein persönliches Opfer zu groß, und sie hatte dann immer eine reine, wahrhaft kindliche Freude, wenn es ihr gelungen war, irgend ein gutes Werk zu Stande zu bringen.

Eine wohlthätige Unterbrechung und Erfrischung bildeten die kleinen Reisen, die sie alle paar Jahre sich erlaubte. Namentlich besuchte sie gern die Hochschulen, wo Zöglinge von ihr studirten, wie Göttingen, Jena, Würzburg, Heidelberg, und unterließ dann nie, die namhaftesten Professoren zu besuchen und ihre Schützlinge ihnen zu empfehlen, was sie übrigens in der Regel schon schriftlich gethan hatte, sobald sie die Hochschule bezogen.

Eine besondere Vorliebe hatte sie dabei für alle naturwißenschaftlichen Studien und hielt darauf, daß ihre Zöglinge auch eine Vorlesung über Physik, Chemie und Botanik hörten; denn die allgemein-menschliche Ausbildung, die harmonische Entwicklung aller Seelen-

kräfte, stand ihr höher, als die einseitige und vielleicht zur Meisterschaft gebrachte Kultivirung eines einzelnen Talentes. Erst kommt der Mensch und dann der Gelehrte, pflegte sie zu sagen. Zur allgemein-menschlichen Bildung gehörte aber nach ihrer Ansicht auch eine Kenntnis der Natur und ihrer Kräfte.

Sie selbst hatte nicht nur eine besondere Vorliebe, sondern auch ein entschiedenes Talent für naturwißenschaftliche Fächer; namentlich wäre sie unstreitig ein tüchtiger Arzt geworden, wenn sie Medicin studirt hätte, während jetzt sich diese Anlage nur durch einen unwiderstehlichen Drang zum Medikastriren offenbaren konnte. Aber sie that dieß mit entschiedenem Glück und mit viel Geschick.

Ihr Arzt, dem sie ganz vertraute und von dem sie ihre medicinischen Kenntnisse hauptsächlich gelernt hatte, war der geniale, tiefblickende Herr von Möller aus Minden, in der Nähe von Bückeburg gelegen, ein Heilkünstler im wahren Sinne des Wortes, wie man wenige findet. Er starb hochbetagt 1842. Seine Recepte, die sie selbst immer abschrieb, studirte und wie ein Heiligthum verwahrte, dienten ihr auch später, als sie in Rudolstadt ihn nicht mehr konsultiren konnte, immer gewißermaßen zum Maßstab der Beurtheilung für das, was man ihr verordnete. Da hatte denn ihr Arzt freilich einen schweren Stand und es gehörte viel Takt und Selbverläugnung dazu, hiebei gut mit ihr auszukommen. Da hieß es: „der Herr von Möller hätte mir das und das gewiß nicht verschrieben, hätte mir das

nicht erlaubt, hätte mir dieß dagegen verordnet", und selten blieb auch ein Recept für sie unabgeändert; es mußte etwas gestrichen und Anderes dafür hinzugefügt werden, bevor es in die Apotheke wanderte.

Bei kleineren Unpäßlichkeiten verordnete sie sich selbst gewöhnlich eine Arzenei und ebenso auch nicht selten für ihre nächsten Zöglinge. Oft waren diese Mittel ganz unschädlich und eigentliche Hausmittel. So ließ sie z. B. bei nervösem Kopfweh während der Nacht frische junge Weintraubenblätter um die Stirn und Schläfe binden: ein Mittel, das vielfach vortreffliche Dienste leistete. Im Winter nahm sie weiße Kohlblätter dazu, die ähnlich wirkten, obwohl nicht ganz so kräftig wie die Weinblätter.

Ueber den Gebrauch von Birkenblättern bei rheumatischer Steifheit und Lähmung vergleiche man den Brief an Heermann S. 158.

Ein anderes Hausmittel, das sie ebenfalls dem Herrn von Möller verdankte, möge in ihrer ausführlichen Beschreibung hier mitgetheilt werden.

Sie schrieb am 18. Januar 1841 aus Rudolstadt an Professor Heermann in Tübingen:

„Nun haben Sie auch Blut ausgeworfen! Das thut mir sehr leid. Aber Sie nehmen sich gewiß nicht genug in Acht.

Wenn ich etwas vorschlagen dürfte — obwohl Sie sonst verachten, was ich vorschlage und mich auslachen; aber auch auf diese Gefahr hin will ich es doch wagen. Vielleicht verachtet der stolze Arzt dieses Mal in

eigener Not ein Mittel nicht, welches der Laie nur durch einen Arzt oder eigentlich durch zwei Aerzte kennen lernte. Es ist folgendes:

Sobald im Frühjahr die Brennneßel (die gewöhnliche Neßel) zu haben ist, wird die Pflanze Morgens vor Sonnenaufgang gesammelt und ausgepreßt, anfangs täglich 2—3mal löffelweise dieser Saft genommen, bis man Morgens nüchtern eine Tasse und des Nachmittags um 4 oder 5 Uhr wieder eine Tasse voll vertragen kann.

Dieselbe Neßel wird ganz fein geschnitten und in ein Kräuterkissen genäht auf der Brust getragen.

Als ich noch in Bückeburg war, diente auf dem Marsch-Vorwerk, wohin ich jeden Morgen mit meiner Nichte Mathilde gieng, um Milch zu trinken, ein Knecht, den die Aerzte wegen heftigen Blutspeiens schon ganz aufgegeben hatten. Er that nur ganz leichte Arbeit, indem man ihn schonte, sah erbärmlich aus, und Jedermann hielt dafür, daß er in einigen Wochen sicher sterben werde. Er brauchte nun das obige Mittel 6 Wochen lang, und dann war und blieb er wohl. Er wiederholte es jedes Jahr und bekam die 4 Jahre, die ich ihn dort noch sah, nie wieder Blutspeien, gieng mit den auf Eseln reitenden Kindern auf die Berge, lief mehre Male, wie ich gesehn, recht stark, ohne daß es ihn angriff oder ihn unwohl machte.

Im Winter kann man solche Brennneßeln getrocknet in der Apotheke haben und dann theils solche Kissen

davon machen, theils den Thee davon kalt trinken, bis frische Neßeln da sind.

Herr von Möller brauchte diese Neßeln ferner bei allen heftigen Blutungen zum Stillen des Blutes, und zwar mit dem besten Erfolge. So wird z. B. die Krone der Pflanze zerquetscht auf eine Schnittwunde oder einen starken Blutegel-Biß gelegt, wenn die Wunde bei allen andern Mitteln sich nicht schließen will. Bei Nasenbluten wird es gehackt auf den Kopf gebunden. Ich habe es bereits mehren jungen Leuten, die daran litten, wochenlang des Nachts auf den Kopf binden laßen. Ferner läßt Herr von Möller dieß Mittel bei allen Verblutungen des Unterleibes auflegen, und wenn der Patient herumgeht, muß er ein solches Neßel-Kissen auf Kreuz und Leib tragen.

Er sagte mir außerdem noch, er habe nie eine stopfende oder sonst irgendwie schädliche Wirkung davon bemerkt. Er selbst habe das Mittel von einer alten Frau kennen gelernt und es vortrefflich gefunden. — Viele meiner Bekannten haben es brauchen müßen. Ueber die glückliche Kur jenes Knechtes hatte er eine solche Freude, daß er ihn zu sehen und zu sprechen wünschte.

Bei Frauen im Wochenbett gebrauchte er das Mittel immer, wenn etwas der Art eintrat oder zu befürchten war, und dann ließ er die Brennneßeln zerhacken und auf den bloßen Leib legen oder nur ein dünnes Leinentuch dazwischen, weil sie zuweilen noch etwas

brennen. Ich habe schon merkwürdige Kuren dadurch erlebt.

Die meisten Aerzte wollen davon nichts wißen. Ich habe es Starke gesagt, der hat es hier bei Professor Sommer sogleich, aber mit andern Mitteln, angewendet. Professor Sommer, der sehr an Blutspeien litt, ist wohler seitdem." *)

Die Gesundheitspflege und guten Ratschläge bei Krankheitsfällen füllen auf die Art manche Seiten ihrer Briefe. So schrieb sie z. B. an den Professor Heermann am 30. August 1841:

„Ich habe Ihres Auftrages wegen mit Starke (in Jena) gesprochen. Den Brief gab ich ihm zum Lesen, um deutlich seine Meinung zu erfahren. Er hat mir gesagt, das dortige Krankenhaus (in Tübingen) sei ohne und gegen seine Ansicht so gebaut. Erst als es fertig gewesen, sei er gefragt worden. Da habe er dann seine Ansicht in einer Schrift, die Sie haben könnten, niedergelegt. Er könne nach Ihren Fragen so im Allgemeinen gar nichts sagen. Wollten Sie über einzelne Punkte seine Ansicht wißen, so möchten Sie diese namhaft machen, er würde sie dann gern beantworten.

Weiter fragte ich ohne Auftrag nach seiner Meinung wegen Ems. Er ist vollkommen der Ansicht, daß Sie nach Ems gemußt hätten und noch jetzt durch-

---

*) Schon Galen verordnete den Saft der Steinneßel gegen Blutungen.

aus dahin müßten, da es für alle Kehl-Leiden ein Hauptbad sei. Die Angst vor dem Schwitzen sei gar kein Grund. Erst könne man das Waßer kühl werden laßen, in kleinen Gaben trinken, kühl baden u. s. w. Für die Heilung der Kehle, für Husten und Heiserkeit sei es einzig, und er hoffe, da nun Ferien wären, Sie noch dort zu sehen. Er bringt nämlich seinen 16jährigen Sohn dorthin, freilich mit wenig Hoffnung. In Folge wiederholter Lungenentzündungen ist er heiser, gebückt, matt, mit Nachtschweißen arg geplagt und scheint zehrend zu sein.

Ich hoffe Starke's Meinung hilft mehr bei Ihnen, als die meine. Er meint Ems und nicht Pisa passe für Sie. Versuchen Sie es doch unter seiner Anleitung, sonst bin ich ganz untröstlich."

Noch ein früherer Krankenbericht vom 23. Juli 1832 an Dr. Heermann möge hier Platz finden:

„Sie werden meinen Bericht über Bertha K. erhalten haben. Das Fieber war wieder täglich zweimal da und solche unruhige Nächte, daß sie am Ende um Opium gebeten, um nicht so schlaflos zu sein oder beim Schlafen so schreckliche Träume zu haben. Dr. Leopold war zu allerlei andern Mitteln übergegangen, als Cinchonin — wie ich glaube —, einer Art China-Präparat, um, wie er gestern sagte, noch einen Versuch zu machen, ehe er zu den Metallen schritte.

Gestern hatte nun die Mutter den Herrn von Möller wieder bitten laßen; er kam gegen Abend und kehrte zur Angustura zurück. Die Cinchonin — sagte er

mir — sei vor 25 Jahren sehr angepriesen worden; er habe sie damals auch gebraucht, aber mit sehr wenig Erfolg, und er glaube daß sie auch hier wenig helfen werde. Ihm sei jenes Gummi mimos. stets bei weitem nützlicher und wirksamer gewesen. — Von einer Kalbsfüße-Gallerte, die Bertha nehmen sollte, anstatt Leim, der eigentlich genommen werden sollte, glaubte er, sie würde nicht viel helfen und die häufige Uebelkeit nur vermehren. Gutes Fleisch, Gemüse und ein wenig Obst ist ihr erlaubt, auch säuerliche Speisen, da sie immer Verlangen hat nach etwas Sauerm, was ihr aber Dr. L. nicht erlauben wollte."

Bei der Vorliebe, mit der die Prinzessin den ihr näher stehenden gern etwas verordnete, war sie jedoch weit davon entfernt, Jemand mit Medicin zu überschütten, sondern hielt dafür, daß Bewegung in freier Luft und eine einfache gesunde Lebensweise die beste Arzenei für alle Uebel sei. Sie selbst lebte höchst frugal: Morgens frühstückte sie ein wenig Kaffe, oft Eichelkaffe, aber immer mit viel Milch vermischt. Ein wenig Wein trank sie nur auf ausdrückliches Verlangen des Arztes bei schwacher Verdauung; sonst nur Waßer.

Bewegung in freier Luft genoß sie freilich vor überhäuften Geschäften sehr oft nicht hinreichend; aber um so mehr hielt sie darauf, daß ihre Zöglinge alle gymnastischen Uebungen, Turnen, Tanzen, Exerciren, Fechten, Reiten, Schwimmen u. s. w. möglichst mitmachten, und zwar nicht bloß der Gesundheit wegen, sondern

auch mit Beziehung auf die sittliche Ausbildung des Charakters. Sie meinte — und gewiß mit Recht, — es sei in der Erziehung nicht gleichgültig, welche Bedeutung man der körperlichen Haltung zuerkenne. Aeußere Würde und Anstand, ein gesetztes sicheres Auftreten, wie es die gymnastischen Uebungen dem Körper verliehen, müße notwendig auch auf das Innere zurückwirken und eine entsprechende Stimmung und Gesinnung erzeugen, während umgekehrt ein schlaffes Wesen, ein Sich-gehen-laßen theils von einer ähnlichen Gesinnung Ausdruck gebe, theils diese Gesinnung hervorbringen helfe.

Dabei konnte kein Vorurtheil des Standes und der Gesellschaft sie abhalten, etwas, was sie für gut und zweckmäßig hielt, durchzusetzen. So wünschte sie im Winter 1830, daß ein paar Schülerinnen von ihr Schlittschuh laufen sollten. Diese sträubten sich aber dagegen, weil diese edle Kunst bis dahin in Bückeburg eine bloß männliche gewesen. Sogleich gieng sie selbst mit dem Beispiel voran und ließ sich und die jungen Damen zuerst von ihren Schülern führen, bis sie in kurzer Zeit sich selbständig fortbewegen konnten. Das Beispiel wirkte. Es folgten bald ältere und jüngere Damen nach, und die Prinzessin selbst hatte so großes Vergnügen an der vortrefflichen Bewegung und befand sich so wohl dabei, daß sie fast täglich 1—2 Stunden auf dem Eise zubrachte, und selbst durch heftigen Wind und grimmige Kälte sich nicht abhalten ließ (vgl. oben S. 106). Dabei war es charakteristisch, daß

sie das etwas mühsame Geschäft des Anschnallens der Schlittschuhe weder für sich, noch für die jungen Damen von einem Andern thun laßen wollte. So oft ich meine Dienste in dieser Beziehung anbot, war gewöhnlich die Antwort: „Ei was! der Mensch muß sich überall selbst helfen lernen und hat dazu vom Himmel zwei eigene Hände und einen Kopf erhalten.“

Sie verlangte demgemäß auch von ihren Zöglingen möglichste Unabhängigkeit von fremder Hülfe, wie von äußeren Bedürfnissen. In dieser letztern Beziehung waren ihr namentlich die Gewohnheit des Rauchens und des regelmäßigen Weintrinkens bei jungen Leuten in der Seele zuwider. Das Rauchen insbesondere schien ihr — wol nicht ganz ohne Grund — sowol für die Gesundheit, als auch für die feinere Sittlichkeit gleich verderblich. Auch den Schlafröcken war sie gram und hielt sie jedenfalls für ein unnötiges Kleidungsstück. Man solle sich gleich ordentlich ankleiden und bei der Arbeit einen ältern Hausrock tragen.

Wie sie so in jeder Weise für die körperliche Ausbildung und Gesundheit die möglichste Sorge trug, so lag ihr vor Allem auch die geistige Gesundheit ihrer Zöglinge am Herzen. In dieser Hinsicht überwachte sie mit großer Aufmerksamkeit die Privatlektüre der jungen Leute, warnte vor entnervenden, charakterlosen und unsittlichen Romanen und gab ihnen dagegen interessante Reisebeschreibungen, historische Schriften, besonders gute Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Männer, dann und wann auch etwas rein Poetisches.

Denn sie war nichts weniger, als eine Feindin der Poesie, obwohl sie darin ihren eignen Geschmack hatte; aber sie meinte, es dürfe die Poesie und der Genuß poetischer Schöpfungen nicht die tägliche gewöhnliche Nahrung des Menschen sein, weil er sonst notwendig verweichlicht und dem wirklichen Leben entfremdet werden müßte. Die Poesie müße vielmehr nur sparsam, etwa wie ein Gewürz an die Speisen, zu der Prosa des Lebens hinzukommen und mache es dann um so schmackhafter.

Sie liebte vor Allem auch in der Poesie ganz wie in der Musik das Klare und Klassische, das Kräftige, Gesunde und Gehaltvolle. Deshalb waren und blieben ihre steten Lieblinge: Homer (und Herodot); die Antigone von Sophokles; Don Quixote; Schillers Wallenstein, Tasso, Iphigenia, Hermann und Dorothea von Göthe, der Cid von Herder und manches aus der romantischen Schule, ganz besonders die Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm, Peter Schlemihl von Chamisso, Undine von Fouqué, Nal und Damajanti, die Frithjofssage und einiges andere der Art.

Im Allgemeinen zog sie das Geschichtliche, das Epische und Dramatische der reinen Lyrik vor. Für einen Genius wie Shakspeare und für den ganzen Göthe fehlte ihr das rechte Verständnis, so daß sie z. B. über Werther und die Wahlverwandtschaften, über Wilhelm Meister und Egmont sehr einseitig urtheilte. Sie selbst besaß mehr praktische Vernunft und Tiefsinn, mehr sittliche Begeisterung, als produktive

Phantasie und Geist, daher sie vorzugsweise auch in der Poesie das Lehrhafte, Ethische, Gedankenvolle aufsuchte und Schiller immer ihr Haupt- und Lieblingsdichter blieb.

Sehr mit Unrecht aber hat man ihr von manchen Seiten den Sinn für Poesie fast absprechen wollen, trotz dem, daß sie mit immer neuem Entzücken zu Homer, Sophokles und den andern bezeichneten Lieblingsstücken zurückkehrte, allerdings aber selbst wohl nie ein Gedicht gemacht hat. Das Geschichtchen, was man gewöhnlich zum Beweise jener Behauptung vortrug, ist folgendes.

Frau von Grävemeier, eine etwas romantisch überschwängliche Dame, hatte ihr einst an ihrem Geburtstage ein Gedicht geschickt, das sie bildlich als eine Blume bezeichnete. Nun, an sich liegt das Bild so nahe, daß wir sogar in Prosa Gedichtsammlungen Anthologien und Blumenlesen nennen. Die Prinzessin aber, in ihr Zimmer kommend, fand und las jenes Gedicht und suchte nun nach einer wirklichen Blume und fragte, als sie sie nicht fand, allen Ernstes ihre Kammerfrau danach. — Ich behaupte, der Ausdruck der Dichterin war nicht so bestimmt, daß über den Sinn der Worte kein Zweifel möglich gewesen. Fräulein M. Marcard meint, es habe etwa begonnen mit den Worten:

„In die schimmernden Kränze der Gaben
Lege ich leise den knospenden Zweig.“

Allein statt des wenig passenden „knospenden Zweiges" war von einer „Blume" darin die Rede und es hieß, wie ich glaube, vielmehr so:

„Es bringt ein Jeder Dir das Beste
Zum heutigen Geburtstagsfeste:
Da strahlt's von Seide, Silber, Gold —
Ich bringe Dir dieß Blümlein hold.

Es wuchs nicht in der Erde Schooß,
Der Liebe Sonne zog es groß,
Und scheu und schüchtern blickt's empor
Und trägt Dir seine Wünsche vor:

Blüh selber wie ein Blümlein fein,
Im heitern Lebens-Sonnenschein!
Und spüre nie das Blumenweh:
Des Winters Sturm und Frost und Schnee."

Wenn Jemand beim ersten flüchtigen Lesen meinte, es sei dieß Gedicht mit einer eigentlichen Blume begleitet gewesen, so würde ich ihn deshalb gewiß nicht gerade für einen Prosakopf halten. „Aber, wie kann man das misverstehen? Dieß Blümlein wuchs nicht in der Erde Schooß, der Liebe Sonne zog es groß. Das kann doch nur eine Geistesblume sein sollen." — „Ei warum? Konnte das Blümlein nicht auch in einem Topfe im Zimmer durch liebende Pflege aufgezogen sein, da es im November wohl wenig Blumen im Garten mehr gibt! Außerdem wäre eine wirkliche Blume keine prosaische Beilage gewesen, da die eigentlichen Blumen oft weit mehr Poesie duften, als die künstlichen Redeblumen. Weshalb denn ein

bekannter Dichter, wie hier zum Ueberfluß noch bemerkt werden mag, es für ratsam gefunden, seinem Geburtstags-Carmen an eine Freundin eine Rose beizufügen, indem er singt:

„Kein Mensch will meine Verse lesen,
Wie's armen Dichtern oft ergeht;
Du bist vielleicht von allen Wesen
Das einz'ge, das sie nicht verschmäht.

Verstummen soll die schwache Leier,
Nie schall' ihr heiseres Getön, —
Es sei denn zur Geburtstagsfeier;
Denn da sind alle Verse schön.

Doch selbst die leichten, anspruchlosen,
Nicht ohne Zagen send' ich sie;
Drum hab' ich sie versetzt mit Rosen,
Denn die sind ew'ge Poesie."

Damit mag sich denn auch die Prinzessin getrösten, wie sie das wirklich mit großer Heiterkeit gethan, als ich sie einmal über die vielberufene Gedichtblume der Frau von Grävemeier befragte, wobei sie noch bemerkte, daß man sie zuweilen mit dieser Geschichte geneckt habe. —

Mit jenem Vorwurfe hängt übrigens noch ein anderer zusammen, den die Skizze von Fräulein M. S. 20 in den Worten ausspricht:

„Sie glaubte eigentlich an kein Talent, und wo ein solches sich hervorthat und nicht etwa Lebensberuf werden sollte, ward es oft absichtlich nicht gefördert." Diese Ansicht soll sich darauf gestützt haben, daß sie

meinte, der Mensch könne durch Anstrengung und Uebung eigentlich Alles sich aneignen, zu Allem sich ausbilden. Eine seltsame Ansicht, in der That! — die aber nur durch ebenso seltsame Misverständnisse ihr angedichtet werden kann.

Den Unterschied von begabten und nicht begabten, von talentvollen und talentlosen Leuten kannte sie so gut wie jeder andre verständige Mensch und hat ihn bei ihren Unterrichtsstunden oft peinlich genug empfunden. Wenn sie aber bei den ersten erfolglosen Proben, die Jemand etwa in der Musik, im Zeichnen, bei fremden Sprachen u. s. w. an den Tag legte, nicht sofort den Mut verlor, sondern das Begonnene forttreiben ließ, so gründete sich das auf die ganz richtige Beobachtung, daß selbst ein bedeutend s Talent oft erst ziemlich spät sich zeigt und man nie aus den ersten Kundgebungen ganz sicher schließen kann, ob und wie weit eine wirkliche Begabung vorhanden sei. Außerdem hielt sie darauf, daß die allgemein-menschlichen Künste wie Musik und Zeichnen ein Jeder — auch bei dem geringsten Talent — bis zu einem gewißen Grade triebe, nicht, um einen Maler oder Musiker mit Gewalt und gegen die Natur aus ihm zu machen, sondern damit er fähig werde, z. B. ein gutes Gemälde mit mehr Genuß zu sehen und eine gute Musik reiner nachzufühlen, als der, der sich nie technisch mit diesen Künsten beschäftigt hat. Ein Talent wie das Stüvers und Imhofs unterstützte sie auf der Stelle und mit Freuden. Ebenso den jungen Mevert, der ein leidenschaftlicher Musiker

war (vgl. S. 51). Aber gewiß hat sie Niemand gegen seine Neigung für irgend ein Fach bestimmt, überzeugt, daß im Allgemeinen Neigung und Anlage bei jungen Leuten Hand in Hand giengen.

Das Halbwahre, was jener Behauptung zu Grunde liegt und was misverstanden wurde, ist wol folgendes. Die Prinzessin hatte die Ueberzeugung und die offenbar tiefe und richtige Grundanschauung, daß eigentlich hinter jedem wirklichen, empirischen Menschen ein idealer Mensch verborgen sei, der herausgebildet und verwirklicht werden könne. Daher das Streben, ihre Schüler möglichst vielseitig zu bilden und anzuregen, weil man nicht wißen könne, bei welchem Anlaß das Höhere und Edlere im Menschen geweckt und zum Durchbruch kommen werde. Sie glaubte nicht, der Mensch könne Alles aus sich machen, was er wolle. Aber sie glaubte, daß jeder, auch der unbedeutende, Anlage habe, ein rechter Mensch zu werden und seinen Platz in der Gesellschaft einmal zum Nutzen des Ganzen auszufüllen: eine Ansicht, die wir in gleicher Weise bei Fichte, Schiller, Wilhelm von Humbold u. A. finden. Letzterer schreibt z. B. im achten Brief an seine Freundin: „In jedem, auch selbst unbedeutenden Menschen liegt im Grunde ein tieferer und edlerer, wenn der wirklich erscheinende nicht viel taugt, oder ein noch edlerer, wenn er in sich gut ist, verborgen. Man darf sich nur gewöhnen, die Menschen so zu studiren, und man kommt unvermerkt aus einem anscheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere und tiefere Ansicht der Menschheit

überhaupt. Es ist ja eigentlich das, worin das Gepräge jedes größeren Dichters liegt, diese Ansicht überall — aus an einander gereihten, oft zufällig scheinenden Begebenheiten rein hervortreten zu laßen."

Eine entschiedene Unwahrheit enthält aber der Satz, daß die Prinzessin, wo sich ein besonderes Talent hervorgethan, dasselbe oft absichtlich nicht unterstützt habe. Ich möchte die Beispiele wißen, auf die man hierbei sich berufen könnte, es sei denn, daß sie einigen leidenschaftlichen Poeten das Versemachen auf dem Gymnasium ernstlich beschränkte und untersagte, bis sie mehr gelernt und etwas Reiferes dichten könnten. Und vollends war sie dagegen, wenn ein junger Mann sich fast ausschließlich mit der Poesie beschäftigen wollte, eingedenk der goldenen Mahnung Göthe's:

„Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten — nicht versteht."

Das Ideal ihrer Erziehung war allerdings die harmonische Ausbildung aller Seelenkräfte im Menschen, wobei ein redlich reines Streben, ein offenes, wahrheitliebendes Gemüt, überhaupt Tüchtigkeit der Gesinnung mehr bei ihr galten, als ein einzelnes, einseitig entwickeltes Talent, z. B. für Mathematik, wobei die allgemein menschliche Kultur zu kurz gekommen. Ferner mochte sie nicht die Halbtalente, die ohne Arbeit und Fleiß, ohne einen tief sittlichen Zug Ansprüche auf Anerkennung machten und wie Giftpflanzen geil auf-

wucherten. Derartige Genie-Ritter, die ein paar Mal auch in Bückeburg auftauchten, hat sie freilich nicht unterstützt, aber nicht, weil es talentvolle Leute waren, sondern weil ihrem Talent die wahre Weihe, die sittliche Grundlage fehlte, und das kann ihr Niemand zum Vorwurf machen. Auch hat der Erfolg die Richtigkeit ihres Urtheils durchaus bestätigt.

Ich vermute aber, daß jener Vorwurf sich wesentlich auf Einen jungen Mann bezieht, auf F. S., der in den Briefen an Heermann schon mehrfach besprochen und charakterisirt worden und der hier nochmals kurz erwähnt werden muß.

Sie unterstützte den jungen Mann auf die Empfehlung des Professors Habicht hin; aber — wie sie offen gestand — gegen ihre Neigung. Ein näheres, persönliches Verhältnis, wie sie es sonst mit ihren eigentlichen Pflegekindern unterhielt, war hier nicht möglich; die Charaktere waren zu verschieden, so daß sie wohl zuweilen etwas strenger gegen ihn war, als gegen ihre übrigen Zöglinge. Was sie nämlich besonders von ihm zurückstieß, war die seltsame Mischung in S. von ätzender und zersetzender Verstandesschärfe und von unklarer Gefühlsschwärmerei, so daß er stets mit sich und der ganzen Welt in Zwiespalt lebte, ohne zu einem wahrhaft männlichen Handeln sich aufraffen zu können.

Dazu kam noch ein anderer Punkt. So gern die Prinzessin strebsamen Jünglingen, die mittellos waren, ihre Geldunterstützungen reichlich zufließen ließ, so konnte sie es doch auch durchaus nicht leiden, wenn Jemand,

ohne zunächst es versucht zu haben, sich selbst zu helfen, gleichsam auf ihre Unterstützung pochte oder gar auf leichtsinnige Weise Schulden machte. Beides traf bei S. zu. Er konnte nicht sparen, hatte einen etwas leckeren Gaumen und verschmähte die Prosa, durch Arbeit sich selbst fortzuhelfen. Dazu sollte er nun durchs Leben gezwungen werden. Sie schickte ihn deshalb nach seinem Abgange vom Gymnasium nicht auf die Universität, wozu sie außerdem sich durchaus nicht verpflichtet hatte, sondern verschaffte ihm eine sehr einträgliche Hauslehrer-Stelle und hoffte, daß er hier sich etwas erübrigen würde: eine Hoffnung, die sich jedoch als vollständig eitel erwies. Hätte S. auch nur ein paar 100 fl. zurückgelegt, so daß sie den guten Willen gesehen hätte, so würde sie, als er endlich die Universität beziehen wollte, gewiß das Uebrige gern für ihn bezahlt haben. So aber schoß sie ihm das Geld — etwa 1400 fl. — nur vor und er mußte sich schriftlich verpflichten, daß er, sobald er könne, diese Schuld wieder zurückzahlen wolle: ein Versprechen, mit dem es allerdings gute Wege hatte, wie sie wohl wußte. Aber sie wollte ihn doch nötigen, die eigene Kraft zu verwenden und sich nicht so that- und ehrlos auf die Hülfe Anderer zu verlaßen, und diese Absicht wird nicht bloß Schulze-Delitzsch in Berlin, sondern noch mancher Andere als höchst verständig und berechtigt anerkennen müßen.

Sie hatte übrigens vielfachen Verdruß mit S. zu jener Unterstützung noch hinzu, wie wir aus den Briefen

an Heermann schon ausführlicher gesehen haben. Daß sie ferner S. nur einen negirenden, zersetzenden Verstand zuschrieb, hat der Erfolg ebenfalls bestätigt; denn er hat bei allen Studien seine Wißenschaft, die klassische Philologie, in keinem Punkte auch nur um ein Haar breit weiter gebracht. Ein produktives, wahrhaftes Talent war er von Haus aus sicher nicht; er hätte sich sonst anders entwickelt. Jedenfalls aber kann von einer vermeinten Nichtunterstützung seines Talentes von Seiten der Prinzessin gar nicht die Rede sein; denn sie hat ihn ja thatsächlich fortwährend unterstützt und ihn aus seinen Schulden immer wieder herausgerißen, obwohl er selbst mit dem, was sie that, nie zufrieden war und stets noch mehr verlangte. —

Wir haben die intellektuelle und moralische Geistesrichtung der Prinzessin mehrfach kennen gelernt und charakterisirt. Es ist noch übrig, nun auch ihren religiösen Standpunkt, ihre Auffaßung des Christenthums hier etwas bestimmter anzugeben.

Ihrem ganzen Wesen nach, das überall Wahrheit und Klarheit erstrebte, konnte sie weder einer mystisch-schwärmerischen Richtung in der Religion zugethan sein, noch einer einseitig-dogmatischen Auffaßung, wie sie etwa bei Hengstenberg und der Kreuzzeitungs-Partei hervorgetreten und im Denken wie im Leben ein wahres Zerrbild des Christenthums darstellt. Ihr gesunder, unverbildeter Sinn schützte sie schon vor solchen Verirrungen; ebenso aber bewahrte auch ihre echt christliche Demut sie sowohl vor der Verketzerung Anders-

gläubiger, als namentlich auch vor der unfrommen orthodoxen Anmaßung, daß nur sie das allein Richtige habe und glaube. Ihr Christenthum war im Allgemeinen das Christenthum Lessings, war wesentlich praktisch und nicht an dogmatische Formeln und Vorstellungen gebunden. Sie war überzeugt, die Religion müße die Wurzel alles Lebens bilden; aber eben weil sie die Wurzel sei, so müße sie nicht so bloß gelegt und zur Schau herausgekehrt werden, sondern im innersten Heiligthum des Herzens verschloßen bleiben und durch entsprechende Werke, nicht bloß durch Worte sich offenbaren. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", sagt der Heiland.

Deshalb setzte sie auch wie Paulus die Liebe, als das lebendige und vollendete Christenthum, höher als den Glauben, der doch nach dem Zeugnis der Bibel selbst noch etwas Unvollkommenes sei und erst im Schauen und Wißen sich vollenden müße. An den Gebildeten aber, an den Theologen vor allen machte sie die Anforderung, daß er nicht bloß glaube — denn das solle jeder Laie —, sondern auch unabläßig strebe, schon hienieden zu erkennen und zu wißen, was er glaube, so daß er mit Wahrheit sagen könne, wie es in dem Liede heiße: „Ich weiß, an wen ich glaube." Freilich sagt schon Paulus — bemerkte sie einmal —: „Es hat nicht Jedermann das Wißen." Das ist eine Gottesgabe wie die andern Geistesgaben, die er aufzählt. Aber sehr denkwürdig scheint es mir, daß er auch den Glauben dazu rechnet. Es ist mir deshalb

in der Seele zuwider, wenn Jemand einem Andern seinen Glauben aufdrängen will oder Jemand wegen seines Glaubens verketzert und verdammt. „Hast du den Glauben, so habe ihn für dich und vor deinem Gott", wie Paulus sagt.

Sie gestand offen, daß sie sehr Vieles in der Bibel nicht verstehe. Besonders im Alten Testament war ihr die prophetische Symbolik und Bilderſprache fast unzugänglich, während sie die ethischen Aussprüche, die Psalmen und Sprüchwörter, besonders auch den Sirach, ferner die historischen Erzählungen mit immer neuer Lust und nie ohne Gewinn wiederholte. Als ich ihr einst (1837) etliche prophetische Reden übersetzt und kurz erklärt hatte, schrieb sie ganz offen: „Ich kann Dir über die Uebersetzung noch nichts sagen. Ich habe sie zwar gelesen und die Noten und Erklärungen auch. Aber ich weiß nicht, ist mir die Zeit zu fern und zu fremd, fehlt es mir an Vorkenntnissen: — ich verstehe es nicht. Es ist mir kein Sinn dafür aufgegangen. Auch bin ich die ganze Zeit zu sehr mit Briefen, Besuchen, Trauer-Besuchen auf dem Schloße, leider! da Prinz Gustav abgerufen ist in jenes Leben, bestürmt und beschäftigt gewesen, um Ruhe hiefür zu haben. Wenn Du es mir einmal wirst mündlich erklären können, so wird es beßer gehen."

Im Neuen Testament waren die Bergpredigt, das 13. Kapitel des 1. Epheserbriefes, das Evangelium Johannis und die Briefe desselben gleichsam die Glanz- und Lichtpunkte, mit denen sie das übrige vielfach

Dunkele im Neuen Bunde sich aufzuhellen suchte, hielt sich dabei aber überall an das allgemein Verständliche und grübelte weder über die Offenbarung des Johannes, noch über die philosophischen Deduktionen des Paulus.

Wenn es in der öfers erwähnten Skizze S. 19 heißt: „Von den Kämpfen innerhalb der evangelischen Kirche hatte sie vielleicht keine klare Anschauung", so muß man dagegen fragen: wie viele gebildete Männer haben denn wohl ein richtiges Bewußtsein darüber? Die Frauen aber sollen überall außerhalb dieser Kämpfe bleiben und werden sie nie wißenschaftlich begreifen. Vielmehr heißt es auch hier: taceat mulier in ecclesia!

Ihrer ganzen Welt- und Lebensansicht nach kann es daher nicht befremden, wenn die Prinzessin ihre Zöglinge nicht zu orthodoxen Finsterlingen, sondern lieber zu aufgeklärten, ehrlichern Denkern schickte, sogar zu Paulus in Heidelberg, auch wenn dieselben mit dem verrufenen Namen von „Rationalisten" bezeichnet wurden. Der freien Forschung nach Wahrheit gestand sie den weitesten Spielraum zu und wollte hier durch menschliche Willkür keine hemmenden Schranken gezogen wißen. Die Vernunft war ihr kein irdisches Licht, sondern ebenfalls eine Offenbarung Gottes, die der Mensch nur nicht misbrauchen solle, und insofern sah sie in den Wahrheiten der Vernunft und Wißenschaft keinen Gegensatz zu den religiösen und sittlichen Offenbarungen in der Bibel.

Wie gut sie aber dabei die Schranken der menschlichen Erkenntnis einsah und anerkannte, das möge eine

briefliche Aeußerung bestätigen. Ich schrieb am 8. Sept. 1839 von Tübingen aus unter Andern folgendes:

„Darüber ist mir ein großes Licht aufgegangen, wie sich Religion und Philosophie zu einander verhalten, daß nämlich beide nur einen Inhalt haben, die Wahrheit des göttlichen Geistes, und nur in der Art, wie man zu ihr gelangt, also in der Form, sich unterscheiden! Hierüber ein anderes Mal recht viel mündlich, wenn ich einmal wieder bei Ihnen sein kann. — Es liegt so Vieles noch dämmernd und unentwickelt in meinem Geiste; aber ich lebe froh der Hoffnung, daß es licht werden wird. Dem reinen Mute des Erkennens kann auf die Dauer nichts widerstehen; es muß das Weltall sich dem innern Auge erschließen und die Gottheit ihre Tiefen ihm offenbaren."

Darauf antwortete sie am 15. September von Rudolstadt aus:

„Bist Du nicht zu kühn, wenn Du meinst, dem reinen Mute des Erkennens müße die Gottheit ihre Tiefen erschließen und offenbaren?! Sei nicht vermeßen! Ihre Tiefen sind nicht unsere Tiefen; Alles können wir nie ergründen und ermeßen, und ein Reich des mystisch Dunkeln müßen wir anerkennen. Darum ist er Gott und wir sind Menschen. Aber viel Hohes und Edles können wir begreifen und das sollen wir festhalten, um dadurch uns immer mehr zu vervollkommnen. Und so faßte ich Dich, und faße jetzt in Gedanken Deine Hand — und hoffe, Du läßest nicht los, daß wir zusammen höher steigen."

Ueber das Gebet und die Demut äußert sie sich in einem früheren Briefe so: „Eine richtige Einsicht in das Wesen Gottes und seine ganze Schöpfung reicht allein schon hin, um mich zu überzeugen, daß ein Gebet nichts ändern kann in dem Laufe der Begebenheiten. Aber ich bete in schweren Momenten, um in Gott und durch Gott meine Kraft und Klarheit wieder zu gewinnen." — „Die Demut scheint mir wesentlich in der Ueberzeugung des Menschen zu bestehen, daß er viele Wohlthaten und Vorzüge von Gott und selbst von Menschen ganz unverdient erhalten habe und besitze." —

Die historisch-kritischen Fragen über Echtheit, über Verfaßer und Zeitalter der biblischen Bücher berührten sie innerlich eigentlich gar nicht, obwohl sie gern über den Stand dieser Untersuchungen sich berichten ließ. So erinnere ich noch, wie sie im Jahr 1838, als ich längere Zeiit in Rudolstadt zum Besuche bei ihr war, einmal in Beziehung auf das Evangelium des Johannes sich äußerte — wie ich glaube, veranlaßt durch Strauß' Leben Jesu, das sie übrigens nie gelesen. Sie sagte etwa:

„Wer das Evangelium Johannis geschrieben hat, ist eigentlich einerlei. Es ist jedenfalls köstlich und echt christlich, und jene Frage sollte man bloß den Gelehrten überlaßen; die können und sollen sich darüber herumzanken. Im Uebrigen verschlägt es nichts, wenn man eine gute gesunde Kost genießt, ob man auch weiß, wer sie und wo sie und wie sie gekocht worden. Das

Verdauliche wird der Körper schon davon sich aneignen. Geradeso ist es auch mit der Frage über die Autorschaft eines Bibelbuchs."

Ich fand das Bild sehr wahr und treffend, und sagte: „Das gäbe ein schönes Epigramm." — „Nun", versetzte sie, „so mach' eins daraus! Denn ich kann keine Verse machen, wie Du wohl weißt." — Ich brachte ihr am andern Morgen folgende Distichen, mit denen sie zufrieden war:

Küchengeheimnis.

1.

Schmeckt ein Gericht dir gut, was nützt dir das Küchengeheimnis?
Kannst es verdau'n, so wirkt's, wer es und wie er's gemacht.

2.

Streite nicht, ob die Bibel nur Menschen, ob Gott sie geschrieben!
Lies sie, und was du begreifst, bilde zum Menschen dich aus!

Ich faße kurz das Resultat dieser Erörterungen zusammen:

Den tief religiösen Zug ihres edlen Herzens offenbarte die Prinzessin durch die freudigste, unbedingteste Hingebung in den Willen Gottes. Dabei durchdrang sie zugleich das lebendigste Gefühl ihres Zusammenhangs mit allen Menschen, ihrer Verpflichtung gegen die Menschheit, ihrer Abhängigkeit von derselben, und

eben daraus erwuchs das unermüdliche Streben, zum Besten der Menschheit auch zu wirken. Kurz, ihr christlicher Glaube, ihre Liebe und Hoffnung offenbarte sich durch eine ununterbrochene Reihe der aufopferndsten Thaten, und zeigte eben hierdurch, daß er echter Art war. Die Summe aller christlichen Gebote: „liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst!“ haben gewiß Wenige so treu wie sie erfüllt.

Die Jahre 1825—1835 bildeten eigentlich den Glanzpunkt ihrer Wirksamkeit in Bückeburg. Der Singverein, an dem auch zahlreiche junge Damen Theil nahmen, zählte gegen 60—70 Mitglieder, die vortrefflich eingeübt waren und namentlich die Chöre meisterhaft vortrugen. Dazu hatte sie einzelne ausgezeichnete Solo-Sänger herangebildet, vor allen einen Tenoristen, K. Langerfeldt, der ein wunderbar schönes Organ hatte und kirchliche wie weltliche Gesangstücke gleich ergreifend vortrug. — Außer diesem Verein umgab sie ein engerer Kreis von begabten, treuergebenen Zöglingen, von denen sie die besten Hoffnungen hegen durfte, insbesondere Schoof, Heermann, Karl Meier, E. Windt und einige andere. Sie selbst blickte später auf diese Periode immer mit Befriedigung zurück. Es war ihre schönste und glücklichste Zeit, wie sie sagte. Mit immer heiterem Mute griff sie alles an und überwand die Schwierigkeiten, die sich nicht selten einem so ausgebreiteten Wirken entgegen stellten.

Allerdings fehlte es daneben nicht an Verdruß und tiefem Kummer, den ihr mancher Zögling bereitete, wie beispielsweise die Briefe an Heermann sattsam zeigen können. Aber das machte sie nicht irr und nicht wankend; sie verfolgte rastlos ihr Ziel und erfreute sich dabei im Allgemeinen einer recht guten Gesundheit — kleinere Unpäßlichkeiten, die sie aber gar nicht in Anschlag brachte, abgerechnet.

Ueber ihr sonstiges ziemlich einförmiges Leben während dieser Zeit geben die mitgetheilten Briefe das Bemerkenswerte bereits an. Einiges Andere soll jetzt noch kurz erwähnt werden.

Im Herbst 1832 war sie fast zwei Monat von Bückeburg entfernt, besuchte Philippsthals, Gotha, Rudolstadt, Weimar und kam über den Harz zurück. In der Zeit ihrer Abwesenheit stieß mir ein kleines Schulereignis zu, das zur Charakteristik eines mehr erwähnten Mannes, des Prof. Habicht, hier kurz erwähnt werden möge. Der gute Mann war nicht mein Freund und ich nicht der seine. Er war unstreitig ein guter Lehrer und hätte, wäre er nicht so faul gewesen und hinter der fortschreitenden Philologie seit Heine, dessen Schüler er war, zurückgeblieben, weit Ersprießlicheres für die Anstalt leisten können. Was ihn aber besonders bei uns in Miskredit brachte und lächerlich machte, das war seine große Fertigkeit im Aufschneiden und Renommiren. Da hatte er bald in Göttingen eine halbe Stunde mit einem 6pfündigen Schläger geschlagen, war 10 Fuß in die Höhe und 20 Fuß in

die Weite gesprungen, hatte Winters, weil er kein Holz kaufen konnte, den Pindar im Bett studirt u. dergl., während er bei anderer Gelegenheit uns riet, nie in einem ganz ungeheizten Zimmer zu schlafen, wie er das selbst stets seit seiner Studentenzeit schon so gehalten und dadurch vor manchen Krankheiten sich verwahrt habe. Seine Uhr war bald eine Genfer, bald eine Pariser oder Lyoner, je nachdem er in der Geographie der Uhren-Industrie irgend einer dieser Städte gedachte; dabei haschte er nach Witzen und hatte es gern, wenn die Klasse mit schallendem Gelächter darauf antwortete, was mir und einigen Andern aus einem gewißen sittlichen Rigorismus oft nicht möglich war. Er bemerkte das mit seinen schielenden Augen und nahm es immer sehr übel.

Kurz, er mochte mich nicht und saß mir auf der Kappe, wobei ich mich doppelt in Acht nahm, daß er mir nichts anhaben konnte. So hatte er unter andern immer etwas an meinen Aufsätzen zu tadeln. Mein Stil sei charakterlos, eigentlich gar kein Stil, und da nach Buffon der Stil der Mensch selber sei, so müße man eben hieraus schließen, daß ich eigentlich noch gar kein Mensch sei. Natürlich lachte Alles ob dieser Deduktion zusammen. Ich aber dachte, wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Ich machte nämlich damals öfters für einen Mitschüler, A. H., der Oekonom werden wollte und keinen Aufsatz zu Stande brachte, öfters den Aufsatz, indem ich mit Leichtigkeit dasselbe Thema zweimal behandelte.

Diese von mir verfertigten Arbeiten hatten immer Habichts vollen Beifall, ja ich hatte den Triumph, daß er wenige Wochen nach jener verletzenden Kritik mir einen solchen Aufsatz als Muster eines schönen, fließenden Stiles vorlas und zur Nachahmung empfahl. Da die Mehrzahl der Schüler um diese Sache wußte, so begreift man leicht, welche Achtung wir vor dem unparteiischen Urtheile des Mannes noch haben konnten.

In den Herbstferien 1832 war mir nun unglücklicherweise meine Censur abhanden gekommen. Sofort nach dem Wiederanfang der Schule, machte ich Anzeige davon und bat um ein frisches Zeugnis. Allein Habicht schlug mir das ab und verlangte, ich solle die verlorne Censur herbeischaffen, widrigenfalls er mir so lange Punkte (Noten) in der Rubrik: „Unordnung" geben werde, bis ich fürs Carcer reif sei.

Ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß ich keinen Grund habe, etwa absichtlich jene Censur zurückzuhalten, da sie durchaus günstig gewesen, sondern daß sie rein durch einen bösen Zufall verloren gegangen sei. Indes, das half nichts. Er verlangte mir täglich das Zeugnis ab, und da ich es nicht liefern konnte, machte er mir jedes Mal mit sichtbarem Behagen zwei Punkte in der Rubrik: Unordnung.

Voll höchster Entrüstung über ein so ungerechtes, willkürliches Verfahren schrieb ich die ganze Angelegenheit der Prinzessin und erklärte, daß ich nicht gesonnen

sei, mich solchen Launen eines Schuldespoten zu fügen, vielmehr auf alle Weise mein Recht verfolgen werde.

Begütigend antwortete sie mir darauf aus Rudolstadt:

„Lieber Ernst! Dein Brief würde mich gefreut haben, wenn er nicht so unangenehme Schulnachrichten enthielte. Durch das Verlieren der Censur hast Du leider Strafe verdient, wenn gleich die Art, wie man sie Dir ertheilt, mir auch etwas hart erscheint. Es ist mir sehr leid, daß ich gerade jetzt mit meinem Rate Dir nicht zur Seite stehen kann. Aber ich bitte Dich inständig, mach' mir nicht den Kummer, daß Du durch offene Widersetzlichkeit gegen einen sonst verdienten Lehrer Dich selbst herabwürdigest. Sieh diese Schwäche ihm nach und höre nicht auf fremde Aufreizungen! Geh mir zu Lieb getrost ins Carcer, und wenn dieser Fall Dir wehe thut, so nimm Dir fest vor, nie ebenso zu handeln, vielmehr stets das Gesetz der Billigkeit und Gerechtigkeit walten zu laßen; außerdem aber sei überzeugt, daß, wenn auch Andere Dich verkennen, ich Dich nie verkennen und immer Deine wahre Freundin bleiben werde.

Karoline."

Auf solchen Zuspruch hin fügte ich mich natürlich in mein Schicksal, und als das Maaß meiner Punkte voll war — (ich glaube 16 waren dazu erforderlich) — so saß ich meine zwei Stunden im Carcer ab, indem Habicht selbst, anstatt des Pedells, mich einschloß.

Seit der Zeit aber, als ob seine Rache etwas abgekühlt worden, hatte ich weniger von seinen Chikanen zu leiden, als früher.

Zu Ostern 1834 machte ich mein Abgangs-Examen, blieb aber, da ich von der Grippe sehr angegriffen war, noch bis zum Herbst in Bückeburg, bevor ich die Universität bezog, trieb leichte Sachen, zeichnete nach der Natur, sang und musicirte und brachte den größten Theil des Tags unter solchen Beschäftigungen in der Gesellschaft der Prinzessin zu. Nicht ohne tiefe Rührung kann ich an diese Zeit zurückdenken, wo die edle Frau im Bewußtsein der baldigen Trennung mir alles mögliche Gute und Nützliche auf den Lebensweg hätte mitgeben mögen und unerschöpflich war in Ratschlägen und wahrhaft mütterlichen Ermahnungen. Sie selbst wollte mich nach Jena bringen und bei meinen Lehrern einführen, zuvor aber sollte ich allein bei dem herrlichen Oktoberwetter des Jahres 1834 den Thüringer Wald bereisen.

Nach einem sehr bewegten Abschiede erhielt ich am Morgen kurz vor meinem Fortgange von Bückeburg noch folgendes Billet:

„Lieber Ernst! reise glücklich! — Ich beschleunigte den Abschied, so schwer er mir auch geworden. Aber wozu sich weiden am unvermeidlich Schmerzlichen? Bilde Dich aus, wie Gott Dich will! Bleibe so rein, als Du kannst! — Ahme Niemand nach, sondern sei immer Du selbst, ein treuer deutscher Mann, damit Deiner sich freuen könne Karoline."

Nach einigen Wochen traf ich in Rudolstadt mit der Prinzessin zusammen, begleitete sie auf einigen Ausflügen in die reizende Umgegend und fuhr dann mit ihr nach Jena, wo bereits zwei befreundete Landsleute, Wilhelm Funk und Emil Dassel, ebenfalls Schützlinge der Prinzessin, studirten.

Nachdem sie für unser leibliches und geistiges Wohl möglichst Sorge getragen und uns zu verschiedenen Professoren und Familien geführt hatte, kehrte sie nach Bückeburg zurück. Das Jahr verstrich im Allgemeinen gut und ohne besondere Vorfälle. Ein sehr lebhafter Briefwechsel wurde unterhalten, von dem im Folgenden noch einiges Charakeristische mitgetheilt werden möge.

Bückeburg, am 1. Januar 1835.

Lieber Ernst! Viel Glück und Fleiß im neuen Jahre! —

Ich bedaure, daß das alte noch so viel Trauriges für die Fromman'sche Familie gebracht hat (durch den Tod des stud. Günther, Bruder der Frau Fromman) und Du von so lebhaftem Antheile ergriffen worden bist. Sage im Fromman'schen Hause etwas von meiner Theilnahme. —

Ich wollte Dir schon am Sonntag die Einlage vom Herrn Prorektor schicken; aber denke, welch trauriges Hindernis. Du weißt wohl nicht, daß die Hauptmann Deckner nach Detmold war wegen der Gesundheit ihrer Tochter Lucinde. Charles blieb hier unter meiner, Mathilde unter Madame Conze's Aufsicht. Am Sonntag Abend nun gegen 7 Uhr läßt die Mutter sich bei

mir melden. Dieser Tag, diese Zeit laßen nichts Gutes ahnen, und als sie mit Mühe hereingebracht wird und ich sie frage, wie es ihr gehe, antwortet sie: „Schlecht! mein guter Deckner ist nicht mehr!"

Das schlechte Klima in Essequibo hat ihm die Wunden, die er vor 30 Jahren am Kap der guten Hoffnung erhalten, wieder geöffnet. Er schiffte sich ein, um zurückzukehren, ist aber unterwegs am 9. Oktober auf dem Schiff gestorben. Charles brachte die Mutter; er ist ganz verstummt und versteinert. — Die Mutter eilt nun nach Hannover zum Herzoge wegen einer Pension für sich und die Kinder, und mein Bruder sollte deshalb schreiben. Er kam nun natürlich zu mir, schrieb gleich und da ist sie denn am Montag mit dem Sohne hin. Die Töchter sind vor Schrecken krank in Detmold. Sie kam gestern Abend spät zurück. Vor Tisch war ich bei ihr; sie ist auch halb krank und hat wenig Hoffnung zu einer guten Pension, obgleich ihr Mann 40 Jahre in Ost- und Westindien diente. Das ist traurig. — So viel ich kann, werde ich der Kinder mich annehmen.

Bückeburg, am 19. März 1835.

— — —

Ich bin die Tage her nicht ganz recht gewesen und habe viel zu thun, habe Freude und Aerger, Freude an Deckner, der jetzt sehr ordentlich und fleißig ist, — und Aerger — ich will mich zwar nicht ärgern über die dummen Menschen; aber erst hat man doch etwas damit zu kämpfen. — Wegen der Musik am Stillen

Freitag habe ich nun viel zu thun, da mir alle meine Sänger zum Theil weggenommen sind. Wärest Du hier, Du liefest mir gewiß nicht weg und bliebest der einmal geschworenen Fahne treu. — —

Bückeburg, am 19. April 1835.

Lieber Ernst! Du fragst, ob ich wohl sei? Leider muß ich sagen: nicht ganz seit 6—8 Wochen. Ich habe vielerlei Arten von Verdruß gehabt und bin dadurch sehr empfindlich verwundet. Wärest Du hier, so würdest Du das Nähere wißen; aber schreiben mag ich es nicht. —

Vor 14 Tagen erhielt ich dazu nun noch einen höchst unartigen Brief von dem Ld.-Gr. K. in Betreff der Erziehung Landy's, welche doch dessen Bruder Wilhelm mir aufgetragen. Der Brief ist so knauserig und in Betreff des Bruders so rücksichtslos, daß er mich ganz krank gemacht hat und ich jetzt nach den übrigen Vorgängen so schreckhaft und angegriffen bin, wie ich es nie war. Ich muß viel liegen, kann nur wenig beschicken und hatte dabei viele Singstunden zu geben, da „Die letzten Dinge" von Spohr mit lauter neuen Solo-Sängern — außer Becker — eingeübt werden mußten. Es ging aber doch gut; denn seit 8 Wochen habe ich alle Sonntag Abend von 6 Uhr an Probe gehabt. Jetzt aber habe ich so viel Kopfweh und Herzklopfen, daß ich ganz schlecht schlafe und immer müde bin.

An Dr. Heermann, der eben aus Paris zurückgekehrt war, schrieb sie etwas ausführlicher am 24. April 1835:

„Es ist mir recht lieb, daß Sie nun wieder im schönen Deutschland sind. Ich denke, es ist das beste und schönste Land, und bin immer mehr erfreut, eine Deutsche zu sein. Ich wollte nur, meine deutschen Brüder und Schwestern wären zuweilen ein bischen anders, als sie sind. —

Als ich Ihnen neulich schrieb, ich wäre etwas krank gewesen vor Verdruß, hatte ich noch allerlei kleine und größere hier im Hause und stets neue von einer andern Geschichte, die noch nachwirkt und noch lange nachwirken wird, und am Ende noch obendrein einen so fatalen Brief von dem Ld.-Gr. K., daß ich einige Tage ganz erschöpft war. Der Brief ist rücksichtslos gegen den Willen des eben verstorbenen Bruders Wilhelm und so ungezogen gegen mich, daß ich es nicht begreife. Für Prz. W. besorge ich, wie Sie wißen, die Erziehung eines Knaben, A. Landy. Er ist bei dem Prorektor Meyer sehr einfach und gut aufgehoben. Seit 14 Jahren besorge ich die Rechnung und Aufsicht. Er ist nun im 18. Jahre, will Baumeister werden und freut sich auf das Zimmern. Jetzt wäre es Pflicht der Brüder, das von dem verstorbenen Bruder Begonnene in seinem Sinn zu beendigen; statt dessen schilt der Ld.-Gr. über das viele Geld, das der Junge gekostet; er würde aber schon wißen, am Ende des Jahres andere Maßregeln zu ergreifen. Es sei sehr albern,

daß der Knabe Architekt werden wolle, und der Luxus, an den er gewöhnt werde, sehr überflüßig für ihn." *)

Wegen der sonstigen Verdrießlichkeiten gibt der Brief eines Freundes aus Bückeburg vom 18. April nähere Auskunft:

„Gestern wurden die letzten Dinge von Spohr aufgeführt. Chöre und Solos gingen sehr gut. Becker sang die Baß-, Spier und Teklenburg die Tenor-, Rodemann und Eschmann die Diskant-Solos und meine Wenigkeit hat tapfer im Chore mitgeschrieen. —

---

*) Der erwähnte Knabe war ein natürlicher Sohn des Prz. W. v. H. und einer Dem. Auch aus W—r. Er wurde der Mutter bald genommen und erst in Kassel, dann in Bückeburg erzogen. Da er nach 2 Jahren noch einen Bruder bekam, Namens „Händel", so verstießen die Eltern die Tochter und enterbten sie, worauf sie eine Reihe von Jahren in Würtemberg, in Vaihingen an der Enz, wo sie Verwandte hatte, als Putzmacherin lebte. Landy besuchte sie hier nach dem Tode seines Vaters und verschaffte der Mutter eine Pension von H.-Ph. Später ist sie nach W—r zurückgekehrt. Die Prinzessin entdeckte natürlich dem Knaben nicht seine Abkunft, damit er sich nichts einbilden möge. — Ich führe dieß Alles so genau hier an, weil der böse Leumund diesen Knaben für einen Sohn der Prinzessin hielt. Sie wußte um dieß Gerücht, das in gewißen Kreisen geflißentlich genährt wurde, obwohl man leicht von der völligsten Grundlosigkeit desselben sich hätte überzeugen können. Aber man war froh, doch etwas zu haben, was man der reinen Frau vorwerfen konnte. Nicht das Gerücht an sich, aber dieß Verfahren Einzelner fand sie abscheulich, gemein und kränkend, weil die böse Absicht zu klar am Tage lag.

Die Prinzessin hat sich seit einiger Zeit gar nicht wohl befunden. Eine beständige Schwere im Kopfe und ein Schmerz in allen Gliedern will trotz alles Medicinirens nicht weichen, woran wohl hauptsächlich der Aerger Schuld ist, der ihr durch das Benehmen der hier gestifteten Singgesellschaft oder vielmehr einiger Mitglieder derselben verursacht worden ist. — Anfangs, als die Gesellschaft zusammengetreten war und manche Mitglieder sich geäußert hatten, daß ihnen die Kosten zu hoch kommen würden, hatte sich die Prinzessin erboten, einen Theil derselben übernehmen zu wollen, wenn man ihr erlaube, daran Theil zu nehmen. Allein da hat es geheißen, es würde zu steif sein, wenn die Prinzessin käme!

Nachher war man so keck, die Prinzessin um Pulte und sonstige Sachen anzugehen. Einige Zeit haben sie dieselben auch zur Benutzung erhalten, sie aber keineswegs in Acht genommen. Als die Prinzessin sich darüber beschwerte, ist zur Antwort gegeben: das Direktorium könne sich nicht darum kümmern; das sei Sache des Aufwärters! Und so sind mancherlei ärgerliche Auftritte vorgekommen. — Jetzt entziehen sie der Prinzessin ihre besten Sänger, weshalb sie auch dießmal unendliche Mühe gehabt hat, die Solos einzuüben. K. und L. L. sind ihr ganz verloren gegangen, da sie so viel mit Solosingen zu thun haben, daß ihnen die Prinzessin nicht noch mehr Zeit rauben mag. Und dann lobt man die beiden ihr ins Gesicht und sagt, daß die eben geborene Sänger seien, um ihr nur

nicht das Verdienst zu laßen, sie hauptsächlich dazu gebildet zu haben. Es ist schändlich, daß man auf diese und andere Weise die Prinzessin zu kränken sucht. Sie meint, Du würdest ihr doch gewiß nicht abtrünnig geworden sein u. s. w."

Diese Trübungen und Störungen von verschiedenen Seiten nahmen leider zu. Die Prinzessin selbst war körperlich leidend dabei und fühlte mit dem tiefsten Seelenschmerze, daß eigentlich ihre schöne Wirksamkeit in der Wurzel angegriffen und bekämpft wurde. Sie war hie und da wohl empfindlicher, als sie hätte sein sollen, gereizter, als sie selbst bei ruhiger Ueberlegung es billigte, und sah offenbar zu schwarz, wenn sie meinte, man kränke sie mit Absicht, um sie aus dem Schloße zu verdrängen, und sei ungnädig gegen Alle, die sich noch treu und dankbar an sie hielten; aber auf die Art wurde der Riß immer unheilbarer, wie sie wohl sah.

Sie schrieb:

Am 20. Mai 1835.

Es kam so Vieles zusammen und kommt noch immer Allerlei hinzu, so daß ich die größte Lust habe, auf lange — von hier weg zu gehen, weil ich es so nicht aushalte und, wie Prinz Ernst neulich schrieb, es einen miserabelen Tod finde, sich todt ärgern zu laßen. — Meine Lage ist allmälig so peinlich geworden, daß ich beinah Niemand mehr hier als mir recht zugethan ansehen kann. — Ich kann mich vielleicht mit der

Zeit daran gewöhnen; aber erst thut es weh. — Hätte ich Geld, in kurzer Zeit wäre ich über alle Berge und käme so bald nicht wieder. — Das Notwendigste wäre dann wohl, aus dem Hause zu kommen. Habe ich dann Ruhe, so kann ich ja sehen; sonst wird es auch andere Orte geben, wo sichs ruhig leben läßt. Nur wie es jetzt für mich ist, ertrage ich es nicht und muß einen Entschluß faßen. —

Ich habe mich während dieser Zeit oft über meinen Aerger geärgert und war darüber ordentlich unwohl. Ich hoffe, nun ist es vorbei; ich bin ziemlich ruhig und hoffe, ich werde nicht weiter nötig haben, mir selbst Strafpredigten zu halten, wenn mich Anderer Benehmen schmerzlich verletzt. Da habe ich Dich recht hergewünscht auf einige Tage; denn ich war ganz niedergeschlagen, was ich sonst nicht leicht bin — Gott sei Dank! Du hättest mich beruhigt, das weiß ich; denn ich mochte anfangs mit Niemand darüber reden; aber Dir hätte ich es gesagt. —

Indes habe ich daneben doch auch manche Freude; so z. B. die, daß der König von England auf meinen Brief an die Königin der Hauptmann Deckner jährlich 20 Pfund Sterling Zulage gibt, wie mir die gute Königin geschrieben, und daß der älteste Sohn seit einem Jahre unter meiner Aufsicht ganz anders geworden ist. So finster und in sich gekehrt er sonst war, so heiter und zufrieden sieht er jetzt aus. Er kommt bald in Oesterreichische Dienste und muß nun fleißig Italienisch lernen.

Bückeburg, den 11. Juni 1835.

Mit meiner Gesundheit geht es seit dem Wildunger Waßer und seit ich Eselsmilch getrunken (um 10 Uhr Morgens und um 6 Uhr Nachmittags) beßer; nur der Kopf ist immer noch nicht frei. Am 26. gehe ich nach Pyrmont und nehme dahin ein junges Fräulein von dem Bussche mit, welche in Ceylon geboren ist und die ich schon lange zu mir nehmen wollte, aber durch allerlei Umstände verhindert worden bin. — Während ich in Pyrmont bin, will Fräulein von Marthille ausziehen. Ich werde natürlich viel entbehren. Ich wünschte an ihrer Stelle Fräulein von Bussche ins Schloß zu nehmen; aber — es ist mir abgeschlagen. Ich erwartete es nicht und es hat mich eben nicht angenehm berührt und treibt mich weiter an, mein Vorhaben auszuführen.

Bückeburg, am 13. August 1835.

Endlich komme ich etwas zu Athem hier. Seit Dienstag dem 5ten, glaube ich, bin ich in der Heimat. Ich war 4 Wochen in Pyrmont. Die Folge wird hoffentlich beweisen, daß es gut war. Etwas stärker, dächte ich, fühle ich mich.

Am 16. August.

Bis Ende Oktober bleibe ich hier. Fräulein von Marthille ist zu ihrer Schwägerin gezogen, und wäre Fräulein von Ulmenstein nicht ihrer Gesundheit wegen

hier, so wäre ich ganz allein im Hause, da mein Bruder mit Groß und Klein seit 14 Tagen nach Pyrmont ist. — Ich war 9 Tage in Derneburg und hatte eine junge in Ceylon geborene Fräulein von Busche bei mir, welche mir recht lieb geworden und die mich im Herbst wieder begleitet. Ich gehe dann über Derneburg nach Rudolstadt, wo ich 14 Tage bleibe, und dann auf 3 Monate nach Weimar. Von dort bestimme ich weiter je nach Geld und Umständen.

Bückeburg, am 6. September 1835.

Ich fange jetzt an aufzuräumen, um Ende Oktober fertig zu sein. Sage aber von meinen Plänen nichts. Man faselt hier allerlei über mich, indem man wohl sieht, daß es so nicht bleiben kann, wie es ist. Es wird mir freilich schwer, den entscheidenden Entschluß zu faßen; aber es geht nicht mehr anders.

In der Nacht auf den 20. Oktober ordnete sie noch das Letzte in ihrer bisherigen Wohnung und reiste dann früh um halb vier Uhr in aller Stille und ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen fort. Aber wie schwer ihr das Scheiden geworden von der Heimat, vom Vaterhause, von ihrem Wirkungskreise und von Allem, was ihr theuer, ja unersetzlich war, das zeigen auf ergreifende Weise ihre Briefe. Es beginnt mit diesem Fortgange, der fast einer Flucht ähnlich sah

und überall ein ungeheures Aufsehen erregte, der dritte und letzte Abschnitt ihres Lebens.*)

---

*) Fräulein Marcard stellt in ihrer Skizze S. 23 dieses gewaltsame Sich-losreißen, das sie vertuschen will, völlig unhistorisch und irrig dar, indem sie sagt: „Seit geraumer Zeit schon hatte Prinzeß Karoline mit dem Gedanken sich beschäftigt, das Schloß ihrer Väter mit einem schönen dem Fürsten zuständigen Gehöft zu vertauschen (!!). Nachdem im Frühling 1835 die geliebte Pflegerin ihrer Kindheit in den Ruhestand, in das Haus des Hofmarschalls, ihres Bruders, sich zurückgezogen, beabsichtigte sie, bevor sie die neue Einrichtung beschaffen ließ (??), Reisen zu unternehmen; doch verließ sie im Oktober 1835 Bückeburg nur für kurze Tage (?!)." — Die eignen Worte der Prinzessin widerlegen sattsam diese leeren Behauptungen.

Dritter Abschnitt.

Derneburg bei Hildesheim, den 9. November 1835.

An Dr. Heermann.

Seit dem 20. Oktober bin ich hier. Sie wißen vielleicht schon, daß ich, nachdem ich das Letzte in der Nacht geordnet, frühmorgens halb 4 Uhr ohne Abschied abgereist bin. Ich wollte allen Fragen und Abschiedsbesuchen entgehen und hatte neue Gründe, meine Abreise zu beschleunigen. Niemand hat es gottlob erfahren, bis ich fort war. Aber hier wurde ich von der Spannung, von dem Losreißen vom Vaterhause und von Allem, was mir sonst so theuer war, ordentlich krank. — Nach Bückeburg gehe ich so bald nicht wieder zurück. Ich kann nicht. Alles wird mir dort beschränkt und übel gedeutet. Ich werde sehen, wo ich bleibe. Zunächst geht es über Göttingen nach Rudolstadt und Weimar. Ich dulde mich und denke, die Vorsehung wollte es so.

Am 28. November schrieb sie mir:

Verdruß vieler, vieler Art hat mich aus meinem Vaterhause und Jugendlande vertrieben. Heimlich, ohne Abschied reiste ich ab und vielleicht — ziehe ich nie wieder hin! Ich kann es nicht; doch sag' es nicht! — Schmerz, Verdruß, Trauer, alles machte mich hier so krank, solche Kopfschmerzen, Brust- und Gliederweh, Beängstigungen, Weinen ohne Ende! — Nachher griffen auch die Briefe mich an, da die Nerven erschüttert und beim Handeln angespannt waren, so daß man hier anfangs meinte, ich würde ernstlich erkranken. — Einige sehr traurige Briefe brachten die Halberholte nochmals wieder zurück. Dann kam dazu eine leichte Erkältung, Schmerzen im Kopf, Nacken und in der rechten Schulter, so daß ich noch ganz matt bin.

Ich soll hier warten bis ich wohl bin und dann eile ich nach Rudolstadt, wo mich Freundschaft ganz genesen laßen wird, wie ich hoffe. — Das Herz thut mir oft weh und ist noch immer in Unruhe. Ich schlafe schlecht. Ruhe hab' ich hier und freundliche Pflege. So denke ich, Gott sendet bald Kraft, das Begonnene zu vollführen. Aber traurig war ich in innerster Seele, und hier brach meine Kraft zusammen. Jetzt kehrt sie nach und nach wieder.

Gedenke meiner im Gebet und in der gewohnten Theilnahme. Gute Nacht!

K. P. z. S.-L.

Derneburg, am 18. Januar 1836.

Lieber Ernst! Dein letzter Brief hat mich recht erfreut und ich würde es Dir gerne eher gesagt und auch Dir alles Gute, was Dir frommen mag, außer dem Wunsche auch schriftlich zugesandt haben, wenn ich nur gekonnt hätte. Außer dem sehr heftigen Kopfweh, welches mich oft Tagelang unbrauchbar machte, bin ich mit einer solchen Masse von Briefen beregnet und heimgesucht worden, daß ich nicht habe durchkommen können, so dringend auch manche eine Antwort erheischten. Der Deine hat mich so wahrhaft gefreut, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen mag, länger mit meiner Antwort zu warten. Vielen Dank für jene Zeilen!

Am 12. Februar.

Ich war 14 Tage wieder etwas krank. Meine Schwester mußte nach Hannover; nun bin ich allein mit meiner Fräulein von Bussche und sehr zufrieden. Die Ruhe thut mir gut. — Einen Abend um den andern kommt die hiesige verwitwete Frau Pastorin (und hier Wirtschafterin) mit Edmund Campe und dann lesen wir in der römischen Geschichte.

Gestern erhielt ich von Karl Deckner einen sehr guten Brief von Tuln. Er scheint sich Ed. Windt zum Muster genommen zu haben und ist sehr fleißig. August K. ist ebenfalls dort und jetzt auch sehr fleißig und ordentlich.

Nach kurzen Besuchen in Gotha, Arnstadt, Rudolstadt, Jena, Weimar, Dresden, trat die Prinzessin Ende Juni 1836 ihre vielbesprochene Reise nach England an und schrieb:

London, Eaton-square,
am 20. Juli 1836.

Wir kamen glücklich am 29. Juni gegen 11 Uhr in dem berühmten London an, nachdem wir uns um 10 Uhr in Rotterdam eingeschifft hatten. Herrliches Wetter brachte uns ohne alle Seekrankheit in 24 Stunden hinüber; nur das fatale Rauchen vieler Passagiere auf dem Verdeck war oft unerträglich und machte uns ein paar Mal übel. Jedoch verging das bald wieder bei dem frischen Winde.

Hier, im strengen Zollhause, von der Königin *) als ihre Verwandte empfohlen, kam ich sehr gnädig durch mitsammt meiner ganzen Begleitung. — Ich bin nun hier und sehe manches Interessante, möchte aber — außer mit der Königin — hier um alles nicht wohnen. Sie ist unbeschreiblich gut und vernünftig.

Im Hause von Codrington bin ich gut aufge-

---

*) Adelheid, Königin von England, verwandt und sehr befreundet mit der Prinzessin, war die Tochter des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen, seit 1818 mit dem Herzog von Clarence vermählt, der nach dem Tode seines Bruders Georg IV. im Jahr 1830 als Wilhelm IV. den englischen Thron bestieg.

nommen. Aber die englischen Sitten sind eigen; ich liebe sie nicht, einige ausgenommen.*)

Im August gedenke ich zurückzugehen und wohl anfangs September in Heidelberg zu sein. Da muß ich baden oder etwas thun; denn ich bin nicht recht wohl. Es steckt mir noch eine Erkältung von Deutschland oder vom Schiffe her im Körper. Wenn ich kann, so gehe ich auf 8 Tage ins Seebad nach Brighton.

Vielfach befriedigt und erfrischt, aber noch sehr angegriffen und von verschiedenen körperlichen Leiden geplagt, verweilte sie nach ihrer Rückkehr aus England einige Wochen lang in Castell bei Würzburg (bei dem dortigen Grafen) und schrieb von da am 7. Oktober 1836 an Dr. Heermann:

„Einliegende Briefe von Dem. Bodens Schwager habe ich die Erlaubnis, Ihnen mittheilen zu dürfen, und eile, sie Ihnen zu senden, da ich glaube, daß Sie dieselben interessiren werden. Die Frau starb — wie ich glaube — gemütskrank, indem sie eines Morgens früh sich ertränkte. In jedem Verhältnis

*) Wenn Frl. M. meint, die Prinzessin habe England in zu günstigem Lichte gesehen, sei eingenommen gewesen für das dortige Leben, so irrt sie abermals. Sie kannte sehr wohl das Elend des Fabriklebens und war selbst von verschiedenen Seiten der englischen Verfaßung gar nicht sehr erbaut, z. B. von der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, daß ein Armer durch einen Proceß zu seinem unterdrückten Rechte komme u. dergl.

höchst glücklich, faßte sie auf einmal der Gedanke, was sie unternähme, misriete ihr. So kam sie z. B. eines Tages leichenblaß zu ihrem Manne mit einem Kuchen in der Hand, der ihr sonst immer gelungen wäre (da sie eine geschickte Hausfrau war), — nun aber müßte ihr alles misraten. So hat sie sich denn geopfert, damit er, wie sie schreibt, sich eine beßere Frau und den Kindern eine beßere Mutter wählen könne. — — Hätte da ein vernünftiger Arzt nicht ein solches Unglück verhindern können? Es scheint mir ein eigener Fall und ich bitte mir Ihre Ansicht darüber zu schreiben. —

Ich habe noch immer Neigung zu Kopfweh; bin ich ruhig, so fühle ich es nicht, wohl aber beim Gehen oder bei irgend einer Körper-Anstrengung; dazu Mangel an Kräften, wie das schon seit letztem Winter der Fall gewesen. Auch bläht mich alles Obst, selbst Weintrauben. — Ich denke, wenn die Verdauung thätiger wäre, hätte ich auch mehr Kräfte.

Ich begreife immer noch nicht, warum Sie sich einbilden, es sei nicht richtig, daß ich nach Pyrmont wohl gewesen. Ich war 8 Tage nachher in Derneburg viel kräftiger und wohler, als seit Jahren. Aber dann folgten die traurigen Vorgänge in Bückeburg, die meiner Gesundheit so zusetzten, daß ich mich vielleicht nie wieder ganz davon werde erholen können. Indes will ich gern das Meinige dazu thun. Aber zerrißen ist mein bisheriges Leben und es muß sich mir jetzt erst ein neues gestalten. Es ist wohl gut

für mich, und ich kann manches Neue lernen; aber es ist eben alles ganz anders, und darein muß man sich erst finden, ehe es irgend wohl werden kann. —

Hier erwartet man die Cholera. Jeder Arzt, dem ein Fall vorkommt, soll augenblicklich Stafetten nach München senden; sodann sind ihnen zwei Recepte geschickt, die in allen Apotheken deponirt werden müßen und bei jedem Falle angewandt werden sollen. Der hiesige Arzt ist sehr erzürnt darüber, und sehr mit Recht, wie mir scheint."

Rudolstadt, am 28. Oktober 1836.

Seit einigen Tagen hier im Winterquartier angelangt, will ich suchen, Ihnen einige Zeilen zu schreiben. Fräulein von Bussche und ich selbst, wir waren beide noch recht unwohl in Castell. Sie hatte mehr Brustschmerzen, und ich war einige Tage so abgespannt und alle Glieder thaten mir längs den Knochen so wehe und der Kopf war mir so eingenommen, daß ich nicht gehen mochte. Für mich ließ ich die Valeriana-Arzenei machen, die Sie auch billigten, und nach einigen Tagen ging es schon beßer. Fräulein von Bussche mußte den alten Arzt zu Rate ziehen, ehe Ihr protestirender Brief ankam. Er verordnete Fußbäder mit Senf, Tropfen von aqua lauro-ceras. (Kirschlorbeer) mit Zuckerwaßer und ein Senfpflaster mit Waßer angemacht, auf den Rücken gelegt, da er die Schmerzen für rheumatisch erklärte. Während das Senfpflaster zog, gingen die Stiche oder

Schmerzen auf der Brust schon weg. Der Husten ist nun auch beinah ganz fort.

Ich reiste am Montag, den 17. Oktober von Castell ab, blieb den 18. in Meiningen und traf am 19. spät, halb 10 Uhr, hier ein. Ich habe eine recht hübsche Wohnung bei dem Hofamtsrat Hauthal*) und muß sie nur noch etwas beßer mit Hausgerät versehen.

Die Fürstin-Mutter und Prinzessin Karl hatten für das Notwendigste gesorgt und selbst Holz anfahren laßen, Kaffe, Zucker und Lichter hergelegt. Ich hoffe, es wird uns hier ganz gut gehen. Nun erwarte ich die Weckesser wieder, eine Haushälterin und ein Hausmädchen; dann werde ich selbst kochen laßen für uns alle zusammen. Alle Sonntage soll ich auf dem Schloß eßen bei dem jungen Fürsten-Paare. Ich werde mich aber zuweilen losbitten. Bis jetzt bin ich täglich manchmal zweimal oben im Schloße gewesen, bin sehr langsam hinaufgegangen, dann aber die Treppen im Galopp herunter gelaufen. — Den Fuß wickle ich noch, da er ohne Stiefel und Binde noch immer leicht umschlägt. Seit 10—12 Tagen habe ich keinen Spiritus mehr, muß ihn wohl wieder machen laßen.

---

*) Sie blieb darin bis an ihr Ende.

Rudolstadt, am 6. Februar 1837.

An Dr. Heermann.

Ihren Brief mit der Nachricht von Ihrer glücklichen Rückkehr aus München erhielt ich mit Freuden; denn obgleich ich eben nicht leicht besorgt bin, so war es mir doch sehr lieb, Sie nun ohne eigene Gefährdung Ihrer Gesundheit um einige Erfahrungen reicher zu wißen. — Sie sagen mir nun wohl, was die Cholera nicht ist; aber nicht, was sie ist, was doch für mich das Belehrendste wäre. Auch setzen Sie hinzu: wer solche Kranke sehen sollte, müße vorbereitet werden; denn es habe Sie einmal beinah überwältigt. — Nun wollte ich, Sie hätten mich vorbereitet; denn kommt sie hierher oder dahin, wo ich bin, so bekomme ich sie wahrscheinlich zu sehen, und ganz sicher, wenn Jemand im Hause oder einer meiner Leute davon befallen wird.

Was mein Befinden betrifft, so habe ich in Castell und Anfangs hier mich oft recht matt gefühlt und der Berg wurde mir zu steigen schwer. Indes da ich ihn nun fast täglich gestiegen bin und langsam gehe, geht es beßer. Nur war mir der Athem oft kurz, besonders in der Kälte, mit einem steten Druck auf der Brust. — Der Fuß war noch lange lahm; nun ist er nach vielem Waschen mit kaltem Waßer beßer geworden, aber doch noch nicht ganz ohne alle Schwäche.

Rudolstadt, am 23. Juni 1837.

— — —

Ich bezweifle jetzt immer mehr, daß ich je Bückeburg wiedersehe. Es thut mir zwar sehr weh. Aber immer so Vieles gegen meine Ueberzeugung zu sehen, verschlucken zu müßen, was ich Unedles und Gemeines sehe, nicht ändern zu können, daß das in Bückeburg immer weiter um sich greift, das ist mir eine wahre Pein gewesen. — Hier lebe ich in Ruhe; von vielen Seiten zeigt man mir, daß man mich gern sieht, und das ist doch auch angenehm. Die Fürstin-Mutter aber hat eine wahre Angst, daß ich fortgehen könnte. Es sind hier nicht viel interessante Menschen, und das ist traurig für sie. Ich gedenke meist hier mein Hauptquartier zu halten und von hier aus Reisen zu machen.

Der Sommer verstrich im Allgemeinen ruhig für die Prinzessin, obwohl sie sich keineswegs wieder ganz gesund fühlte. Eine erquickliche Ablenkung von ihren trüben Erinnerungen, sowie von dem fast täglichen Aerger, den ihr ein älterer Schützling bereitete, gewährte ihr die nahe bei Rudolstadt gelegene Erziehungsanstalt für Knaben in Keilhau, welcher sie selbst mehre von ihren Zöglingen anvertraute und eben dadurch mit den dortigen Lehrern in stetem, lebendigem Verkehre blieb. Die körperlichen Uebungen und Ar-

beiten, Turnen u. s. w., die sehr eifrig in der Anstalt betrieben wurden, hatten ihren besonderen Beifall.

Im Beginne des Winters nahmen die Vorgänge in Göttingen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Auf den offenen Protest der Sieben hin schrieb sie mir am 14. December:

„Nach meiner Ansicht gehen die Sieben allerdings einen offenen, ehrenwerten Weg und handeln nach Ueberzeugung. Jeder muß ihre Erklärung und ihr Benehmen achten. Diese meine Ansicht kannst Du ihnen nur mittheilen, wenn ihnen an der Ansicht einer so unbedeutenden Privatperson etwas liegen kann."

Indes war bereits die Absetzung aller Sieben und die Verbannung von Dreien derselben erfolgt. In höchster Erregung schrieb sie mir:

Am 18. December 1837.

Also wirklich! — Vor einigen Stunden erhielt ich Deinen Brief. Wie leid thut mir Deine Nachricht, und ich theile Schreck und Schmerz mit Dir, solche ehrenwerte Männer so behandelt zu sehen. Es ist, wie mir scheint, eine thörichte, harte und unvorsichtige Maßregel, die sich mit der Zeit an sich selber strafen muß und die die Geschichte einmal mit gerechtem Urtheile richten wird. — Gott gebe, daß die Studenten sich ruhig halten, sonst stehst Du mit für Gesetz und Ordnung, wie Du es richtig fühlst, und gehst dann fort, natürlich hieher zu mir.

Am 24. December.

Ich begreife nicht recht, daß Ihr nicht alle fortgeht. Es scheint mir dieß beßer, als in einem Orte zu bleiben, wo man stets mistrauisch angesehen wird und die besten Lehrer fortgeschickt sind. Ich erwarte täglich Dich hier eintreffen zu sehen; denn nach den Schritten der Regierung sollte jeder Fremde gehen und nicht wieder kommen.

Indes verzog sich mein Fortgang noch bis Mitte Februar, indem ich eine Arbeit vollenden und dazu die dortige Bibliothek benutzen wollte.

Ich sah die Prinzessin alsdann seit ihrem Weggange von Bückeburg zum ersten Mal wieder und fand sie sehr aufgeregt, angegriffen und vielfach verändert. Die ganze traurige Katastrophe wurde mündlich sehr ausführlich und wiederholt behandelt und besprochen, wobei mir dieß deutlich hervortrat, daß ihr Verstand ihr die Rückkehr nach Bückeburg für immer untersagte, während ihr Herz mit tiefem Heimweh sie dorthin zog. Dieß stille Heimweh, das zeitweise sich auch lauter äußerte, z. B. als die ganze Bürgerschaft von Bückeburg sie dringend um Rückkehr in die Heimat bat, hat sich auch später nie verloren; sie hat es mit ins Grab genommen.

Einen großen und wohlthuenden Ersatz für Vieles, was sie in Bückeburg zurückgelaßen, hatte sie freilich an ihren älteren Freundinnen, der verwitweten Fürstin-Mutter, Karoline Luise von Schwarzburg-Rudol-

stadt und deren Schwester Luise Ulrike, Witwe des Prinzen Karl Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, erhalten. Dazu kam öfters noch auf längeren Besuch die dritte Schwester, die verwitwete Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin, Stiefmutter der edlen, unglücklichen Helene, Herzogin von Orleans. Drei hochherzigere Frauen wird man nicht leicht in einem Fürstenhause finden. Sie gehören einer an den Fürstenhöfen schon entschwundenen Periode an, jener klassischen Zeit, wo noch Fürsten und Dichter mit einander „auf der Menschheit Höhen" gingen, und ich schätze es zu den schönsten Begegnissen meines Lebens, daß mir das Glück zu Theil wurde, neben der Prinzessin Karoline auch diese drei herrlichen Fürstinnen näher kennen zu lernen. Es sei gestattet, hier noch einige Worte über dieselben beizufügen.

Die Fürstin-Mutter (Landgräfin zu Hessen-Homburg, geboren am 26. August 1771, vermählt 1791 an den damaligen Erbprinzen [seit 1793 Fürsten] Ludwig Friedrich von Schwarzburg-Rudolstadt) war noch im höheren Alter bei vielfachen körperlichen Leiden eine Frau voll Geist und Leben, voll regen Interesses für alles Schöne, Gute und Wißenswerte, und hatte früher der Prinzessin Karoline oft vorgeworfen, daß sie eigentlich ihren Lebenszweck verfehlt habe, weil sie nicht geheiratet. Daraufhin führte die Prinzessin ihr meinen Bruder, Schoof und Heermann als ihre Pfleglinge zu, und nun war die Fürstin, die in ähnlicher Weise talentvolle junge Leute, Künstler u. s. w. unter-

stützt hatte, mit der Thätigkeit der Prinzessin zufrieden. Aus demselben Grunde wurde ich der hohen Frau vorgestellt und hatte mich ihrer huldvollen Theilnahme bis an ihr Lebensende zu erfreuen. Mit dem regsten Antheile folgte sie meinen damaligen orientalischen Studien, über die ich berichten mußte; vor allem aber interessirten sie religionsgeschichtliche und philosophische Erörterungen, wie sie mich selbst gerade in jener Zeit sehr lebhaft beschäftigten und deshalb vielfach zwischen uns zur Sprache kamen.

So hatte sie immer Anstoß daran genommen und es nicht begriffen, daß die orientalischen Völker, sonst so begabt und poetisch, so lange in einem geistlosen, rohen Götzendienste hätten befangen bleiben können, und als ich versuchte, dieß Rätsel zu lösen und die auch der Naturreligion zu Grunde liegende wahre Gottes-Idee zu entwickeln und die Verehrung von Naturgegenständen auf ihren tiefern geistigen Grund zurückzuführen, so sagte sie: „Das ist mir ein wahrer Trost, was Sie mir da sagen, und so ist der Götzendienst (Naturdienst) also eine Vorahnung und Vorstufe, die der jüdischen und christlichen Religion vorhergehen mußte.“

Großen Anstoß erregte ihr Strauß' Leben Jesu, das alles gesunde religiöse Leben vergiften müße, wie sie meinte. Ich konnte und wollte mich in keine kritische Erklärung einlaßen, sondern bemerkte, daß es nicht für gläubige Christen geschrieben sei; aber für wißenschaftliche Zweifler sei ein solches Buch der beste

Weg, aus den Zweifeln heraus und zu einer festen geschichtlichen Ansicht zu gelangen. Ich wolle zugeben, es sei ein Giftbuch; aber der Himmel selbst habe ja Giftpflanzen geschaffen, nicht für die Gesunden; aber mancher Schwerkranke könne nur durch solches Gift gerettet werden. Und ebenso vermute ich, daß auch Giftmenschen wie Strauß und andere nicht ohne den Willen der Vorsehung erschienen seien.

Die Fürstin schwieg hierauf und war sehr ernst. Dann sagte sie: „Ich danke Ihnen! Sie haben mir da einen ganz neuen Gesichtspunkt eröffnet; es war recht dumm, daß ich Dinge und Menschen verurtheilt habe, die ich nicht verstand.“ —

Wilhelm von Humboldt spricht im 66. Briefe an seine Freundin so schön über die Fürstin und er ist zugleich ein so gewichtiger Zeuge, daß die Stelle hier mitgetheilt zu werden verdient:

„Rudolstadt, am 2. Januar 1827.

— — —

Die verwitwete Fürstin ist eine der Frauen, wie man sie sehr selten findet. Ich kenne sie seit meiner Verheiratung. Wir heirateten in derselben Zeit, und ich war unmittelbar nach meiner Verheiratung mit meiner Frau, mit der sie sehr freundschaftlich verbunden ist, einige Wochen hier, so daß mir der Ort auch wegen dieser Erinnerung sehr lieb ist. Die Fürstin war sehr jung, ungemein liebenswürdig und schön. Als ich mit meiner Frau später in Rom war, kam

sie mit dem Fürsten auf einige Monate hin (1803) und wir lebten auch da viel mit einander.

Bald nachher wurde sie Witwe und während der Minderjährigkeit des Prinzen Regentin des Landes (1807—1814). Sie führte in den schwierigsten Zeiten diese Regentschaft mit großer Klugheit, und stets mit der Güte und Wohlthätigkeit, durch welche Fürsten, besonders in kleinern Ländern, sich von ihren Unterthanen auch persönlich verehrt und geliebt machen können. Seit der Fürst die Regierung übernahm und die Erziehung der andern Kinder vollendet ist, lebt sie bloß sich selbst, arbeitet und studirt für sich; sie besitzt sehr viele Kenntnisse, vorzüglich aber das, was man nicht ohne eignen tiefen und umfaßenden Geist erwirbt. Ihre Briefe sind gleich geist- und seelenvoll, und im Gespräch äußert sich dasselbe noch lebendiger und immer mit der größten Einfachheit und Bescheidenheit. Sie ist daher auch eigentlich kaum gekannt, nur bei den Wenigen, die der Zufall ihr näher gebracht hat.

Sie ist sehr religiös, verbindet das aber so schön mit dem tiefsten und freiesten philosophischen Nachdenken, daß die Religiosität ihr dadurch nur noch mehr eigen wird. — Sie leidet jetzt sehr an den Augen, was sie unglücklicherweise sehr am Lesen und Schreiben hindert. Sie hat dabei noch einen andern, ganz wunderbaren Zufall, nämlich, daß sie seit mehreren Jahren durchaus nicht fahren kann. Sie hat das Unglück gehabt, damals durch ein wunderbares Ungefähr

unmittelbar vor ihrem Schloße sehr gefährlich umzuwerfen. Sie hat dabei nichts gebrochen, aber einen so heftigen Stoß und eine so gewaltsame Erschütterung bekommen, daß ihr seitdem, so oft sie versucht hat, in den Wagen zu steigen, kurz darauf übel wird und sie in Ohnmacht fällt. Sie hat also ganz auf alles Fahren verzichtet und entfernt sich nur so weit von ihrem Wohnort, als sie zu Fuß gehen kann. Vermutlich haben die Nerven des Rückgrates gelitten und geraten durch die Erschütterung, die der Wagen doch immer gibt, in eine krankhafte Stimmung, die sich dem Gehirn mittheilt.

Rudolstadt selbst ist eine der schöneren und sehr schönen Gegenden Deutschlands; ich habe es in allen Jahreszeiten gesehen, und es ist sogar jetzt mitten im Winter sehr schön, obgleich dann bloß ernst und feierlich, durch den prächtigen Kreis schöner und nahe liegender Waldgebirge. Ganz vorzüglich ist die Ansicht vom Schloß, das auf einem bedeutend hohen Berge liegt. Der Fürst hat aber ein anderes Schloß, etwa 3 Meilen von hier, das alte Stammschloß der Familie Schwarzburg. Das liegt noch eigenthümlicher, mitten in Wäldern auf einer mäßigen Anhöhe, die eine schöne Wiese voll Wildpret und einen rauschenden Bergbach, die Schwarza, vor sich hat, aber in sehr kleiner Ferne von hohen, meist mit Tannen bewachsenen Bergen umgeben ist. Ich war dort einmal vor vielen Jahren mit der Fürstin und ihrer Familie eine Woche im Sommer und fand es ungemein schön.

Wenn die edle Fürstin jetzt das Schloß besuchen will, geht sie zu Fuß in zwei, drei Tagereisen dahin." —

Sie überlebte die Prinzessin Karoline um 8 Jahre und starb fast ganz erblindet am 20. Juni 1854 in Rudolstadt.

Ihre Schwester Luise, geb. am 28. Oktober 1772, Witwe des 1825 verstorbenen Prinzen Karl Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, Oheims des jetzt regierenden Fürsten, war an Charakter gleich edel und hochsinnig wie ihre Schwester. Streng gegen sich selbst und nur für Andere lebend, hat sie unter den schwersten Prüfungen wahre Seelenstärke und ein unerschütterliches Gottvertrauen bewiesen. Nachdem sie ihre beiden Prinzessinnen-Töchter, die ältere Karoline (an den Prinzen Georg von Anhalt-Dessau vermählt) schon 1829, die jüngere Marie (an den damaligen Erbprinzen Günther von Sondershausen vermählt, im Jahr 1833 durch den Tod verloren hatte, mußte sie auch noch erleben, daß ihr jüngster Sohn, der in östreichischen Diensten stehende Prinz Wilhelm, 1849 in Dresden, wo er Heilung von einem Augenleiden suchte, während des Maiaufstandes durch ein unglückseliges Misverständnis von den Preußen, die ihn für einen Rebellen hielten, auf entsetzliche Weise getödtet wurde. Eine wahre Dulderin, lebte sie bei ihrer Schwester und hat unter allen solchen Trübsalen und erschütternden Schicksalsschlägen ein herrliches Zeugnis von der Kraft des echt christlichen Glaubens abgelegt. Sie blieb, obwohl fast taub und blind, geistig frisch, wie

ihre Briefe zeigen, und war bis an ihr Ende ein Muster reinster Herzensgüte und edelster Humanität. Sie folgte nach kurzem Kranksein schon nach 3 Monaten ihrer Schwester, am 18. September 1854.

Indes durfte die Prinzessin Karoline, so lange sie lebte, der treuen Freundschaft dieser auserwählten fürstlichen Schwestern sich erfreuen: ein Glück, das sie selbst sehr zu schätzen wußte und für das sie in tiefster Seele dem Himmel dankbar war.

Sie suchte nun außerdem in Rudolstadt sich einen neuen Wirkungskreis zu schaffen, wie in Bückeburg, aber natürlich in sehr verkleinertem Maßstabe. Nicht ohne große Schwierigkeit wurde ein Singverein zu Stande gebracht und zu Ostern 1838 das Requiem von Mozart aufgeführt. Obwohl selbst vielfach an heftigem Kopfweh und an Gesichtsschmerzen leidend, wodurch sie oft wochenlang ins Bett gebannt wurde, war sie äußerst thätig bei der Einübung und hatte dann die Freude, daß die Aufführung im Allgemeinen gut von Statten gieng.

Wie sie selbst über ihr Leben in jener Zeit schrieb, ersieht man aus dem Brief an Dr. Heermann, S. 156.

Den Winter 1839 war sie fast beständig leidend. Die durchlebten Stürme und Gemütserschütterungen wirkten noch lange in ihr fort und ließen ihre angegriffenen Nerven zu keiner rechten Ruhe wieder kommen. Sie schrieb mir am 30. Mai 1839:

„Lieber Ernst! Da ich seit Ende Januar beständig an dem fatalen Gesichtsschmerz und dessen Folgen ge-

litten habe, so mußte ich zu Bett liegen, um es auszuschwitzen. Weil aber die Aerzte es nicht glauben wollten und mich in die Luft schickten, so fiel mir der Rheumatismus auf die Brust. Dann, als ich etwas beßer war, mußte ich wieder heraus; darauf bekam ich abermals Kopfschmerzen, mußte wieder ins Bett, dann wieder heraus, worauf mirs in die Beine fuhr. Ich konnte nur mit Mühe gehen und war sehr matt dabei. So stand es mit mir vor einem Monat. Da die Aerzte mir nichts mehr geben wollten, so ertrug ich es 14 Tage lang, ohne weiter zu kommen. Dann aber kurirte ich mich selbst, steckte die Beine des Nachts in einen Sack mit abgepflückten Birkenblättern und nahm innerlich meine Zuflucht zu einer alten Arzenei des Herrn von Möller, bestehend aus Baldrian, Orangen und Chinin, und siehe da, nun geht es viel beßer, obgleich ich noch nicht ganz hergestellt bin. Aber ich werde mit den Mitteln fortfahren."

Im August gebrauchte sie das Bad in Kissingen und schrieb darüber am 15. September 1839:

„Ich bin noch immer nicht recht wohl und kann Kissingen noch wenig rühmen. Nun gehe ich mit dem Gedanken um, nächstes Jahr im Herbst Italien zu besuchen und den Winter im wohlfeilen Malta zu bleiben, und da ich einen Begleiter wünsche, so denke ich, es paßte für Dich. Was sagst Du dazu? — Vielleicht könntest Du von da Algier, Aegypten, Griechenland, Konstantinopel besuchen. Rede aber noch mit Niemand davon, da ich nicht weiß, ob es angehen wird."

Diese Reise blieb leider ein frommer Wunsch, so förderlich sie auch unstreitig für die Gesundheit der Prinzessin gewesen wäre; denn sie kränkelte fast den ganzen Winter hindurch und schrieb mir am 10. April 1840:

„Ich bin seit vorigem Jahr noch immer nicht ganz wohl, obgleich es dieses Frühjahr nicht gerade schlimmer mit mir wurde. Nur habe ich noch beständig einen etwas lahmen Arm und steife Kniee, das soll nun auch weg durch eine Kräuterkur, die ich auf Starke's Rat bald anfangen werde.

Am Freitag führten wir ‚die sieben Worte‘ von Haydn auf, und es ging über alle Erwartung vortrefflich — ohne den Kapellmeister, der nichts damit zu thun haben wollte. Herr Eberwein dirigirte und die Begleitung war Doppel-Quartett. Die Aufführung fand in der Schloßkirche statt und alle sind verwundert, daß wir das Ganze so vollendet zusammengebracht haben.“

Im December schrieb sie:

„Ich merke es diesen Winter wieder recht, wie gut mir die Wärme thut. Im Bett z. B. bin ich ohne Schmerzen; aber wie ich auf bin und kalt werde, stellen sich in den Gelenken, in der Kinnlade und vor den Ohren die Schmerzen wieder ein. Hätte ich Geld, wie lange wäre ich in Italien!

Die Fürstin-Mutter, Prinzeß Karl, Diakonus Gräf und Professor Leo laßen ihre Theilnahme zur Doktor-Promotion Dir melden. Die Fürstin-Mutter insbesondere läßt Dir sagen, daß sie vielen Antheil an

Deinem Wohlergehen und Deiner ferneren Richtung nähme und sehr wünsche, Du möchtest einmal wiederkommen. Ich möchte es auch, wenn man nur dazu immer gleich die Mittel hätte! — — In Keilhau sind jetzt vier Knaben unter meiner Obhut, die mir auch zu thun machen."

Rudolstadt, am 23. Februar 1841.

Lieber Ernst! Gestern erhielt ich Deinen traurigen Brief mit der für uns so betrübenden Nachricht, daß Du einen vortrefflichen Bruder, die Welt und seine Freunde einen redlichen, für das Gute eifrigen Menschen verloren haben. —

Die Nachricht hat mich ganz niedergeschmettert. Dein baldiger Brief, das schwarze Siegel ließen mich vermuten, es sei mit Heermann übel gegangen; denn leider ist bei dem zu lange vernachläßigten Halsübel wol wenig für ihn zu hoffen. Aber nun noch einen so ganz unerwarteten Verlust zu erfahren! Ich war wie erstarrt und bekam nachher so heftiges Kopfweh, daß ich nur liegen konnte. Heute ist es beßer und ich muß Dir und der armen Josephine schreiben. Wer hat Dir denn die Nachricht mitgetheilt?

Dein Bruder und Heermann haben sich beide nicht geschont und besonders hat Dein Bruder sich überarbeitet. Nun kann er für diese Welt nicht mehr nützen und betrübt uns so. Schone Du Dich doch ja! denn auch Deine Gesundheit hat schon durch Nachtarbeiten gelitten.

Am 2. April 1841.

Lieber Ernst! wäre ich nicht krank und schwitzend zu Bett gewesen, so hättest Du längst einen Brief von mir erhalten. Nun bekam ich vorgestern Deinen Brief nebst den Büchern. Ich danke und wünsche Dir Glück zu der begonnenen Laufbahn als Erklärer des alten Testamentes. Mögest Du Neues und Wichtiges zu Tage fördern! — Nur schone Dich! hörst Du? Schone Dich für mich, für Deine Eltern und für die Wißenschaft! Dein Bruder Wilhelm ist nun auch krank. Es liegt zu viel auf den guten Eltern. Gott erhalte ihnen den Kleinsten doch auch! —

Am 3. April.

Ich schickte gestern den einen Joel von Dir an die Fürstin=Mutter mit einer kleinen brieflichen Anfrage, ob sie das Buch annehmen wolle. Nachmittags besuchte sie mich, da ich krank bin und seit drei Wochen nicht ausgehe, und sagte: sie nähme es mit Vergnügen um der Sache und um Deinetwillen an. Ich möchte Dir danken und sagen, daß sie an Deiner Trauer neulich viel Theil genommen habe. Sie hegte so große Hoffnungen von Karl.

Am 6. November 1841.

— — —

Eine rechte Freude hatte ich vorige Woche, indem Karl Langerfeldt, jetzt Kammersekretär, hier war, um seinen jüngsten Bruder Rudolph nach Keilhau zu

bringen. Er war nur 10 Tage hier. Wir hatten viel auszutauschen, Gutes und Böses, Heiteres und sehr Trübes. Sein Herz ist mir und dem Guten treu geblieben, und das hat mich gefreut. Er und sein Gesang" haben hier gefallen, besonders den zwei Fürstinnen und der Großherzogin von Mecklenburg, sowie der vierten Schwester, der Herzogin von Dessau, welche noch Deines Recitativs gedachte. — Karl und Otto scheinen sehr glücklich verheiratet, und so hofft der Vater wieder etwas Freude in den Töchtern und Enkeln zu finden.

Rudolstadt, den 14. April 1842.

Lieber Ernst! Sehr hat es mich gefreut, daß ich Dich hier wiedergesehn. Ich hoffe, daß Du in den 4 Jahren der Vorbereitung in Tübingen etwas Tüchtiges gelernt hast, so daß Du der Wißenschaft nützen und zugleich eine sittlich edlere Richtung im Leben verbreiten helfen wirst. Daß ich dazu ein ganz klein wenig beitragen konnte, wird mich immer erfreuen; denn die Hauptsache liegt doch in Deiner Geburt, Deinen Anlagen, Deinen Eltern, der genoßenen Erziehung und Schule, was Du so wie ein Jeder einer höheren Macht verdankst, von der wir mit unsrer ganzen Umgebung und Stellung beim ersten Erscheinen in der Welt schon abhängen*). Es

---

*) Ich bitte mit diesen eigenen Aussprüchen der Prinzessin die S. 187 angeführte Behauptung der Frl. M. zu vergleichen,

ist Vieles, Vieles für Dich sehr günstig gewesen, wie unter andern die frommen Eltern, die ländliche Einfachheit, der erste Lehrer, der sich in der Schule Deiner annahm (Konrektor Krieger), die manchen kleinen Widerwärtigkeiten nachher und so alle Umstände, die den Menschen vorwärts treiben oder verderben, je nachdem seine erste Richtung genommen war. Gewiß Deinen Eltern verdankst Du unendlich viel; denn sie sorgten gut für Eure erste Entwicklung.

Ich sende Dir die zwei ersten Lieder, die ich abschreiben konnte; die Melodie des einen (das getreue Herz von Paul Flemming) ist entstanden wie Du weißt, seit Du hier warest, obwol ich die Augenblicke dazu am Klavier stehlen mußte, wenn meine Nachbarin abwesend war. Bitte, sing' sie, ohne zu sagen von wem sie komponirt sind, und schreib' mir dann das Urtheil darüber. Es wird auf die Art unbefangener ausfallen.

Die Bergrätin Junot wünschte sehr, daß Du ihren Bruder (Schiller) kennen lernen möchtest, der nicht weit von Tübingen angestellt sein soll. Sie will mir nächstens einen Brief für ihn zur Einlage geben.

Rudolstadt, am 3. Oktober 1842.

Lieber Ernst! Es hat mich ungemein erfreut, aus Deinem Briefe von der Mitte des September zu

---

daß nach der Ansicht der Prinzessin jeder Mensch Alles aus sich machen könne, was er wolle (!!).

sehen, daß Du wohl genug warest, um an eine Reise nach Heidelberg zu denken. Möge sie ausgeführt und Dir gut bekommen sein und Du Deine Schwägerin sowie ihren lieben Kleinen wohlauf gefunden haben.

Nun denke aber: ich bin ordentlich krank gewesen seit drei Wochen, sonst hätte ich Dir geantwortet. Die Busche'sche Familie nimmt mir jetzt meine Begleiterin und Zöglingin ohne Weiteres weg, und zwar auf eine so unartige, rücksichtslose Weise, daß diese mir noch unangenehmer und verletzender ist, als die Sache selbst, und dazu gehört viel. Jeder Brief enthält Unangenehmes. Das ging den ganzen Sommer und Herbst so fort. Erst antwortete ich nicht; endlich mußte ich mich vertheidigen. Die Antwort darauf war wieder kränkend. Ich schrieb abermals und bekam Tags darauf heftiges Kopf- und Augenweh, Schmerz in allen Gliedern, Fieber u. s. w., so daß man ein Nervenfieber befürchtete. Indes ist es bei einem katarrhalischen Krampfhusten und Schnupfen geblieben. Seit vier Tagen stehe ich wieder auf und kann mich sitzend beschäftigen; acht Tage lang aber konnte ich gar nichts thun, auch nicht schlafen, und da hat mich denn jenes schonungslose Verfahren sehr gequält, indem ich — um Niemand anzustecken — allein in der Stube war, mit meinen unangenehmen Gedanken beschäftigt.

In der zweiten Woche konnte ich trotz Husten und Schnupfen doch lesen und da habe ich von Steffens: Was ich erlebte, durchgenommen. Er schreibt sehr breit und läßt überall eine große Eigenliebe und Eitel-

keit durchblicken. Als Schilderung seiner Zeit aber ist das Buch ziemlich interessant, obwol er selbst wenig Eigenes und Originales zu haben scheint. Die Umstände und die Menschen drücken ihm überall ein anderes Gepräge auf und zeigen, daß er trotz aller Anmaßung doch wenig selbständig war, was mir bei einem Manne immer als Schwäche erscheint. —

Welche schöne deutsche Worte, kurz, würdig, bescheiden und kräftig redete Erzherzog Johann in Köln, Mainz und Heidelberg! „Kein Oestreich! kein Preußen! sondern das ganze Deutschland!“ Welche gute Lehre für das prahlerische eitle Preußen!

Rudolstadt, den 24. März 1843.

Ich erwarte täglich die Nachricht von Heermanns Erlösung und kann beinahe nichts anders denken, als seinen Zustand. Es ist mir, als ob es in diesen Tagen mit ihm zu Ende sei. Gestern bildete ich es mir ein. Gott möge ihm Geduld verleihen bis ans Ende! — Daß er und Dein Bruder mir voraneilen würden, habe ich nicht erwartet. Wie dunkel sind oft Gottes Wege, wie unerforschlich! Wir meinen, sie beide hätten hier noch so nützlich werden können. Nimm dazu noch E. Windt! Welch ein Kleeblatt! —

Mir geht es sonst ziemlich ordentlich; nur den Wind aus Osten und Norden und den steten Wechsel ertrage ich nicht gut. Bedenke, ob es nicht beßer wäre, wenn Du jetzt nur nach Heidelberg gingest, da es bis hier, wie ich fürchte, bei dieser Jahreszeit zu weit ist.

Schone Dich nur! Ich bin sehr betrübt, daß Heermann Deinem Bruder so bald folgen soll. Beider Schicksal ist ein sonderbares; darüber einmal mündlich. Erhalte Du Dich wenigstens für

K. P. z. S. = L.

Rudolstadt, am 19. Februar 1844.

Im Fall der angeregte und beantragte Ruf nach Marburg wirklich an Dich ergehen sollte, so wäre ich natürlich dafür, daß Du unter allen Umständen gingest sowohl wegen Ewalds, als auch wegen der anderen peinlichen Begegnungen, denen Du nicht immer wirst ausweichen können. Du hast schon Aerger genug geschluckt in Tübingen und fängst in M. ein neues Leben auf neuer Grundlage an. Du wirst das ebenso ansehen.

Ich bitte Dich, schaffe Dir doch auf meine Rechnung Reventlows Mnemotechnik an. Er ist ein ganz anderer Mensch und seine Methode eine ganz andere, als Du Dir dachtest. Die Lehrer in Keilhau, besonders Herr Barop und der sehr gescheute Dr. Besser haben seine Methode, als Verstand und Geist bildend, angenommen. Er war nämlich auf meine Veranlaßung, indem er zur Abfaßung eines zweiten Buches Ruhe wünschte, einige Monate in Keilhau und gab dafür Unterricht. Herr Dr. Besser wohnte allen Unterrichtsstunden selbst bei, da er anfangs mistrauisch gegen ihn war; bekam jedoch bald eine ganz andere Meinung von ihm und seiner Lehrmethode, die jetzt auch sonst weitere Anerkennung finden soll.

Im Jahre 1844 erschütterte sie der längst vorhergesehene Tod des Professors Heermann in Tübingen und des Pastors Schoof in Bückeburg aufs tiefste, obwohl es nicht ihre Art war, sich in lange Klagen über solche Schicksalsschläge zu ergießen.

Von Ende Juli bis gegen das Ende des August war sie vier Wochen zum Besuch in Philippsthal, der erste und einzige etwas größere Ausflug, den sie seit langer Zeit unternahm. Aber zu einer gründlichen Erholung und Herstellung konnte sie nicht gelangen. Sie schrieb mir:

Rudolstadt, am 18. September 1844.

Lieber Ernst! Kaum war ich acht Tage hierher zurückkehrt, als ich etwas unwohl wurde und nach abermals acht Tagen sehr heftiges Erbrechen und Fieber bekam, dazu einen Rotlauf im Gesicht. Heute bin ich zum ersten Male wieder schreibfähig und etwas früher aufgestanden, da ich meist zu Bett bleiben mußte, und eile nun, Dir einige Zeilen zu senden.

In Dresden findest Du bei Herrn Houpe aus Stadthagen, einem Chemiker, einige Empfehlungen. Er selbst, ein alter Junggesell, thut in Bückeburg viel Gutes und hilft den Bückeburgern, die ihn besuchen, gern. Außerdem wünschte ich, daß Du den Hofrat und Oberbibliothekar von Falkenstein kennen lernen mögest. Er war mein vortrefflicher Begleiter und Beschützer auf der Reise nach England und wird Dir gefallen. Ferner schicke ich Dir Empfehlungen an

den Professor Krauchlin und den Ober-Konsistorialrat Tittmann, beides Bekannte von mir; ebenso an den Bildhauer Rietschel, einen bescheidenen, sehr angenehmen Mann.

Bei meiner Rückkehr von der ersten Orientalisten-Versammlung in Dresden war ich 14 Tage zum Besuch bei der Prinzessin in Rudolstadt und fand, daß sie in den drei Jahren, in welchen ich sie nicht gesehen hatte, recht gealtert war. Aber nur das Gesicht verriet die Spur einer solchen Abnahme; der Geist war noch rüstig und rege wie je, ja nur vielfach zu rege, krankhaft erregt, und flößte deshalb Besorgnisse ein.

Es wurden zunächst die trüben Erfahrungen, die sie mit einigen Zöglingen und Schützlingen gemacht, nochmals sehr ausführlich besprochen, so gerne ich auch dieß aufregende Thema vermieden hätte. Ueber F. S. und besonders über B. konnte sie sich gar nicht recht faßen, weil ein Betragen, wie es diese ehemaligen Schüler gegen sie an den Tag legten, ihr unbegreiflich schien. Aber es läßt sich nicht läugnen, daß die Prinzessin selbst einen Theil der Schuld trug, wenn es mit diesen wie schon früher mit einigen andern Schülern wie mit D. zum offenen, unheilbaren Bruche kam. Sie ließ dabei der Eigenthümlichkeit des Charakters und der Begabung nicht immer die gebührende Rücksicht widerfahren, konnte sich im vorgerückteren Alter auch nicht so leicht mehr in eine von der ihrigen abweichende Denkungsart finden, und so machte sie

namentlich den Kandidaten B., der ihr sonst treu und dankbar ergeben war, förmlich störrisch und widerspenstisch.

Er war von Natur sehr ernst, verschloßen und ungesellig, etwas hausbacken verständig und derb, sollte nach dem Wunsch der Prinzessin Organist werden, da er gut Klavier spielte, während er Theolog zu werden wünschte und dazu dann auch von der Prinzessin die Mittel erhielt. Er war aber ein Spätling und nicht mehr jung, hatte jedoch fleißig studirt. Nun fand sie sein äußeres Wesen so steif und hölzern, so wenig manierlich, seine Umgangsformen so wenig fein, beweglich und gebildet, daß sie mit Tadeln und Zurechtweisungen schier nicht fertig wurde. Das that nicht gut. Anfangs nahm er diese Erinnerungen ruhig hin; dann ärgerten sie ihn; er antwortete unartig darauf, und da ihm das neuen Zank zuzog, so beobachtete er zuletzt ein hartnäckiges Schweigen bis zu seinem längst gewünschten Fortgange von Rudolstadt. Er war zudem heimlich versprochen und wünschte möglichst bald eine Stellung im Leben, die ihm das Heiraten gestattete: ein Wunsch, den ihm Niemand verdenken wird; nur die Prinzessin, der seine Verlobung nicht verborgen blieb, meinte, er hätte sich selbst erst noch mehr ausbilden und dann eine passendere Frau sich auswählen sollen.

Das Bild dieser gegenseitigen Verstimmung und Entfremdung ist zu verdrießlich, als daß ich es hier noch weiter ausführen möchte. Nur ein Zug zur Charakteristik der Misgriffe, welchen die edle Frau vielfach beging, sei noch kurz erwähnt.

Sie hatte für B. eine neue Bettdecke machen laßen und gab sie ihm eines Mittags, daß er sie mit nach Haus nehmen sollte. Er bat, daß er sie durch seine Magd holen laßen dürfe. Darüber gab es eine lange Zurechtweisung. Sie trug mir den Fall vor und fragte: „Jetzt bittte ich Dich, würdest Du Dich genirt haben, die Bettdecke heimzutragen?“ Ich sagte: „Bei Nacht gerade nicht, wohl aber am Tage.“ „Ei, warum denn?“ Ich erwiderte etwa: „Unser Eins muß alles Auffallende im Leben meiden, wodurch er theils Misverständnisse erregen, theils sich lächerlich machen kann. Sähe mich z. B. ein gewöhnlicher Mann oder eine Magd am Tage mit der Bettdecke durch die Straßen gehen, so hieße es sicher: der Geizhals mag der Magd keine 6 Kreuzer geben und schleppt dafür die Bettdecke selbst heim. Ein Gebildeter aber würde denken: ich glaube, der Dr. Meier will sich bemerklich machen und den Sonderling spielen, aber ich hätte ihm doch mehr Geist zugetraut und nicht gedacht, daß er sich je in der Rolle eines Bedienten gefallen könne!“

Sie lächelte höchst gutmütig zu meiner Erörterung und sagte: „Ihr seid sonderbare Menschen“, und damit war dieß Kapitel für immer abgethan. Sie selbst war in dieser Beziehung sehr frei und genirte sich z. B. nicht, auf dem Wochenmarkte Eier u. dgl. einzukaufen und mitzunehmen, wenn sichs gerade so traf. Allein die Stadt machte auch ihre Glossen darüber.

Etwas Aehnliches wie B. begegnete übrigens mir selbst einmal in Bückeburg. Ich hatte an einem

Herbstabend viel bei ihr gesungen und war erhitzt; draußen war es sehr kalt geworden und da ich beim Fortgehn keinen Mantel hatte, so holte sie mir den ihrigen. Ich sträubte mich, in einem Damenmantel durchs Schloß und die monderhellte Stadt zu gehen; allein es half nichts; „die Gesundheit geht vor“, sagte sie, und so ließ ich mirs in Gottes Namen gefallen. — Sie ertrug übrigens sonst recht gut jeden Widerspruch, wenn er anständig vorgebracht wurde, und da fehlte es bei B. ganz besonders. Er platzte schroff, derb und absprechend mit seiner entgegengesetzten Ansicht heraus, oder machte ein verletztes Gesicht dazu und schwieg gänzlich, und so war die Trennung denn gegenseitig erwünscht und notwendig geworden.

Geist- und gemütvoller war die Unterhaltung jedesmal in der Gesellschaft der beiden Fürstinnen und deren Schwester, der Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin, einer Dame, die gleich ihren Schwestern die höchste geistige Bildung mit der tiefsten Religiosität und Anspruchlosigkeit aufs schönste und erfreulichste in sich vereinigte, und der wol Niemand ohne die innigste Verehrung und Bewunderung nahe gekommen ist. Namentlich zeigte sie auch — was mich besonders anzog — ein tiefgefühltes Verständnis für alles echt Poetische in der vaterländischen wie in der auswärtigen Literatur. Die Stunden, welche ich damals öfters in diesem seltenen Kreise zubringen durfte, sind mir um so unvergeßlicher geblieben, als

ich die beiden Fürstinnen wie die Prinzessin Karoline seitdem nicht wiedersehen sollte. —

Ohne nennenswerte Ereignisse verstrich der Herbst und Winter. Nur ihr körperliches Befinden war sehr schwankend und nicht gut. Sie klagte viel über Kopfweh und Gesichtsschmerzen, gegen welche letztere sie den Keil'schen magnetisch-galvanischen Apparat mit Erfolg gebrauchte.

Im Sommer 1845 war sie vielfach durch Besuche beunruhigt und belästigt. Sie schrieb:

„Es ist mir nicht möglich gewesen, Dir mit Ruhe ein paar Worte zu schreiben. Es waren viele fremde Besuche da, E. Begemann, Grimm, Wolbrecht (der Landwirt), ein recht tüchtiger Mensch. Dann kam ein Violinspieler Gülomy, aus Dorpat gebürtig, jetzt Titular-Concertmeister meines Bruders. Er hat einen herrlichen Ton, oft der Menschenstimme ähnlich im Adagio, rein und klar, und besonders im Flageolet einzig. Modesachen von Ernst u. dgl. spielt er nach der Mode; aber er kann auch Beethoven u. s. w. spielen, da ich die Modekunststücke nicht liebe. Mir empfohlen, mußte ich ihn 5 Tage hindurch öfters sehen, Andere seinetwegen einladen, sein Concert besuchen, den Sängerinnen ihre Arien repetiren laßen u. s. w. Nun kam heute Morgen noch Herr Barop dazu, der Rudolph Lengerfeldt in Jena besuchen will; dann ein Mahler und andere Leute; vorgestern ein Herr Nadelmann von Hofwyl; kurz, es ging bei mir wie in einem Taubenschlage und die Besuche rißen nicht ab. Dann gibt es immer so

manches Nötige und Eilige zu schreiben, zu schicken, daß ich Abends oft ganz erschöpft einschlafe, wenn ich noch Briefe schreiben will.

Am Freitag las ich seit langer Zeit zum ersten Male wieder der Fürstin-Mutter vor aus dem Juif errant, der wol ein wichtiges, zeitgemäßes Buch ist, so wenig auch immer noch viele Leute an das heillose Treiben der Jesuiten glauben wollen.

Clara von Campe und Adelhaid von Stolzenberg, zwei sehr angenehme Mädchen, gut und vernünftig, sind gegenwärtig bei mir. — Wenn jetzt nur Dein Zahnweh fort ist, ehe diese Zeilen Dir sagen, daß ich immer getreu an Dich gedenke.

K. P. z. S.-L."

Im Herbst riß sie endlich sich ein wenig los und ging auf acht Tage nach Dresden. Sie schrieb mir darüber am 1. November 1845:

„Ich habe viele und unangenehme Schreibereien und Störungen gehabt, theils in Folge meines Aufenthaltes in Dresden, theils anderer Unternehmungen wegen. Karl Langerfeldt war mit mir in Dresden. Wir wohnten erst in einem kleinen Privathause, nachher im Rheinischen Hofe, einem guten und nicht eben theuren Gasthause. — Welche unendliche Reichthümer an Kunstschätzen finden sich doch in Dresden beisammen! Ich habe mich wahrhaft wieder erquickt und gestärkt an der schönen Kunst. Könnte ich es machen, so würde ich in Dresden leben; denn hier wird es immer geistig todter, stiller, sumpfiger und unsittlicher.

Gottlob, daß Dein großes hebräisches Wurzelwörterbuch endlich erschienen ist. Erhole Dich jetzt nur von dieser Anstrengung. Möge es die Wißenschaft fördern und Dir auch äußerlich Nutzen bringen. Da Du mir es zugeeignet hast, so muß ich mich noch besonders dafür bedanken. Die drei fürstlichen Schwestern fragen oft und mit großer Theilnahme nach Dir. — Nun lebe wohl! Gott erhalte Dich gesund!

Karoline."

Rudolstadt, am 14. November 1845.

Erst heute kann ich fortfahren und Dir ein trauriges Ereignis melden, welches hier alles in Bestürzung gebracht hat. Der Erbprinz, der einzige Sohn, der dem Fürsten noch geblieben, ist am Dienstag Abend, 24 Jahre alt, gestorben. Er litt in den letzten Jahren öfters an Blutbrechen, wurde diesen Herbst immer schwächer und konnte nur noch wenige Schritte gehen. Obgleich man lange ein schnelles Ende erwartete, so kam es doch überraschend. Die letzten Stunden hat er viel an Beängstigungen gelitten, bis eine Herzlähmung seinem jungen sanften Leben ein Ende machte. Er war sehr groß geworden und soll seit früher Jugend an allen Lymphgefäßen gelitten haben, war bei jeder Erkältung und Verletzung leicht geschwollen und litt zuletzt viel an Herzklopfen, Mattigkeit und gänzlicher Schlaflosigkeit. Es ist ein sehr trauriger Fall, der mir besonders für die Fürstin-Mutter unendlich leid thut.

Am 25. November 1845.

Ich werde Dich bald um einen großen, großen Dienst ansprechen, lieber Ernst! Es gilt einen edlen Menschen zu retten, der in einer eigenen Lage ist und dem ich helfen möchte, aber es nicht allein ohne männliche Hülfe kann. Du sollst mir helfen. Willst Du es? — Nächstens mehr davon. — Hoffentlich geht es Dir gut. Sage mir bald etwas Erfreuliches. — Lebe wohl! stets in treuer Liebe Deiner gedenkend

Karoline.

Der eben erwähnte junge Mann, dem sie helfen wollte, beschäftigte sie das letzte Jahr ihres Lebens so vielfach und machte ihr zugleich so viel Sorge, Kummer und Verdruß, daß sie zuletzt darüber erkrankte und nicht wieder aufkommen konnte. Sie hat mehr als 20 Briefe seinetwegen an mich geschrieben; sie eignen sich aber nicht zur Mittheilung, da sie zu speciell Persönliches und selbst gewöhnliche Klatschgeschichten enthalten, so sehr auch aus allen der edle hohe Sinn der Prinzessin hervorleuchtet. Es müßen daher hier einige kurze Andeutungen genügen.

Der junge Mann, dessen Talente die Prinzessin offenbar überschätzte, war als Violinspieler in der fürstlichen Kapelle zu Rudolstadt angestellt, hatte eine schöne Tenorstimme und sang einige Jahre lang in dem Singverein der Prinzessin mit. Da sie glaubte, daß aus seiner Stimme sich etwas Vorzügliches machen ließe, bot sie ihm an, ihm Sing- und Klavierstunden zu

geben und ihn im Generalbaß unterrichten zu laßen. Da er in seiner aussichtslosen Stellung sich sehr gedrückt und unglücklich fühlte, so nahm er dankbar die Mittel an, die ihm die Prinzessin zu seiner weitern Ausbildung anbot, und ging später auf ein Jahr nach Bückeburg, um sich gründlich in der Musik, sowie in neueren Sprachen, im Deutschen u. s. w. fortzubilden.

Nun hatte er in Rudolstadt mit der Schwester eines Freundes ein Liebesverhältnis angeknüpft, das brieflich während seines Aufenthaltes in Bückeburg fortgesetzt wurde. Hier aber ergriff sein Herz eine neue Flamme mit großer Leidenschaft. Seine Braut in R. erhält davon Kunde und macht nun ihr bis dahin geheimes Verhältnis bekannt und beklagt sich bei aller Welt über die Untreue. Die Prinzessin, welche von diesem Verhältnis keine Ahnung gehabt, läugnete es entschieden, weil ihr der junge Mann nichts davon gestanden, bis man ihr einige Briefe an das junge Mädchen zu lesen gab. Sie war betroffen und sehr verstimmt darüber. Das Verhältnis löste sich nun zwar auf ärgerliche und unangenehme Weise auf. Aber auch in Bückeburg war seines Bleibens nicht; die unglückliche Neigung trieb ihn fort von da. Die Prinzessin schickte ihn nach Mailand, um sich als Sänger auszubilden. Aber hier war er beständig heiser und gefoltert von eigenen Vorwürfen und zerfallen mit der ganzen Welt. — In dieser Stimmung schickte sie ihn mir darauf nach Tübingen, wo er einigermaßen zur Ruhe und Besinnung kam und sich ernstlich mit der

Theorie der Musik beschäftigte. — Später hat er in Amerika eine gute Stelle als Musiklehrer erhalten.

Wie überall, so hatte auch hier die Prinzessin die reinsten und besten Absichten, die sie aber nicht immer vor Misgriffen schützten. Um sie jedoch gerecht zu beurtheilen, muß man sich etwas genauer in ihre Lage versetzen.

Wer bedenkt, mit welchen Gefühlen sie ihren früheren schönen und großartigen Wirkungskreis, ihr Vaterhaus und Vaterland verlaßen und nun wie eine Halbverbannte den Rest ihrer Tage in der Fremde zubringen mußte, wie sie hier fortwährend in peinlichen Geldverlegenheiten war, da sie nur eine Apanage von 1500 Thlr. bezog und doch den Trieb, für Andere zu wirken, nicht aufgeben konnte, wer das erwägt und dazu ihre körperlichen Leiden mit in Anschlag bringt, der wird ihr Wesen, das in dieser Zeit oft unruhig, gereizt und unbehaglich war, wohl etwas milder beurtheilen.

Dazu kam, daß durch ein seltsames Geschick der Tod ihre theuersten Freunde und Zöglinge in der Blüte des Lebens dahinraffte. So Mevert, Stüver, K. Meier, E. Windt, Heermann, Schoof. Einige andere wurden ihr noch im Leben fremd. So schien sie fast umsonst für die Menschheit, der sie ihr ganzes Leben und Streben gewidmet hatte, gewirkt zu haben. Sie suchte daher, trotz ihrer angegriffenen Gesundheit, mit einer gewißen fieberhaften Hast, mit leidenschaftlicher Gewaltsamkeit einen neuen Wirkungskreis

zu gründen, neue Schüler heranzubilden und so den Rest ihres Lebens mit Sorgen und Opfern für Anderer Wohl auszukaufen. Sie hat das redlich erfüllt und ist darüber zu Grunde gegangen. Es konnte aber nicht fehlen, daß sie sich hie und da in der Wahl ihrer Pfleglinge auch jetzt noch versah, Geld und Zeit an Undankbare und auch an Unfähige verschwendete und so sich am Ende eingestehen mußte, daß sie erfolglos sich angestrengt habe. Indes der Erfolg alles unseres Thuns hängt ja nicht allein von uns ab und bestimmt nicht den Wert unsrer Handlungen; dieser wurzelt vielmehr einzig in der Gesinnung, aus der wir handeln. In dieser Beziehung aber ist das Wirken der Prinzessin in der letzten Periode ihres Lebens sicher ebenso anerkennenswert und edel, als das der früheren Zeit, und man kann nicht läugnen, daß sie auch jetzt noch mit geringen Mitteln vielfach Großes und Gutes zu Stande gebracht hat.

Noch in den letzten Wochen ihres Lebens, wo sie schon leidend war, machte ihr mein Streit mit Ewald große Sorge. Sie las die über 100 Seiten lange Streitschrift und schrieb am 26. Mai 1846, fünf Wochen vor ihrem Ende, den letzten Brief, den ich von ihr erhielt:

„Gestern, lieber Ernst, erhielt ich Deinen Brief vom 21. d. M. mit der kleinen Schrift über die 10 Gebote. Ich danke Dir vielmals und freue mich, daß das Werk Dir etwas einbringt.

Was Dein anderes Buch über den Plural und

Deine Antwort an Ewald betrifft, so kann ich das Ganze natürlich nicht beurtheilen, bedaure aber in der That, daß ich nicht Einiges an mehren Stellen darin abändern kann, was man gewiß ebenso gut hätte etwas anders und doch nicht minder kräftig sagen können. Warum z. B. ihm bemerklich machen, daß er bereits der Geschichte angehöre und daß er dieß nicht begreifen wolle? Das ist immer etwas schwer begreiflich für Jemand, nützt hier nichts und erbittert ganz umsonst. Wo er Dich ungerecht angegriffen, konntest Du ja antworten und Dich vertheidigen; aber solche Bemerkungen und ebenso der Schluß, daß Du Ewalds Konsequenz anerkennst, indem er jetzt endlich auch öffentlich als Dein Feind aufgetreten, gefallen mir nicht.

Ich fürchte, er wird nun erst recht Dir zu schaden suchen und Deine Anstellung noch eifriger hintertreiben, und schadet das nicht wiederum der Wißenschaft? Selbst manches, was Du zu seinem Lobe sagst, wie z. B. daß er keine Schule bilden und keine orthodoxen Schüler ziehen könne, sondern nur mehr zum Selbstdenken anrege, das wird er als Grobheit aufnehmen. Kurz, es wäre klüger gewesen, manches nicht so zu sagen. Indes mag es schwer sein, wenn man so hämisch und ungerecht angegriffen wird, überall das rechte Maaß zu finden, das will ich gern glauben. Nur machen mir diese Vorgänge wegen Deiner Zukunft ernste Sorgen.

Ich fange bei gutem Wetter an auszugehen und mich zu erholen. Sobald es geht, werde ich baden. —

Grimm ist selig, noch ein halb Jahr bei Dir bleiben zu dürfen. Wenn es ihm nur nützt! Er ist noch gar zu unruhig, aufgeregt, überspannt und unklar!*) — Lebe wohl und schreibe bald! Getreulich wie immer

Karoline."

Werfen wir hier, wo dieß seltene Leben seinem Ende sich naht, einen kurzen Rückblick auf den Entwicklungsgang und die Eigenthümlichkeit desselben, so treten einige Hauptpunkte als besonders charakteristisch hervor und mögen noch kurz angedeutet werden.

1) Die Grundzüge im Charakter der Prinzessin sind im Wesentlichen dieselben, die schon im Kinde sich ankündigten, sogar bis auf einzelne kleine Schwächen. Wer denkt nicht bei dem gern docirenden Kinde an die spätere Lehrerin und Erzieherin? — Sie war ferner von früh an ein sinniges Kind, lebte mehr ein innerliches, als ein dem Aeußern zugewandtes Leben. Ihre Kränklichkeit und zeitweise Taubheit weckten das Nachdenken, wiesen sie mehr auf sich selbst, als auf Andere an und legten den Grund zu der spätern Bedürfnislosigkeit, die sie wirklich in hohem Grade besaß. Ihr Glück und ihre Zufriedenheit hingen nicht von äußeren Umständen, von Dingen und Personen ab, sondern kamen aus dem Innern, und so hatte sie eine fast männliche Selbständigkeit und innere Freiheit sich zu eigen gemacht.

*) Er starb einige Jahre später im Irrenhause.

2) Wenn ihre Erzieherin klagte, daß sie noch im 15. Jahre gar zu sehr Kind sei, so muß man sagen: sie hat ihr Lebenlang im reinsten und besten Sinne immer etwas Kindliches behalten, vor allem die offene Empfänglichkeit für alles Gute und Wahre, sowie für alles Erfreuliche im Leben und für jeden frohen Lebensgenuß. Wenn ihr ein gutes Werk gelungen war, konnte sie sich freuen wie ein Kind. Ebenso ergriff sie aber auch bei heiterem, unschuldigem Scherz, bei komischen Vorfällen ein wahrhaft kindliches Behagen und eine herzliche Lachlust, die Einem wohlthat. Ueberhaupt zeigte ihr Charakter eine schöne Mischung von Ernst und heiterer Lebendigkeit, einen tiefen, nachdenklichen, auf das Innere gerichteten Zug und einen freien fröhlichen Blick auf die buntbewegte Außenwelt. Wenn aber sonst jener nachdenkliche Zug eher dem Leben und Handeln entfremdet, so war hier das gerade Gegentheil der Fall; sie schien nur sich zu vertiefen und nachzudenken, um alsdann um so frischer und nachhaltiger handeln zu können. Alles aber, was sie begann, ergriff sie mit ganzer, ungetheilter Kraft und mit heiterem Mute, rasch, gewandt und niemals ratlos. Furcht kannte sie nicht.

Man kann sagen: ihr Wesen charakterisirt Verstand und Unschuld, von der reinsten Herzensgüte durchwärmt.

3) Aus ihrem gewöhnlichen Kreise war jede kleinliche Schranke, jede beengende Förmlichkeit verbannt. Es herrschte die offenste Freiheit in Rede und Wider=

rede, der frischeste, ungezwungenste Naturausdruck der Heiterkeit. Die Plattheit und Engherzigkeit des gewöhnlichen Lebens, der flache Weltton, alle Förmlichkeiten waren ihr zuwider, obwohl sie auf die höheren Formen der guten Gesellschaft und der Welt etwas hielt und diese ihr selbst auch mit seltenem Takt und unendlicher Anmut zu Gebot standen. Aber es waren bei ihr nicht leere Formen; es kam vielmehr eine schöne freie Seele darin zur Erscheinung.

4) Sie besaß in intellektueller Beziehung mehr praktische Vernunft, klaren Weltverstand und sittliche Begeisterung, als produktiven Geist, Witz und Phantasie. Eigentliche Genialität ist ihr nicht zuzuschreiben. Ihre Unterhaltung war nicht eigentlich geistreich; die Gedanken strömten ihr nicht in leichter Fülle zu, aber gediegen, gehaltvoll und edel war alles. Deshalb war auch ihr Einfluß bei der Erziehung der Jugend mehr bildend, gestaltend, kritisirend, als anregend und neue Gedanken erzeugend.

Aber etwas besaß sie, wodurch sie der wirklichen Genialität sich gleich stellte: sie war durch und durch wahr, strebte in Allem nur nach Klarheit und Wahrheit und zwar rein um der Sache willen, aus reiner Freude an der Erkenntnis jeglicher Wahrheit. Dadurch erlangte sie denn auch eine Bestimmtheit und Klarheit des Selbstbewußtseins, wie sie sonst bei dem mehr innerlichen Wirken und Weben einer weiblichen Natur gewiß sehr selten erreicht wird. Unklare Gefühlsschwärmerei war ihr völlig fremd. — Auch im Reli-

giösen hatte sie ein freies, aufgeklärtes Gewißen, aber ohne alle Anmaßung und Ueberhebung. Voll Demut bei glücklichen, gefaßt und gottvertrauend bei widrigen Schicksalen, konnte die innere Harmonie ihres Wesens nur selten und nur vorübergehend gestört werden und war immer wieder bald hergestellt, indem sie sich gewöhnt hatte, jedes Uebel und alles Widerwärtige im Leben als einen Sporn zu weiterer und reinerer Entwicklung zu betrachten. Deshalb suchte sie auch Kummer und schmerzhafte Empfindungen nicht äußerlich zu zerstreuen, sondern innerlich auszugleichen und mit ihrem ganzen Wesen in Einklang zu setzen.

5) Da ihre Begeisterung von Grund aus mehr eine ethische, als eine rein poetische war, so wußte sie einen Genius wie Shakspeare und Göthe nicht recht zu würdigen. Es fehlte ihr in dieser Beziehung zugleich der richtige ästhetische Gesichtspunkt, von dem aus Kunstwerke wie Faust, Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften beurtheilt sein wollen. Dagegen stieß sie sich auf ihrem einseitig moralischen Standpunkte fortwährend an manches Persönliche aus dem Leben Göthe's, an kleine Geschichtchen, die seinen Egoismus und seine Sinnlichkeit offenbaren sollten.

So hatte Göthe z. B., als er einst von Rudolstadt abfuhr, sich einen fetten Hammelsbraten, den er da hängen sah, in den Wagen bringen laßen und mit nach Weimar genommen. Das war ihr immer ein Anstoß, und wenn ich bemerkte, daß auch der größte Dichter so gut wie jeder andre Mensch eßen und trinken

müße, und daß es eigentlich einen schönen häuslichen Sinn verrate, wenn der Mann auf die Art seiner Frau etwas Gutes in die Küche liefere, wie wenn ein Jäger einen Hasen oder etliche Feldhühner mit heimbringe, so half das alles nichts: sie kam immer wieder auf ihr erstes Wort zurück.

Indes hinderte das nicht, daß sie Herrmann und Dorothea, Tasso und Iphigenie für drei der herrlichsten Dichtungen erklärte, die je ein Sterblicher hervorgebracht und die sie mit immer neuem Entzücken las.

Es haben Andere vielfach die Bemerkung gemacht, die nahe lag, daß sowohl Göthe's Iphigenie als besonders auch im Tasso die Prinzessin Eleonore von Este die Grundzüge von Charakter und Wesen der Prinzessin Karoline an sich trügen. Und wirklich stimmen die Charaktere bis auf kleine Einzelheiten vielfach überein. So z. B. was die Prinzessin über ihre Jugend sagt:

„Was mir bleibt?
Geduld, Eleonore! Ueben konnt' ich die
Von Jugend auf. Wenn Freunde, wenn Geschwister
Bei Fest und Spiel gesellig sich erfreuten,
Hielt Krankheit mich auf meinem Zimmer fest,
Und in Gesellschaft mancher Leiden mußt'
Ich früh entbehren lernen. Eines war,
Was in der Einsamkeit mich schön ergötzte,
Die Freude des Gesangs; ich unterhielt
Mich mit mir selbst; ich wiegte Schmerz und Sehnsucht
Und jeden Wunsch mit leisen Tönen ein.
Da wurden Leiden oft Genuß, und selbst
Das traurige Gefühl zur Harmonie.“

Und ferner:

„Muß ich denn wieder diesen Schmerz als gut
Und heilsam preisen? Das war mein Geschick
Von Jugend auf; ich bin nun dran gewöhnt."
(3. Aufz., 2. Auftr.)

Ebenso was gleich im Anfang die andre Leonore über sie sagt:

„Du fühlst es beßer, fühlst es tief und — schweigst;
Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks,
Der Witz besticht Dich nicht, die Schmeichelei
Schmiegt sich vergebens künstlich an Dein Ohr:
Fest bleibt Dein Sinn und richtig Dein Geschmack,
Dein Urtheil grad, stets ist Dein Antheil groß
Am Großen, das Du wie Dich selbst erkennst."

Und wenn Leonore ihre Bildung rühmt, so antwortet die Prinzessin ganz im Sinne unserer Karoline:

„Mich kann das, Leonore, wenig rühren,
Wenn ich bedenke, wie man wenig ist,
Und was man ist, das blieb man Andern schuldig.
— — — — — — — — — — — — —
— — —
Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen,
Es sei ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Thaten Wert,
Es sei von einer Wißenschaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menschen nützt, indem sie ihn erhebt.
Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen" u. s. w.

6) Die großen und durchschlagenden Grundgedanken ihres Lebens waren: fortschreitende Selbstveredlung und Veredlung Anderer. Beides ging bei ihr Hand in Hand: sich selbst zu bilden, indem sie Andere bildete. Dabei war wohl nicht leicht Jemand so ohne Selbstsucht und ohne allen Egoismus wie sie. Deshalb war auch ihr ganzes Wesen dem Niedern, Gemeinen und Kleinlichen im Denken wie im Handeln so unzugänglich, eben weil die Wurzel alles Niedern, die Selbstsucht, so völlig in ihr abgetödtet war.

Ihre höchste Lebensfreude war es, Talente und Anlagen in Kindern zu entdecken und zu entwickeln. In jedem Einzelwesen aber sah sie das Ganze, im Menschen die Menschheit, und wenn sie von dieser Anschauung aus überzeugt war, daß in jedem Menschen ein höherer göttlicher Funke liege, der angefacht und geweckt, ein göttliches Ebenbild, das aus ihm herausgebildet werden könne, und sie demgemäß darauf hin arbeitete, dieß bei ihren Zöglingen zu bewirken, so waren das sicher keine überspannten Anforderungen, die sie machte, keine leeren Bestrebungen, denen sie nachhing, sondern sie entsprangen aus einer tiefen und wahren Einsicht in das menschliche Wesen überhaupt.

7) Ihrem rastlosen Streben, der Menschheit zu nützen, fehlte jedoch leider oft das vernünftige Maaß, die notwendige Beschränkung, so daß sie körperlich und geistig vor der Zeit sich aufrieb, indem sie nur höchst selten freiwillig eine kleine Ruhe und Erholung sich erlaubte. Gewöhnlich ward sie erst durch Unpäßlichkeit

dazu gezwungen; besonders während ihres Aufenthaltes in Rudolstadt. Dazu die heftigen Erschütterungen, welche theils durch Todesfälle, theils durch ihren Fortgang von Bückeburg immer aufs Neue ihr Gemüt bestürmten und ihr ganzes Wesen in eine Ueberreizung und übergroße Spannung versetzten, so daß man seit den letzten Jahren, wo überhaupt ihre Kränklichkeit zunahm, schon längst ernstliche Besorgnisse für ihr Leben hegen mußte.

Sie selbst aber glaubte offenbar nicht an ein nahes Ende und bemerkte die Abnahme ihrer Kräfte nicht so bestimmt, obwohl sie innerlich und äußerlich auf einen solchen Fall mit größter Seelenruhe vorbereitet war und ihr Haus bestellt hatte.

Wenn Fräulein Marcard S. 25 ihre Skizze sagt: die Prinzessin sei ohne letztwillige Verfügung gestorben, so wäre das freilich eine unbegreifliche Sorglosigkeit gewesen. Allein Fräulein M. scheint die einzige Person in Bückeburg zu sein, die über diesen Punkt so falsch unterrichtet ist. Die Prinzessin hatte nämlich schon seit Jahren, als sie noch in Bückeburg lebte, ein vollständiges Testament in aller Form Rechtens gemacht und bei dem zuständigen Gerichte niedergelegt. Sie hatte ihr ganzes Vermögen bestimmt zur Fortsetzung ihrer musikalischen Unterrichts-Anstalten in Bückeburg, zur Unterstützung der Jünglinge, deren Ausbildung sie übernommen hatte u. s. w. Durch den Tod mehrer Schützlinge aber, sowie durch die Abnahme ihres Kapitals, das sie in den letzten Jahren bedeutender angreifen

mußte, wurden einige Abänderungen notwendig, weshalb sie das Testament sich zurückgeben ließ. Ehe sie aber die Abänderungen vorgenommen, ereilte sie der Tod. Weil nun diese Testaments-Urkunde erbrochen war, so wurde sie für ungültig erklärt und soll ungelesen (?) verbrannt worden sein, wodurch denn mehre ihrer Schützlinge in peinliche Verlegenheiten gerieten, unter andern insbesondere ich selbst, da ich noch keine Anstellung hatte und das von der Prinzessin mir vermachte Kapital nicht ausbezahlt erhielt. Ihr hinterlaßenes Vermögen betrug an barem Gelde immer noch etwas über 40,000 Thlr.

Ueber die letzte Krankheit und den tödtlichen Ausgang derselben hat die der Prinzessin sehr befreundete Frau Rätin Hauthal, bei der sie wohnte, mir einen ausführlichen Bericht erstattet, den ich hier folgen laße:

„Anfangs Juni klagte die Prinzessin, die im vorigen Winter sehr lange Zimmer und Bett gehütet und wohl übermäßig viel und oft geschwitzt hatte, über Katarrh, weshalb sie die im Mai begonnenen Malzbäder wieder aussetzte. Doch ging sie dabei noch aus und brachte täglich einige Stunden im Garten zu. Der Besuch der Herren Deckner und Langerfeldt, die von Keilhau aus mehrmals zu ihr kamen, hatte sie sehr heiter gestimmt. Am 5. Juni hörten wir wohl bis gegen 11 Uhr

Abends Klavierspiel und Gesang bei ihr. Mein Mann, der an diesem Tage von einer Badereise zurückgekehrt war, ward noch freundlich von ihr angenommen. Doch fiel es uns auf, daß die sonst so theilnehmende Prinzessin weder am 6. noch am 7. Juni zu uns kam, um unsere Freude über die glückliche Rückkehr selbst mit anzusehen. Als ich deshalb besorgt hinaufging, hörte ich von ihr selbst, daß sie wegen eines heftigen Hustens einige Tage das Zimmer hüten wolle.

Ihr Arzt, der Dr. Otto, erklärte ihr Uebelbefinden für einen heftigen Katarrh und wandte alle mögliche Sorgfalt an. Doch wißen Sie wohl noch von früher, wie wenig die theure Prinzessin sich ärztlichen Vorschriften fügte und wie sie bei allen Recepten gern minderte und mehrte. Nach etwa einer Woche, als ihr Zustand sich nicht beßerte, wünschte der Dr. Otto, daß noch ein zweiter Arzt mit zu Rat gezogen werde, worauf sich die Prinzessin für den Dr. Franke entschied. Obwohl er mit großem Takte, sehr fest und bestimmt in seinen Anordnungen auftrat, so vermochte doch auch er nur wenig über die hohe Kranke, weshalb wir alle wiederholt und dringend baten, noch einen dritten Arzt herbeizuziehen, indem am 23. Juni ein ziemlich starkes Fieber sich einstellte.

Die Prinzessin selbst wünschte jetzt den Geheimen Medicinal-Rat Wendel, Leibarzt der Frau Großherzogin von Weimar. Hartmann eilte nach Jena, ihn zu holen. Indes verzögerte sich seine Ankunft

um einige Tage, da er selbst an der Gesichtsrose litt.

Dr. Otto wurde immer besorgter; auch Dr. Franke, wenn gleich hoffnungsvoller als Dr. Otto, stimmte diesem doch in so fern bei, daß bei dem — durch früheres übermäßiges Schwitzen und vieles Mediciniren geschwächten Körper der Prinzessin eine sonst gefahrlose Krankheit Besorgnis erregen könne. — Da kam am 27. Juni Dr. Wendel. Dieser sprach sich, indem er von der Kranken unbedingten Gehorsam gegen die Aerzte verlangte, sowohl gegen die Prinzessin, als auch gegen deren Umgebung so hoffnungsvoll aus, daß wir alle auflebten und glaubten, Dr. Otto, als der jüngste der drei Aerzte, könne sich mit seinen Befürchtungen wohl am ersten irren. Doch glaubte auch Dr. Otto die Gefahr nicht so nahe.

Nach dem Eintritt des Fiebers nahm die Prinzessin meinen Besuch nicht mehr an, da die Aerzte wegen des heftiger werdenden Hustens nicht wünschten, daß sie viel spräche, und sie doch, so oft ich zu ihr kam, sehr lebhaft über ihren Zustand und die Art, wie Herr von Möller sie behandelt haben würde, mit mir sprach.

Die Prinzessin lag in den letzten Tagen in ihrem kleinen Schlafzimmer. Vorher lag sie am Tage größtentheils in der ehemals von Ihnen bewohnten Stube auf einem Ruhebett. Da erlaubte mir der Arzt, daß ich öfter in dieser Stube sein durfte, wo ich durch die stets offene Thür die theure Kranke sehen und hören

konnte, ohne von ihr, da sie bekanntlich nicht leise hörte, bemerkt zu werden und ohne sie durch meine Gegenwart zu ungewöhnlichen Stunden ängstlich zu machen. Hier war ich Zeuge, mit welch rührender Treue und Aufopferung Dem. Weckesser und Jörning sie pflegten. Tag und Nacht verließen sie die Kranke nicht, und nur selten erlaubte sich die eine oder die andere auf einer Matratze ein wenig zu ruhen, obwohl sie beide bereits die Grippe im hohen Grade sich zugezogen hatten. Hartmann (der Bediente) saß, wenn er nicht nach den Aerzten oder der Apotheke mußte, ängstlich lauschend Tag und Nacht im Vorsaal, um nur ja jede Störung fern zu halten und zu jeder Hülfe bereit zu sein.

Abwechselnd umgaben Fieberbilder den Geist der Kranken; doch war sie auch Stundenlang ganz klar. Ihre Phantasien aber waren nicht ängstlich; es waren liebliche ländliche Bilder; sie wollte, äußerte sie noch am letzten Tage, am 30. Juni, künftig auf dem Lande, in einem Dorfe wohnen, eine kleine Meierei anlegen u. dergl. Auch schien sie außer beim Husten und bei dem mehrmaligen Erbrechen, dem immer Beängstigungen vorher gingen, keine Schmerzen zu haben. — Nie äußerte sie in ihrer Krankheit den Wunsch, Jemand von Bückeburg oder sonst Jemand, der ihr theuer war, zu sehen. Sie hatte keine Ahnung davon, wie krank sie war. Einmal hörte ich sie sagen: ‚Bin ich wohl so krank, als Deckner es war?‘ Und als man ihr erwiderte: ‚Nein, so krank nicht!‘ sprach sie ganz be-

ruhigt: ‚Nun denn, wenn Deckner kränker war!‘ — — Ein anderes Mal glaubte sie ihre Mutter zu sehen und rief: ‚O Mutter, wie hab’ ich Dich so lieb, so lieb!‘ — Mehrmals sagte sie zur Jörning: ‚Ach Elise, wie gut ist es jetzt, daß Du noch hier bist und kein Fremdes zwischen uns! Werdet Ihr mir nur nicht krank!‘ — Es fiel uns auf, daß sie in den letzten Tagen immer Mathilde und Elise sagte, anstatt Weckesser und Jörning, wie sonst immer. Sie fühlte wohl, daß so viel Liebe, Treue und gränzenlose Geduld, wie ihre Pflegerinnen sie bewiesen, eine wohlwollende Anerkennung verdienten.

Weil die theure Kranke über Beängstigungen klagte, so waren wir bis Mitternacht oben und entfernten uns erst, als der vom Arzt verordnete Lindenblütenthee sie sichtlich erleichterte. Am frühen Morgen hörten wir, daß die Nacht leidlich gewesen, der Husten bedeutend beßer sei und das Fieber fast gänzlich nachgelaßen habe. Alles schöpfte neue Hoffnung, als auch so der Tag verging.

Gegend Abend jedoch glaubten wir eine Veränderung der Stimme zu bemerken. Sie schlief abwechselnd, wollte aber gar keins der verordneten Mittel mehr nehmen; sie fühle sich schmerzlos, sagte sie, und bat dringend, sie nicht zu stören. Dr. Otto blieb die Nacht da und auf seinen Wunsch entfernten wir uns gegen Mitternacht. Von der Sorge wach gehalten, fragten wir um 2 Uhr nochmal wieder an und bis dahin war nichts verschlimmert.

Nach 4 Uhr aber veränderte sich ihr Zustand sehr und es traten Anzeichen des Todeskampfes ein. Dieß mochte eine halbe Stunde gedauert haben, als der Athem immer langsamer wurde; die Augen brachen, und als wir geweckt, gegen 5 Uhr hinauf eilten, hauchte sie, mit dem Kopfe an der Brust der Weckesser, wie ein Müdes ruhend, ihren Geist aus. Vorher hatte sie noch mit dem Ausrufe: ‚Mein Gott, mein Gott!‘ die Hände selbst gefaltet.

Ihre ganz ruhige Lage sowie der Ausdruck ihres Gesichtes zeugten dafür, daß ihr Tod ein sanfter war. — Auch nach dem Tode verrichteten die Weckesser und Jörning jeden Liebesdienst selbst und außer den Aerzten, die sie secirten, berührte keine fremde Hand die geliebte Leiche.

Ein oft von der Prinzessin ausgesprochener Wunsch, nicht noch im Tode durch langen Aufschub der Beerdigung Andern Schrecken zu erregen, ward ihr erfüllt. Denn, trotz dem, daß durch die verzögerte Ankunft des Herrn von Ulmenstein von Bückeburg sie erst am 6. Juli, früh nach 7 Uhr, zu ihrer letzten Ruhe geleitet wurde (sie war am 1. Juli gestorben), so konnten wir uns doch bis zuletzt ohne Scheu der theuren Verstorbenen nahen.

Sie war im vollen Sinne des Wortes mit Blumen bedeckt, welche zum Theil eigenhändig von der Fürstin-Mutter, der Prinzessin Karl und der Frau Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg zu Kränzen und Sträußen gebunden waren.

Die beiden letztgenannten nahmen noch im Tode Abschied von der geliebten Freundin und jede allein betete lange bei der Verstorbenen."

So weit dieser Bericht.

Mehrmals hatte die Prinzessin früher schon ihr Misfallen an ausgemauerten, abgesonderten Begräbnissen geäußert. Sie wünschte einfach wie andere Menschen dem freien Schooße der Erde zurückgegeben zu werden, und ist deshalb mitten unter bürgerlichen Begräbnissen des neuen Kirchhofs zu Rudolstadt bestattet worden. Wie sie im Leben sich stets als ein Glied im Ganzen der Menschheit fühlte, so mochte sie auch im Tode von dieser Gemeinschaft nicht abgeschieden sein.

Später wurde auf ihrem Grabe ein hoher Obelisk von Sandstein errichtet; er trägt die Inschrift:

Karoline Luise,
Prinzessin zu Schaumburg-Lippe,
Reichsgräfin und edle Frau zu Lippe und Sternberg,
geboren 29. November 1786,
gestorben 1. Juli 1846.

Herr Superintendent und Hofprediger Leo sprach an der Gruft, als sie in der Frühe des 6. Juli beerdigt wurde, folgende Worte, deren Mittheilung mir freundlichst gestattet worden:

„So war es denn Dein Wille, allmächtiger, himmlischer Vater, daß die edle Fürstin, die seit Jahren

unsere Stadt zum Wohnsitz sich erkoren und hier des Guten so viel gewirkt, so Vielen zum Segen gelebt hat, nun auch hier unter uns ihre letzte Ruhestätte finden und ihr dem Wahren, dem Guten und Schönen so ganz gewidmetes Leben beschließen sollte. — Wir stehen an ihrem Grabe mit dem Gefühle, daß in ihr unserm Fürstenhause eine theure, ihm in Liebe ergebene, an allen seinen Geschicken den innigsten Antheil nehmende Freundin, unserer Stadt eine eifrige Beschützerin und Beförderin alles Guten, unzähligen Armen und Notleidenden eine zum Helfen stets bereite Wohlthäterin entrißen ward. Und außer ihren hohen Anverwandten, welche die Kunde von ihrem — trotz der vorangegangenen Krankheit — doch so unerwarteten Dahinscheiden auf das tiefste erschüttern und betrüben muß, — wie viele sind in der Nähe und in der Ferne, die einen gleich tiefen Schmerz empfinden, von gleicher Trauer ergriffen werden, weil sie, die hohe Vollendete, es war, die mit wahrhaft mütterlicher Fürsorge sich ihrer angenommen, ihnen die Mittel zu höherer Bildung dargereicht, ihnen durch ihr einflußreiches Wort, durch ihre vielvermögende Fürsprache den Weg zu ihrem Glücke gebahnt und ihnen fort und fort Beweise der freundlichsten Theilnahme, des edelsten Wohlwollens gegeben hat.

O gewiß, wir haben Recht, wenn wir es innig beklagen, daß die hochherzige Fürstin, die ihrem Thätigkeitstriebe eine so edle Richtung zu geben, die von ihrer hohen Stellung, von den ihr zu Gebot stehenden Mitteln

einen so überaus heilsamen und segensreichen Gebrauch zu machen wußte, dem Schauplatze irdischen Wirkens so früh entrückt und allen denen, welche die Verklärte um ihrer seltenen Geistesbildung, ihrer unverstellten Herzensgüte, ihres echt christlich-religiösen Sinnes willen innig schätzten und verehrten, so bald entrißen ward. Darum wird auch ihr Andenken unter uns stets in Segen bleiben und ihr Name wird von den vielen, auf die ihr wohlthätiges und segensreiches Wirken sich erstreckte, immer mit der heißesten Dankbarkeit genannt werden.

Von der Erde aber, die ihre entseelte Hülle aufzunehmen bestimmt ist, wenden wir unsern Blick hinauf in die lichten Räume des Himmels, wo ihr Geist, der schon hier so begierig nach Licht, nach Wahrheit strebte, sich einer helleren und vollkommeneren Erkenntnis freuen und die Früchte des hier gestreuten Samens ernten wird.

Ja, wir preisen Dich, Vater im Himmel, für die große Hoffnung der Unsterblichkeit, die Du in unsern Herzen durch Den erwecket und befestigt hast, welcher Leben und unvergängliches Wesen an das Licht brachte und der einst zu den Seinen sprach: ‚Ich lebe, und auch ihr sollt leben!‘ Dieses ewige, selige Leben, das Du um Jesu Christi willen allen Deinen frommen Verehrern aus Gnaden schenken willst, verleihe auch ihr, der theuren Verklärten, vergelte ihr reichlich das viele Gute, das sie im Hinblick auf das Vorbild ihres Erlösers mit frommen Sinn hienieden vollbrachte, und

laß sie da wohnen, wo Freude ist und liebliches Wesen die Fülle zu Deiner Rechten ewiglich!

Das wollest Du thun um Deiner Gnade willen.

Ja, segne sie, o Gott, und behüte sie! Erleuchte Dein Antlitz über sie und sei ihr gnädig! Erhebe Dein Antlitz über sie und gib ihr Frieden! Amen.

Vater unser u. s. w."

Perthes' Buchdruckerei in Gotha.